

Ferdinand Kroh



Vom jüdischen Widerstand
gegen Hitler

David kämpft

AKTUELL

ro
ro
ro

«Der jüdische Widerstand, die Bewegung des Hechaluz, hat dafür gesorgt, daß unsere Jugend in ganz Europa zueinander gehalten hat. Der gemeinsame Geist, die gegenseitige Hilfe und Solidarität haben viele Menschen die Jahre des Terrors und des Schreckens überstehen lassen. Wir waren geeint durch den großen und tiefen Glauben, daß trotz der massenhaften Vernichtung das jüdische Volk nicht untergehen wird – durch den Glauben an das eigene Land Erez Israel.»

Nathan Schwalb-Dror

ro
ro
ro
AKTUELL

DM 12,80

Dieses Buch

spürt einer kaum bekannten Geschichte nach: der Geschichte von jüdischem Überleben und jüdischem Widerstand im Nationalsozialismus. Das Wissen über den sozialdemokratischen, kommunistischen oder christlichen Widerstand, über die Weisse Rose und die Verschwörer des 20. Juli 1944 hat Eingang bis in unsere Schulbücher gefunden. Doch es gab auch jüdischen Widerstand, nicht nur im Warschauer Getto, in ganz Europa. Selbst den Historikern ist dies weitgehend verborgen geblieben.

Zwischen fünf und sechs Millionen Juden sind während des Zweiten Weltkriegs ermordet worden. Dieser beispiellose Völkermord hat den Widerstand überschattet. Die Juden waren nicht nur passive Opfer der Vernichtung. Sie haben sich auch gewehrt.

Ferdinand Kroh hat eine Fülle von Beispielen für den jüdischen Widerstand gegen den nationalsozialistischen Terror zusammengetragen. Er berichtet vom «Hechaluz», einer zionistischen Organisation, die im Zweiten Weltkrieg ein europaweites Netzwerk für Hilfs- und Widerstandsaktionen aufbaute. Er beschreibt die Tätigkeit jüdischer Rettungskomitees, die Zehntausende vor der Vernichtung bewahrten. Er erzählt vom militärischen Widerstand in Polen ebenso wie vom Überlebenskampf einer illegalen jüdischen Untergruppe in Berlin.

Der Autor hat mit vielen Juden gesprochen, die das Dritte Reich überlebten. Im zweiten Teil dieses Buches kommen sie selbst zu Wort. Das jüdische Leben im Untergrund, Flucht- und Rettungsaktionen, die allgegenwärtige Atmosphäre von Angst und Bedrohung und der Terror von Gestapo und SS – all dies wird in ihren Erinnerungen lebendig. Und es wird vorstellbar, welcher Mut und Überlebenswille dazugehörte, diese Zeit als Jude durchzustehen.

FERDINAND KROH, geb. 1950, ist freier Journalist für Presse, Funk und Fernsehen und lebt in Berlin. Seit 1980 arbeitet er kontinuierlich zum Thema jüdischer Widerstand.

Bücher zum Thema bei rororo aktuell:

Harald Focke / Uwe Reimer: Alltag unterm Hakenkreuz 1 – Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten (4431)

Martin Gilbert: Endlösung – Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas. Grossformat (5031)

Benno Müller-Hill: Tödliche Wissenschaft – Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945 (5349)

Ingrid Müller-Münch: Die Frauen von Majdanek – Vom zerstörten Leben der Opfer und der Mörderinnen (4948)

Ferdinand Kroh

David kämpft

Vom jüdischen Widerstand gegen Hitler

Mit einem Nachwort
von Nathan Schwalb-Dror



Rowohlt

rororo aktuell – Herausgeber
Ingke Brodersen • Freimut Duve

Originalausgabe
Redaktion Thomas Becker

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, April 1988
Copyright © 1988 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagentwurf: Jürgen Kaffer/Peter Wippermann
(Foto: Ullstein)
Satz Times (Linotron 202)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1280 – ISBN 3 499 15644 x

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Einleitung 7

Erster Teil

Jüdischer Widerstand in Europa 13

- Auftakt 1933 – Kampf gegen die Entrechtung 15
- Rettung in der Fremde – Ausreise und Alijah 22
- Hechaluz – Netzwerk des Widerstands 34
- Kriegsschauplatz Berlin – Überleben im Untergrund 38
- Polen und die Slowakei – Aktionen gegen die Vernichtung 52
- Westeuropa – Im Bündnis mit der Résistance 62
- Ungarn – Der Europa-Plan 65
- Rückblick – Was war «jüdischer Widerstand»? 73

Zweiter Teil

Erinnerungen aus zwölf Jahren Deutschland 77

- Pino Ginzburg – Als Schaliach in Deutschland 79
- Franz Kaufmann – Der christliche Helfer 92
- Edith Wolff – Lasst euch nicht deportieren 103
- Ernst Hallermann – Der Angeklagte 118
- Jizchak Schwersenz – Flucht am Hohentwiel 126
- Gad Beck – Organisator im Untergrund 143
- Stella K. – Die Greiferin 163
- Karla Wagenberg – Ein Brief aus Auschwitz 175
- Zvi Abrahamson – Zwei Jahre auf der Flucht 183

Nachwort von Nathan Schwalb-Dror 191

Erklärung hebräischer Begriffe 197

Anmerkungen 199

Einleitung

«Sagt ihnen, sie sollen bis zum letzten Augenblick um des Volkes Ehre willen aushalten.»

Joseph Trumpeldor

«Und wer da wird übrig sein zu Zion und überbleiben zu Jerusalem, der wird heilig heißen. Und die errettet werden im Hause Jacob, werden sich nicht mehr verlassen auf den, der sie schlägt.»

Jesaja

«Warum habt ihr euch nicht gewehrt?» Diese Frage stellen junge Deutsche den Juden, und diese Frage stellen junge Juden ihren Eltern angesichts der grausamen Bilder aus Gettos und Konzentrationslagern.

Simon Wiesenthal hat mir bei einem Treffen in Israel darauf geantwortet: «Nackten Menschen nimmt man unter den Bedingungen des Terrors die Menschenwürde. Damit sind sie wehrlos.»

Die jüdische Philosophin Hannah Arendt hat dies mit ihren Worten etwas anders ausgedrückt: «Unter den Bedingungen des Terrors fügen sich die meisten Menschen – einige aber nicht.»

Von diesen wenigen erzählt dieses Buch. Die meisten von ihnen waren oder wurden Zionisten, und viele waren in der zionistischen Pionierorganisation Hechaluz organisiert.

Ein riesiges Lagerfeuer flackert. Rundherum in der Julinacht Hunderte jüdischer Pfadfinder und Pioniere. Die jungen Zionisten der Organisation Kadimah (Vorwärts) haben sich in Dessau zu einem Bundeslager getroffen. Jizchak Schwersenz tritt hervor, um zur Feier des Sabbat die Sagen des Micha Bin Gurion vorzutragen.¹ In die feierliche Stille hinein ertönen plötzlich aus dem umliegenden Wald Schmährufe: «Juda verrecke – Deutschland erwache!» Die Hitlerjugend von Dessau hat das Lager umstellt. Wir schreiben das Jahr 1931.

Im Lager wird Alarm geblasen. Es trifft sich gut, dass einer der Teilnehmer kampferfahren ist: Enzo Sereni, ein junger Schaliach (Delegierter) der Kibbuzbewegung des Jischuv (Juden Palästinas). Sereni, ein gebürtiger Italiener, war in den zwanziger Jahren nach Palästina ausgewandert und hatte sein ganzes Vermögen dem Kibbuz Givat Brenner vermacht. In den Kibbuzim hat er sich schon häufig nächtlicher Angriffe von Arabern erwehren müssen.

Im Handumdrehen ist die Verteidigung gegen die Jungnazis organisiert. Weiss- und Braunhemden schlagen mit Fäusten und Knüppeln aufeinander los. Ein kleiner Trupp des Kadimah kann durchbrechen und die Polizei in der Stadt alarmieren. Doch die hat es nicht eilig. Dennoch können die jungen Juden ihr Lager halten, bis endlich die ersten Polizisten eingreifen. Mehrere Schwerverletzte müssen ins Krankenhaus eingeliefert werden. Am nächsten Tag schliesst die Dessauer Polizei das Lager, weil sie nicht für die Sicherheit der Zionisten garantieren kann. So sind sie am Sabbat gezwungen, ihr Lager abzubauen. Traurig ziehen sie durch die Strassen der Stadt zum Bahnhof, begleitet von den Hetzrufen vieler Dessauer.

Drei Jahre später wird Channoch Reinhold, in Dessau einer der jüdischen Jugendführer, mit dem ersten Transport der Jugendalijah mit jungen Juden aus dem Hechaluz nach Palästina aufbrechen.

Zwölf Jahre später, als Hitlers Sechste Armee in Stalingrad untergeht und in den Vernichtungslagern des Ostens die Krematorien rauchen, wird Jizchak Schwersenz in Berlin die erste zionistische Untergrundgruppe in Deutschland gründen.

Und ein Jahr darauf wird Enzo Sereni als Fallschirmjäger der jüdischen Elitetruppe Palmach über dem von den Deutschen besetzten Norditalien abspringen, in Gefangenschaft geraten und im Konzentrationslager Dachau umkommen.

Jüdische Widerstandskämpfer in Deutschland?

Es war eine der eher unerheblichen Diskussionen bei Wein und Bier. Doch für mich sollte sie nicht ohne Folgen bleiben. Wir debattierten über Israel und die Palästina-Problematik. Irgendwann kamen wir auf das Thema der Hilfe und Solidarität. Einer der engagiertesten Debattierer am Tisch war ein Journalist, der als Kind in einem KZ bei Lyon interniert war und dort den Terror des Naziregimes am eigenen Leibe erfahren musste. Dieser Journalist meinte: «Die reichen Palästinenser kümmern sich doch gar nicht um die Probleme ihrer angeblich von den Juden so verfolgten armen Landsleute. Und allen anderen Arabern ist deren Schicksal auch egal.»

Darauf antwortete ich: «Da unterscheiden sie sich aber nicht von den Juden. Ihr habt euch doch auch nicht gegen die Nazis gewehrt. Wo war denn da die jüdische Solidarität?»

Ziemlich erstaunt über soviel Unbildung, hielt er nun innerhalb einer knappen halben Stunde eine Einführung in jüdische Solidarität und jüdischen Widerstand gegen Hitlers Endlösung. Wir hörten zum erstenmal vom Kampf internierter Juden in Polen jenseits des Warschauer Gettos, vom Kampf der Juden innerhalb der französischen und belgischen Résistance, vom Kampf jüdischer Einheiten innerhalb der alliierten Armeen und von jüdischen Fallschirmspringern, die im jüdischen Palästina von einer Eliteeinheit der Haganah, der jüdischen Selbstwehr, ausgebildet wurden.

«Und Deutschland?» fragte ich. «Was haben die Juden denn hier getan? Wie die Lämmer haben sie sich zur Schlachtbank führen lassen!» – «Nein, das haben sie nicht», entgegnete der Journalist. Auch hier in Deutschland habe es Widerstand gegeben, und schliesslich sei die Mehrheit der deutschen Juden vor dem Holocaust emigriert. Doch Genaueres wusste er leider nicht zu berichten.

Als wir lange nach Mitternacht die Kneipe verliessen, sagte er: «Geh doch mal in die Jüdische Volkshochschule zu Gad Beck, der weiss mehr darüber.»

Dieses nächtliche Gespräch hatte im Frühjahr 1979 stattgefunden. Erst ein halbes Jahr später kam mir die Jüdische Gemeinde wieder in den Sinn, als ich zufällig dort in der Nähe zu tun hatte. Ich ging zum Gemeindehaus, und schon ein paar Minuten später stand ich dort einem kleinen, zierlichen älteren Mann gegenüber.

Gad Beck war der Leiter der Jüdischen Volkshochschule geworden, nachdem er 1978 aus Israel zurück nach Deutschland gekommen war. 1949 hatte er Deutschland verlassen. Ein Jude, der in Berlin überlebt hatte. Gad Beck hatte hier im Lande mit im Zentrum dessen gestanden, was ich heute als jüdischen Widerstand bezeichne.

Vor unserem ersten Treffen hatte ich keinerlei Vorstellung davon,

was ich durch ein Gespräch mit ihm würde erfahren können. Gad Beck war zunächst sehr erstaunt darüber, dass sich ein junger Deutscher für jüdische Geschichte interessierte. Und als erstes lernte ich, dass es einem Juden, der heute ein normales Leben führen möchte, schwerfallen kann, die schlimmen Bilder der Vergangenheit heraufzubeschwören. Im Laufe meiner späteren Arbeit bin ich in Israel Müttern begegnet, die mir sagten: «Was ich Ihnen heute erzählt habe, das weiss nicht einmal mein Sohn, und der ist genauso alt wie Sie.» Das nur allzu verständliche Bedürfnis nach Verdrängen ist mit einer der Gründe, warum wir zu wenig über das Thema Juden und Widerstand wissen.

Eine lange Reihe von NS-Prozessen hat uns mit der Zeit ein Bild vermittelt über die Wirklichkeit von Auschwitz, Chelmo, Treblinka, Maidanek, Buchenwald, Bergen-Belsen, Sachsenhausen, Dachau und Mauthausen. Was die Nazis zynisch als «Endlösung» bezeichneten und die Israelis heute «Shoah» nennen, ist zur Genüge analysiert. Der Mord an über sechs Millionen Juden ist aufgeklärt.

Noch lange nicht geklärt ist dagegen die Frage, wie und warum etliche Hunderttausend Juden im Machtbereich der Nazis die systematische Ausrottung durch das SS-Juden-Referat überleben konnten.² War es Zufall, Schicksal oder der Mut jedes Einzelnen? In Tausenden von Einzelfällen mag dies so sein. Sie haben überlebt, weil sie sich zur illegalen Existenz entschlossen hatten, weil sie sich den Deportationen entzogen hatten, weil ihnen von der nicht-jüdischen Umgebung geholfen wurde, weil sie zufällig nicht von Lager-Ärzten selektiert und in die Gaskammer geschickt wurden, weil sie zufällig nicht an Fleckfieber erkrankten. So sieht nicht nur die allgemeine Gilde der Historiker das Problem, so sehen es heute auch die meisten der Überlebenden. Zum Grossteil wissen sie nicht, dass sie in Wirklichkeit mehr sind als nur Überlebende – sie sind Gerettete.

In jenem Herbst 1979 hörte ich von Gad Beck zum erstenmal von einer Organisation, die im Zentrum dieses Rettungswerkes stand, dem Hechaluz. Der Hechaluz (zu Deutsch «Pionier») bildete junge Juden in aller Welt als Pioniere für den Aufbau des jüdischen Palästina aus. Mit Beginn der Judenverfolgung wurde das europaweite Netzwerk des Hechaluz zur Basis des jüdischen Untergrunds. Bis heute ist dies der Geschichtsforschung ausserhalb Israels weitgehend entgangen.

Als 1984 der grosse Historiker-Kongress zum Jahrestag des 20. Juli 1944 in Berlin stattfand, fiel nur ein Satz zum Thema jüdischer Widerstand: «Darüber wissen wir zu wenig», sagte Professor Steinbach von der Universität Passau, der in Berlin das Konzept für die Gedenkstätte des 20. Juli ausgearbeitet hat.

Dass man Quellen finden kann, wenn man nur will, hatten zu diesem

Zeitpunkt bereits zwei Historiker bewiesen, die im israelischen Dokumentationszentrum Jad Vashem sowie in west- und ostdeutschen Archiven danach gesucht hatten. Konrad Kwiet (Bundesrepublik) und Helmut Eschwege (DDR) legten eine Dokumentation vor, die sich mit vielen Einzel- und Gruppenschicksalen von Juden in Deutschland befasst. Schon aus dieser Dokumentation geht hervor, dass sich nicht alle Juden wehrlos in die Gaskammern treiben liessen.³

Doch eines der bedeutendsten Archive zum Bereich des jüdischen Widerstandes liessen Kwiet und Eschwege bei ihrer Arbeit ungenutzt – das Privatarchiv jenes Mannes, der als Leiter des Hechaluz-Weltbüros in Genf unzähligen Menschen zu überleben half: Nathan Schwalb-Dror. Dieses Archiv war bisher nur sehr eingeschränkt zugänglich.

Nachdem mir Gad Beck seine Geschichte erzählt und mich mit Kameraden aus der Widerstandszeit zusammengebracht hatte, entstanden von 1979 bis 1986 mehrere Hörfunkfeatures zu diesem Thema. 1982 produzierte der SFB den Dokumentarfilm «Menschen ohne Schatten». Für diesen Film gelang es mir, das Archiv von Schwalb-Dror zu öffnen.⁴ Erst durch meine Gespräche mit Nathan Schwalb-Dror und die Einsicht in Tausende von Dokumenten wurde mir bewusst, dass hier der Schlüssel für die Antwort auf die Frage liegt, warum Hunderttausende von Juden den Holocaust überlebten. In Dutzenden von Treffen in Israel, in der Schweiz und in der Bundesrepublik enthüllte er vor mir ein Bild des jüdischen Widerstands, das bisher nirgendwo zu sehen war. Ich beschloss, darüber ein Buch zu schreiben.

Bei meinen Recherchen lernte ich viele andere Menschen kennen, die sich gegen den mörderischen Zugriff des Nationalsozialismus auf die Juden zur Wehr gesetzt haben – innerhalb und ausserhalb des Hechaluz. Und ich fand weitere, häufig noch unbekannte Dokumente, die diesen Widerstand in vielfältiger Weise belegen.

Dieses Buch ist keine umfassende wissenschaftliche Monographie. Es ist Teil einer längerfristigen Forschungsarbeit zu einem äusserst komplexen Thema.

Der Überblick über die Geschichte des jüdischen Widerstandes in Europa gegen Hitler, den ich im ersten Teil gebe, ist möglichst knapp gehalten. Vieles bleibt dabei unerwähnt oder wird nur gestreift, häufig stehen Beispiele stellvertretend für das Ganze. Denn dieser allgemeine Teil soll nur den Rahmen bilden für die anschliessende Darstellung einzelner Lebensgeschichten und Schicksale aus Deutschland. Viele konkrete Widerstandsaktionen werden erst hier detailliert dargestellt werden – in Verbindung mit der Vorstellung von Menschen, die diesen Widerstand getragen haben.

Warum dieses Vorgehen?

Es kam mir darauf an zu zeigen, wie sich eine Minderheit unter den Juden im Nationalsozialismus gewehrt hat, wie sie durchgehalten haben, wie sie anderen geholfen haben, der Vernichtungsmaschinerie zu entkommen. Dies ist eine widersprüchliche Geschichte. Sie trägt heroische Züge und ist doch zugleich nicht frei von Fehlern und Schwächen, vom Versagen, auch vom Verrat mancher, die dem unmenschlichen Druck nicht standhalten konnten. Widerstand ist kein Abstraktum. Er ist lebendig, und er lebt vom mutigen Einsatz Einzelner.

Um diese Dimensionen deutlich zu machen, sollen im zweiten Teil dieses Buches – vorwiegend im Originalton von Interviews und Dokumenten – Menschen vorgestellt werden, die diese Geschichte des Widerstands durchlebt und durchlitten haben; Menschen, deren Taten beispielhaft stehen für die Möglichkeiten und zugleich die ungeheuren Schwierigkeiten jüdischer Selbstbehauptung im Dritten Reich.

ERSTER TEIL

**Jüdischer Widerstand
in Europa**

Auftakt 1933 – Kampf gegen die Entrechtung

Im Jahre 1917 gründete der russische Jude Joseph Trumpeldor in Palästina den Hechaluz, die «Bewegung der zionistischen Arbeiterpioniere für Palästina» – und zugleich die Organisation, die zwei Jahrzehnte später zur wesentlichen Grundlage im jüdischen Überlebenskampf werden sollte. Das Ziel des Hechaluz war es, getreu der zionistischen Idee der jüdischen Einwanderung nach Palästina und der Gründung eines eigenen jüdischen Staates, junge, idealistische Juden aus allen Teilen der Welt auszubilden und sie als Bauern und Handwerker nach Erez Israel (so der jüdische Name von Palästina) zu holen.¹

Bereits 1921 wurde in Karlsbad die Weltorganisation des Hechaluz geschaffen und ein Weltbüro gewählt, das seinen Sitz in Wien hatte. Schon ein Jahr zuvor hatte es ein internationales Treffen in Prag gegeben, durch das besonders der deutsche Hechaluz die Kontakte nach Osteuropa und zu den palästinensischen Arbeiterpionieren verbessern wollte. An dieser Konferenz nahmen Juden aus Russland, Polen, Litauen, Galizien, der Tschechoslowakei und aus Deutschland teil.

Hier wurden die Grundlagen für die Zukunft gelegt. Der Hechaluz sollte überparteilich sein. Seine Aufgabe war es, «gemeinsam mit der palästinensischen Arbeiterschaft den nationalen und sozialen Aufbau des Landes zu verwirklichen». Die Pioniere machten in ihrem Heimatland eine bestimmte Zeit der Hachscharah (Ausbildung) und der Vorbereitung auf das Gemeinschaftsleben in einem Kibbuz durch. Sie lernten Hebräisch, beschäftigten sich mit jüdischer Geschichte und Kultur und wurden in einem Handwerk oder landwirtschaftlichen Beruf ausgebildet. Hierfür richtete der Hechaluz in den Städten Werkhäuser und auf dem Land Farmen ein. Markenhof, Halbe, Messingwerk, Rilpersdorf und Gidragimmel hiessen die ersten dieser Kibbuzim auf deutschem Boden.

Bis zum Jahre 1933 vegetierte der deutsche Hechaluz jedoch am Rande des jüdischen Lebens. Gerade fünfhundert Chawerim (Kameraden) konnte er organisieren. Überhaupt entwickelte sich die chaluzische (Pionier-)Bewegung in West- und Mitteleuropa ohne Tradition. Die jüdische Jugend dieser Länder war an den grossen Einwanderungs-

wellen nach Palästina in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg nicht beteiligt gewesen. Das Zentrum der Hechaluzbewegung war Osteuropa, vor allem Polen. Deshalb wurde die Hechaluzzentrale alsbald von Wien nach Warschau verlegt.

Von den über 500'000 Juden im Deutschen Reich lebte die überwiegende Mehrheit assimiliert.² Sie waren in die deutsche Gesellschaft integriert, und die Zugehörigkeit zum Judentum hatte für sie häufig allenfalls eine religiöse Bedeutung. Nur eine verschwindende Minderheit bekannte sich zum Zionismus.

Als die Nationalsozialisten in Deutschland die Macht ergriffen, lebten in dem unter britischer Herrschaft stehenden Mandatsgebiet Palästina 234'000 Juden. Kaum zweitausend dieser Pioniere waren aus Deutschland gekommen, zumeist scharfkantige Individualisten, die genau das auf sich nahmen, was jüdische Eltern in Deutschland ihren Kindern mit den Worten untersagten: «Wir werden euch doch nicht in die Sümpfe schicken.»

Schon in den Jahren vor Hitlers Machtantritt hatte sich der Antisemitismus in Deutschland spürbar verstärkt. In vielen jüdischen Familien kam es deshalb zu einem Generationskonflikt. Während die Eltern im Central Verein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens organisiert waren, der Vater vielleicht im Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, gingen immer mehr junge Menschen auf Konfrontationskurs. Sie bekannten sich bewusst zu ihrer jüdischen Herkunft und traten in die zionistischen Jugendbünde ein. Da gab es Blau-Weiss, Makkabi-Hazair, Hashomer-Hazair, Kadimah – diese alle waren trotz unterschiedlicher politischer Ausrichtung gemeinsam dem Hechaluz angeschlossen. Die zionistische Dachorganisation war die Zionistische Vereinigung für Deutschland, die der Zionistischen Weltorganisation angehörte. Ihr Zentralorgan war die von Robert Weltsch herausgegebene *Jüdische Rundschau*.

Mit dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 begann der Strassenterror gegen alle, denen die Nazis feindlich gesonnen waren.³ Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden und andere vorgebliche «Reichsfeinde» wurden gejagt, geschlagen, gefoltert, in wilden KZs ermordet und in staatlichen KZs inhaftiert. Dieser Terror machte die Weltöffentlichkeit hellhörig. Überall bildeten sich Solidaritätskomitees, die spontan eine wirksame Waffe gegen Nazi-Deutschland schmiedeten, den Wirtschaftsboykott. In Amerika, in Polen, in Westeuropa wurde der Boykott deutscher Waren und Dienstleistungen gefordert.⁴ Besonders radikal in dieser Forderung waren der American Jewish Congress und der Jüdische Weltkongress. Sie forderten den offiziellen, von den demokratischen Regierungen verkündeten Boykott.

Das Kabinett Hitler fürchtete diesen Boykott. Der rassistische Wahn einer Bedrohung durch das «Weltjudentum» gab den Vorwand, um den deutschen Juden Konsequenzen anzudrohen. Am 27. März rief die deutsche Regierung zu einem «Abwehrboykott» auf. Vom 1. April an sollten jüdische Unternehmen so lange gemieden werden, bis die Juden aus dem Wirtschaftsleben des Reiches völlig ausgeschaltet waren. In der Welt erhob sich geballter Protest dagegen. Selbst Mussolini gab seinem Unbehagen in einem Treffen mit Roms Oberrabbiner Sacerotti Ausdruck.

1'500 Delegierte von 600 jüdischen Organisationen in den USA verabschiedeten auf einer Konferenz eine Massenpetition an den Völkerbund und die US-Regierung. Der tschechoslowakische Ministerpräsident Benesch forderte den Minderheitenschutz für deutsche Juden. Im New Yorker Madison Square Garden wurde eine riesige Solidaritätskundgebung vorbereitet. Im Londoner Oberhaus forderten die Vertreter der drei grossen Religionsgemeinschaften von der Regierung die uneingeschränkte Unterstützung der deutschen Juden. Viscount Cecil, einer der Väter des Völkerbundes, betonte die Verantwortung Grossbritanniens als Mandatshalter von Palästina, Lord Reading erklärte seine Absicht, aus Protest als Vorsitzender der «Anglo-German-Association» zurückzutreten.

Währenddessen reisten drei Abgesandte des deutschen Judentums im Auftrag des Reichsministers und preussischen Ministerpräsidenten Hermann Göring nach London. Ludwig Tietz, Martin Rosenblüth und Richard Lichtheim wollten die Gefahr eines inszenierten Massengogroms bannen. Um den Forderungen der Berliner Regierung gerecht zu werden, führten sie in London zunächst offizielle Gespräche. Per Telefon beschwichtigten sie von der deutschen Botschaft aus den Vorsitzenden der jüdischen Gemeinden Amerikas und Präsidenten des Jüdischen Welt-Kongresses, Rabbi Steven Wise. Am gleichen Tag aber berichteten sie in einer vertraulichen Sitzung dem Board of Deputies, dem Führungsgremium der Juden Grossbritanniens, über die tatsächliche Lage im Reich. Die Deputierten äusserten ihre Betroffenheit.

Lord Reading hatte das Gefühl, gefügigen Werkzeugen Hitlers gegenüberzusitzen, als Tietz und Lichtheim ihn zu überreden versuchten, seinen Rücktritt zurückzunehmen. Doch nach diesem offiziellen Schritt der beiden Deutschen begann ein vertrauliches Gespräch. Lord Reading sollte seinen ganzen Einfluss geltend machen, damit London in Berlin intervenierte. Noch am gleichen Nachmittag hielt er eine Rede vor dem Oberhaus, in der er die Vorgänge in Deutschland brandmarkte. Er als Jude könne nicht länger dazu schweigen.

Am Abend dieses Tages – es war der 31. März – kapitulierte Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels vor dem Protest der demokratischen Welt. In einer Rundfunkrede voller Hass, Zynismus und Antisemitismus beschränkte er den Boykott auf den 1. April. Doch dieser 1. April war ein Samstag – ein Sabbat-Tag für die Juden. Für die assimilierten Juden in Deutschland zwar meist ein regulärer Arbeitstag, aber wer sich dem Boykott entziehen wollte, der hielt an diesem 1. April 1933 den jüdischen Kalender ein.

Die meisten jüdischen Geschäfte jedoch waren geöffnet. Davor hatten sich jeweils zwei SA-Männer postiert mit Plakaten, die Passanten vor dem Betreten der Geschäfte warnten. Schmähschriften prangten an den Schaufenstern, dazu meist ein gelber Davidsstern. Die Gerichte wurden von SA besetzt und die jüdischen Anwälte und Richter aus den Gebäuden gejagt.

Ebenso wie die Arbeiterschaft lehnten auch die bürgerlich-konservativen Kreise diese Methoden der Nazis mehrheitlich ab. Trotz der antisemitischen Propaganda betraten viele Deutsche demonstrativ die Geschäfte ihrer gewohnten jüdischen Umgebung – und dies, obwohl sie dabei von der SA fotografiert wurden. Die fotografierten Boykottbrecher wurden in der Nazipresse in den folgenden Tagen verunglimpft.

Der Boykott verfehlte seine Wirkung bei den deutschen Juden nicht. Diese war jedoch anders, als es sich die Nazis vorgestellt hatten. Am 4. April 1933 war in der zionistisch ausgerichteten *Jüdischen Rundschau* einer der berühmtesten Artikel zu lesen, der je in einer deutsch-jüdischen Zeitung gestanden hat. Herausgeber Robert Weltsch gab seinem Leitartikel die Schlagzeile: «Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!»

«Das deutsche Judentum hat am 1. April eine Lehre empfangen, die viel tiefer geht, als selbst seine erbitterten und heute triumphierenden Gegner annehmen. Der 1. April 1933 kann ein Tag des jüdischen Erwachens und der jüdischen Wiedergeburt sein. Wenn die Juden wollen. Wenn die Juden reif sind und innere Grösse besitzen. Wenn die Juden nicht so sind, wie sie von ihren Gegnern dargestellt werden. Das angegriffene Judentum muss sich zu sich selbst bekennen ...»

Die jüdische Presse – nicht zu verwechseln mit dem gleichlautenden NS-Propagandabegriff in Bezug auf die demokratische Presse – umfasste damals etwa 60 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften mit einer Gesamtauflage von 350'000 Exemplaren. Bis zum 4. April 1933 war die *Jüdische Rundschau* ein eher belächeltes Organ der «Wü-

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Verleger: Robert Weltsch, Verlagsgesellschaft für Extranumerare, 100, Gendarmenpl. 10, Berlin, W. 10, Reichshauptstadt, 100, Gendarmenpl. 10, Berlin, W. 10, Reichshauptstadt.	Redaktion, Verlag und Anzeigen-Verwaltung: Jüdische Rundschau G. m. b. H., Berlin, W. 10, Gendarmenpl. 10, Telefon: 11 82444, 7001 76, Telefax: 11 82444, 7001 76, Telephon: 11 82444, 7001 76, Telefax: 11 82444, 7001 76.	Abonnenten-Service: Jüdische Rundschau G. m. b. H., Berlin, W. 10, Gendarmenpl. 10, Telefon: 11 82444, 7001 76, Telefax: 11 82444, 7001 76.	Abonnenten-Service: Jüdische Rundschau G. m. b. H., Berlin, W. 10, Gendarmenpl. 10, Telefon: 11 82444, 7001 76, Telefax: 11 82444, 7001 76.
Nummer 27	Berlin, 4. IV. 1923	XXXVIII. Jahrg.	XXXVIII. Jahrg.

Der Herausgeber erklärt für das 27. Stück die Schaffung einer staatlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. „National Programm.“

Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!



stenpropheten». Über eine halbe Million Juden gab es im Deutschen Reich, aber nur gut fünftausend Leser hatte das zionistische Blättchen, das Robert Weltsch 1919 übernommen hatte. Doch jener Leitartikel machte das Blatt über Nacht unter den Juden populär. In der Folgezeit stieg die Auflage auf fast 40'000.

Besonders schlimm wüteten in diesen ersten zehn Wochen des Nationalsozialismus die braunen Horden in Oberschlesien, wo etwa 10'000 Juden lebten. Schon 1929 war dort von den bedrohten Juden die Oberschlesische Jüdische Selbstwehr gegründet worden. Diese richtete sich nicht nur gegen gewaltsame Überfälle der SA, sondern gegen regelrechte Morde an Juden. Schon lange vor der Machtergreifung war hier nicht mehr der Polizeipräsident Herr der Lage, sondern die SA.

Am 1. April 1933 verlor ein kaufmännischer Angestellter im ober-schlesischen Gleiwitz wegen des Judenboykotts seine Stellung. Es war der Jude Franz Bernheim. Bernheim zog daraus sofort Konsequenzen: Er flüchtete und ging politisch gegen die Regierung des Deutschen Reichs vor.⁵

Ein kleiner jüdischer Angestellter gegen das Kabinett Hitler?

Am 15. Mai 1922 war in Genf im Gefolge der Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg das Abkommen über die Teilung Ober-

Schlesiens unterzeichnet worden. Kattowitz fiel an Polen, Gleiwitz verblieb im Deutschen Reich. Um die ständigen Übergriffe von Polen und Deutschen zu unterbinden, wurde für den jeweiligen Teil Oberschlesiens ein Minderheitenschutz zwischen Polen und Deutschland vereinbart. Dieses Minderheitenabkommen nach der Genfer Konvention schloss auch die jüdische Bevölkerung mit ein.

Bis zur Machtergreifung Hitlers schien für die aktive Anwendung der Bestimmungen keine Ursache zu bestehen. Doch die ständigen Übergriffe seit der Machtergreifung und die Boykottaktionen liessen unter den Zionisten Überlegungen reifen, wie man politisch im internationalen Rahmen gegen Hitler vorgehen konnte.

Schon Ende März 1933 bereiteten im polnischen Kattowitz die Zionisten Alfred Müller, Arnold Wiener, Georg Weissmann und Dr. Emil Margulies, der zu einer dreiköpfigen jüdischen Delegation beim Völkerbund gehörte, eine Petition beim Völkerbund vor, die die Regierung in Berlin des Bruchs des Genfer Abkommens bezichtigen sollte. Es war allen klar, dass man damit nicht die Politik der NSDAP im gesamten Reich torpedieren konnte, aber man konnte diese Politik immerhin vor dem Völkerbund brandmarken.

Das grösste Problem bestand darin, einen Petenten zu finden. Natürlich wollte sich keiner der betroffenen oberschlesischen Juden zusätzlicher Verfolgung aussetzen. Da gelang es Margulies, einen deutschen Emigranten in Prag ausfindig zu machen, der bereit war, die Petition mit seinem Namen zu unterzeichnen: Franz Bernheim.

Mitte Mai 1933 ging die Beschwerde beim Völkerbundssekretariat in Genf ein. Das Naziregime war zu dieser Zeit für die Weltmeinung sensibilisiert. Deshalb wollte Berlin mit allen Mitteln eine öffentliche Debatte über diese Petition eines unbekanntes jüdischen Individuums verhindern. Um der Klage Bernheims die Substanz zu nehmen, erklärte der deutsche Repräsentant von Keller, dass interne deutsche Gesetzgebungen internationale Verpflichtungen des Deutschen Reichs nicht ausser Kraft setzen könnten. Wenn in Oberschlesien Verletzungen der Genfer Konvention geschehen seien, müsse man dies als ein Fehlverhalten deutscher Behörden in Oberschlesien betrachten.

Natürlich beinhaltete diese Erklärung einen gewissen Gesichtsverlust. Aber Berlin rechnete damit, dass die öffentliche Entschuldigung eine Debatte der Bernheim-Petition verhindern würde. Doch das Komitee Jüdischer Delegationen führte zur gleichen Zeit zahllose Gespräche mit einflussreichen Politikern im Völkerbund und drang immer wieder darauf, nicht den Winkelzügen des Dritten Reiches nachzugeben.

Schliesslich obsiegten Margulies und seine Mitstreiter. Am 31. Mai und am 6. Juni wurde in zwei öffentlichen Sitzungen die Verletzung der Menschenrechte in Oberschlesien und damit indirekt im Dritten Reich gebrandmarkt. Zu dieser Zeit hatten Tausende von Juden im Deutschen Reich und auch in Oberschlesien bereits ihre Arbeit verloren. Besonders das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April 1933, mit dem die Regierung die gesetzliche Grundlage schuf, um sämtliche jüdischen Beamten vom Dienst zu suspendieren, wirkte sich verheerend aus.

Die Völkerbundpetition Franz Bernheims erreichte es, dass alle Rechtsanwälte und Notare in Oberschlesien wieder eingestellt wurden. Auch die jüdischen Beamten bekamen wieder ihre Positionen, die sie vor dem Erlass des neuen Gesetzes bekleidet hatten. Durch die Debatten im Völkerbund liess sich nicht die Lage der Juden im ganzen Reich verbessern. Aber sie hatten das Ohr der Weltöffentlichkeit geöffnet und ausserdem erreicht, dass der Völkerbund einen Hohen Kommissar für Flüchtlingsfragen berief, James G. Macdonald.

In den folgenden Jahren unternahmen das Comité of Jewish Délégations und der spätere Jüdische Weltkongress, der Amerikanische Judenrat, die Loge Bnai Brith, der Internationale Gewerkschaftsbund, die Liga der Menschenrechte, die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, der American Joint und die Englisch-Jüdische Vereinigung mehrere ähnliche Vorstösse im Völkerbund. Politische, zum Teil erfolgreiche Offensiven gab es anlässlich der Saar-Abstimmung, der Verabschiedung der Nürnberger Rassengesetze und wegen der Lage der Juden in Danzig. Dieser politische Widerstand des Judentums im internationalen Massstab reichte bis ins Jahr 1939.

Aber es gab auch individuelle Widerstandsaktionen gegen die Massnahmen der Nazis. Hier sollen nur drei angeführt werden: Am 3. Juli 1936 verübte der jüdische Journalist Stefan Lux in der Pressegalerie des Völkerbundes in Genf öffentlich Selbstmord. Am 4. Februar 1936 versuchte der Jude David Frankfurter, den Nazi-Gesandten in der Schweiz, Wilhelm Gustloff zu ermorden. Am 6. November 1938 ermordete der Jude Herschel Grynszpan den deutschen Gesandten Ernst vom Rath in der deutschen Botschaft in Paris. Mit all diesen Verzweiflungsakten versuchten die Täter, die in Wirklichkeit Opfer waren, nur eines, wie es Stefan Lux in seinem Abschiedsbrief an Anthony Eden ausdrückte: «Ich finde keinen anderen Weg, die Herzen der Menschen zu erreichen.»

Rettung in der Fremde – Ausreise und Alijah

Die rassistische Judenpolitik der Nationalsozialisten, die mit der Ermordung von Millionen von Menschen enden sollte, fand ihren ersten Höhepunkt mit der Verabschiedung der «Nürnberger Gesetze» am 15. September 1935. Diese Gesetze, die den deutschen Juden elementare Rechte nahmen, bildeten den Auftakt zu ihrer völligen Verdrängung aus der Öffentlichkeit. Sie entzogen den Juden die Reichsbürgerschaft und das Stimmrecht in politischen Angelegenheiten und verboten ihnen, öffentliche Ämter zu bekleiden. Die Eheschliessung oder der aussereheliche Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Personen «deutschen und artverwandten Blutes» wurden untersagt. Es folgten Berufsverbote in den unterschiedlichsten Bereichen, die «Arisierung» jüdischer Vermögen, Einschränkungen der Bewegungsfreiheit – Etappen auf dem Weg zur völligen Rechtlosigkeit.

Wer nach nationalsozialistischem «Recht» Jude war, definierte von nun an die Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14.11.1935, § 5:

«(1) Jude ist, wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt.

(2) Als Jude gilt auch der von zwei volljüdischen Grosseltern abstammende staatsangehörige jüdische Mischling, a) der beim Erlass des Gesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat oder danach in sie aufgenommen wird, b) der beim Erlass des Gesetzes mit einem Juden verheiratet war oder sich danach mit einem solchen verheiratet, c) der aus einer Ehe mit einem Juden im Sinne des Absatzes 1 stammt,... d) der aus dem ausserehelichen Verkehr mit einem Juden im Sinne des Absatz 1 stammt...»

Als Mischling 1. Grades galt, wer zwei jüdische Grosseltern hatte, Mischling 2. Grades war, wer einen jüdischen Grosselternanteil hatte. Gehörten sie der mosaischen Glaubensgemeinschaft an, so wurden sie als «Geltungsjuden» den «Volljuden» gleichgestellt.

Schritt für Schritt sollte den Juden ein Leben in Deutschland unmöglich gemacht werden. Das Ziel hiess Vertreibung. Die politische Führung des deutschen Judentums und die Zionisten sahen ihre

Hauptaufgabe darin, aus dieser Vertreibung eine Auswanderung zu machen und die sozialen Schäden zu dämpfen. So wurde Selbsthilfe ein Mittel zur Selbstbehauptung.

Etwa 420'000 Juden haben das Reich einschliesslich Österreichs und des Protektorats Böhmen und Mähren zwischen 1933 und 1942 verlassen.⁶ Aber die Juden wurden nicht, wie in der Geschichte der Diaspora, in alle Winde zerstreut, sondern in aktiven Zentren jüdischen Lebens angesiedelt. Fünf Länder waren die Hauptziele für deutsche Juden: 90'000 gingen nach Amerika, 68'000 nach Palästina, 40'000 nach Grossbritannien, 30'000 nach Frankreich und 25'000 nach Argentinien. Dass Palästina mit an der Spitze des jüdischen Exils stand, war ein Erfolg des zionistischen Widerstands.

Mit Hitlers Machtergreifung erfuhren die Zionisten, die Zionistische Vereinigung für Deutschland und der Hechaluz einen enormen Zulauf. Ein Jude, der auswandern wollte, wandte sich zunächst meist an den «Hilfsverein», der sämtliche Formalitäten in die Wege leitete. Er war jedoch dem Massenansturm Anfang 1933 nicht gewachsen, und ausserdem beschränkten die meisten Länder schon bald die Einreisemöglichkeiten für Juden aus Deutschland. Also wandten sich viele an die Zionistische Vereinigung und beantragten dort ihre Alijah (wörtlich: Aufstieg; gemeint ist die Einwanderung nach Palästina). Sie traten in den Hechaluz ein, oder sie schickten ihre Kinder in die Pionierorganisation und in die Jugendalijah. Denn der Hechaluz konnte eine beständige Einreisequote nach Palästina garantieren. Zehntausende wurden durch den Zwang der Verhältnisse zu Zionisten. Die Mitgliederzahl des Hechaluz stieg innerhalb eines Jahres auf 15'000.

Das Anwachsen des Hechaluz wurde auch in seinen Hachscharah-Lagern deutlich. Im Oktober 1935 existierten bereits zehn dieser Kibbuzim, auf denen insgesamt 2'700 Jungen und Mädchen ausgebildet wurden. Zugleich wurden in den Bathe-Chaluz (Werkhäuser) und Gutshöfen auch Erwachsene umgeschult, die von den Nazis aus ihren bürgerlichen Berufen gejagt worden waren.

Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, dass gerade am Tage der Machtergreifung Hitlers neben dem Hechaluz noch eine andere zionistische Hilfsorganisation, die Jüdische Jugendhilfe, in Berlin gegründet wurde.⁷ Ihre Schöpferin war die Rabbinersfrau Recha Freier. Sie entwickelte schon 1932 die Idee der Jugend-Alijah, der Auswanderung arbeitsloser jüdischer Jugendlicher nach Palästina. Die Jugendhilfe sollte in Deutschland den Juden eine Berufsausbildung ermöglichen, damit sie am Aufbauwerk Palästinas teilnehmen konnten. Die Jugend-Alijah wurde ein Teil des Hechaluz. Die Kinder und Ju-

gendlichen, die für die Kibbuzim in Palästina ausgesucht wurden, mussten ein strenges Ausleseverfahren durchlaufen. Zur Organisation der Alijah hatten die Zionisten eigens sogenannte Palästina-Ämter eingerichtet.

In Palästina hatte die Mandatsmacht Grossbritannien den Juden eine Selbstverwaltung zugestanden. Daraus entwickelte sich die Jewish Agency, die Vorstufe der späteren israelischen Regierung. Im Auftrag der Briten verteilte die Agency Einreisezertifikate. Die Briten bestimmten, wie viele Zertifikate ausgegeben wurden. Denn die Einreise war beschränkt, seitdem es 1935 zu arabischen Aufständen gegen die verstärkte Einwanderung von Juden gekommen war. Es gab zwei Hauptformen von Zertifikaten, die an die Palästina-Ämter weitergeleitet wurden: Kapitalisten- und Arbeiterzertifikate. Beide galten für den Inhaber, einen Ehepartner und die Kinder. Das Kapitalistenzertifikat kostete mindestens eintausend englische Pfund und war prinzipiell für jeden zugänglich. Das Arbeiterzertifikat kostete nichts, wurde aber nur an Mitglieder des Hechaluz ausgegeben. Bis 1941 gingen knapp 40'000 junge Zionisten diesen Weg, 8'000 von ihnen mit der Jugend-Alijah.⁸

Das zionistische Konzept der Auswanderung kam der SS, die zunehmend die nationalsozialistische Judenpolitik an sich zog, sehr entgegen. Denn auch hier hatte sich die Vorstellung durchgesetzt, die Juden seien sobald wie möglich zur Auswanderung zu zwingen und nach Palästina zu vertreiben. Die SS unterband alles, was nach jüdischer Assimilation aussah. Die Gestapo untersagte die Tätigkeit von Organisationen, die für den Verbleib der Juden in Deutschland eintraten. Alles Deutsch-Jüdische wurde verboten. Die Zionistische Vereinigung und den Hechaluz dagegen liess man gewähren – bei ständiger Kontrolle, ob sie auch tatsächlich Juden für die Auswanderung vorbereiteten und aus dem Reich herausbrachten.

Doch bei weitem nicht alle deutschen Juden konnten oder wollten das Deutsche Reich verlassen. Dieses Land war auch ihre Heimat, Deutsch ihre Muttersprache, und viele hegten die Hoffnung, auch im Nationalsozialismus trotz Rechtlosigkeit und Verfolgung überleben zu können. Als aber die Nazis im Jahre 1938 zum offenen Terror übergingen, schwanden diese Hoffnungen zusehends. Der Einmarsch in Österreich im März und die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 machten überdeutlich, dass von nun an kein Jude im deutschen Machtbereich mehr seines Lebens sicher sein konnte.

Mit dem Einmarsch in Österreich fielen den Nazis etwa 200'000 Juden in die Hände. Und diese Juden wurden zum Exempel für alles, was nun im «Grossdeutschen Reich» kommen sollte. In Österreich

liess die SS, liess Adolf Eichmann, Referatsleiter für Judenangelegenheiten, die Maske endgültig fallen: «Die Juden werden atomisiert», brüllte er Vertreter jüdischer Organisationen an.⁹

Was Eichmann unter Atomisierung verstand, bewies die Gestapo einige Tage später: Am 16. April verhaftete sie die Mitglieder der sieben jüdischen Gemeinden des Burgenlandes. Sie wurden aus ihren Wohnungen und Häusern vertrieben, ihr Besitz wurde beschlagnahmt, ihre Ausweispapiere eingezogen.

Unter diesen Verfolgten befanden sich achtundsechzig Juden aus den Gemeinden Kittsee und Pama. Diese wurden in der Nacht auf den 17. April auf einer Donau-Insel, die zur Tschechoslowakei gehört, ausgesetzt. Damit hatte die erste, bis heute weitgehend unbekannt gebliebene Deportation von Juden begonnen.¹⁰ Am Morgen wurden sie von den tschechoslowakischen Grenzwachern entdeckt und nach Bratislava (Pressburg) gebracht. Noch am selben Tage wurden sie jedoch von den Behörden wieder zur Grenze abgeschoben. Auf einem kleinen Feldstreifen, dem Niemandsland zwischen Österreich, der CSR und Ungarn verbrachten sie drei Tage hungernd und frierend. Die Bajonette der Grenztruppen aller drei Länder hinderen die Verfolgten, aus dem Streifen zu entweichen. Dennoch gelang es des Nachts siebzehn Vertriebenen, nach Kittsee zurückzukehren. Doch dort wurden die Kinder und die Greise in einen Keller gesperrt, während die Erwachsenen, Männer wie Frauen, in den Latrinen arbeiten mussten. Mehrere Frauen brachen zusammen. Peitschenhiebe und Schläge brachten sie wieder auf die Füße. In der folgenden Nacht wurden alle siebzehn wieder zur Grenze zurückgebracht. Dort harrten sie alle auf Rettung aus dem Ausland.

Einige Tage später fand die jüdische Gemeinde von Bratislava für die Vertriebenen einen Ausweg. Man pachtete einen Schleppkahn, der am ungarischen Uferstück anlegen und die Verfolgten aufnehmen durfte. Die Ungarn verlängerten von Woche zu Woche die Liegeerlaubnis in der stillen Hoffnung, dass die jüdischen Instanzen eine Möglichkeit zur Auswanderung nach Übersee finden würden. Keiner durfte das Boot verlassen. Nicht einmal an Deck durften sich die Vertriebenen sehen lassen. So vegetierten sie in engen Lagerkojen, gepeinigt von Ungeziefer und Ratten.

Die Hechaluzzentralen in Prag und Budapest suchten fieberhaft nach einer Hilfsmöglichkeit. Es wurde Sommer. Aus Budapest reiste der Hechaluzdelegierte Shlomo Lipski und aus Prag die Sozialstadträtin Maria Smolka an. Anfang Juli besichtigten sie das Boot. In ihrem Bericht schrieben sie an den Hechaluz:

«Wir haben ihre unsägliche Pein gesehen. Diese erschütternde Tragödie muss ein Ende nehmen. Das Judentum kann nicht zu all den Demütigungen, die es ertragen muss, seine Machtlosigkeit so vor der ganzen Welt proklamieren und diese Ärmsten letzten Endes der Gestapo ausliefern lassen oder einen Massenselbstmord zugeben. Wir haben ein sorgfältiges Protokoll mit jedem Einzelnen aufgenommen und einen Plan ausgearbeitet, der dieses ganze Problem zur Lösung bringen kann und der letzten Endes eine Geldfrage von viertausend Pfund ist. Unser Plan ist folgender:

Vier alte Leute bekommen die Aufenthaltsbewilligung in Bratislava. Die Zusage vom Innenministerium haben wir gestern bekommen. Der achtundsiebzigjährige Rabbiner und seine Frau sind bereits im Altersheim, die anderen zwei werden von ihren Kindern in Bratislava aufgenommen. Zehn Menschen bekommen Verwandtenzertifikate aus Amerika. Sechs sind bereits heute hier, um Visas zu bekommen. Wir werden dreizehn Arbeiterzertifikate für arbeitsfähige Leute für Palästina fordern und hoffen, sie zu erhalten. Vier kinderreiche Familien müssen auf Grund eines Kapitalistenzertifikates in Palästina eingeordnet werden, das sind die viertausend Pfund. Es handelt sich um 24 Personen, dabei sind einige erwachsene Kinder, die selbständige Arbeiterzertifikate bekämen und die Eltern miternähren könnten. Für diese Gruppe kommt nur Palästina in Frage. Eine Frau bekommt die Einreise nach Rumänien zu Verwandten, eine hoffen wir in ein Altersheim nach Palästina zu bringen.

Wenn wir die angeführten Auswanderungen und Unterbringungen werden durchführen können, so werden zweifellos die Ungarn den restlichen kranken und alten Leuten das Asylrecht gewähren. Die Reisespesen für die Auswanderung wurden vom American Joint (einer jüdischen Hilfsorganisation in den USA) und der Hicem (Auswanderungsorganisation) in grosszügiger Weise zugesagt. Die Aktion zur Aufbringung der 4'000 Pfund, welche der Jewish Agency zu überweisen wären, damit sie die Familie einordnet, müsste unverzüglich geschehen, bevor eine Katastrophe eintritt. Diese jüdischen Menschen auf dem Schlepper, die nirgends landen dürfen, sind ein Symbol unserer Lage in der Golah (jüdische Diaspora), und die Überführung nach Palästina als einziger Ausweg wird auch zum Symbol der Lösung der Judenfrage überhaupt. Wir appellieren an die Mitverantwortung und Hilfe der jüdischen Organisationen und der jüdischen Öffentlichkeit!»¹¹

Durch die Initiative des Hechaluz gelang es, das nötige Geld aufzubringen und die Rettung der heimatlosen Juden zu organisieren.

Wenige Tage, bevor dieser Bericht geschrieben wurde, hatte im französischen Evians-les-Bains eine internationale Konferenz be-

gönnen. Im Angesicht des Dramas an der Donau berieten dreiunddreissig Nationen über die Flüchtlingsproblematik. Doch weder das Judentum noch das Deutsche Reich nahmen an dieser Konferenz teil. Fast alle Staaten erklärten sich wegen eigener Schwierigkeiten ausserstande, den Ausgeplünderten Asyl und Arbeit zu gewähren.

Inzwischen hatten die Juden einen weiteren Gegner bekommen: die Engländer. Als Mandatsmacht für Palästina hatten sie den Juden schon 1917 in der «Balfour-Erklärung» die Gründung einer «nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina» versprochen. Doch sie bewilligten lediglich bis zu 40'000 Zertifikate jährlich für die Einreise nach Palästina, wo doch Hunderttausende nötig gewesen wären.

Besonders der polnische Hechaluz unter der Leitung von Julik Braginsky litt darunter. Denn parallel zum Aufstieg Adolf Hitlers in Deutschland wuchs in Polen mit seinen drei Millionen Juden ebenfalls der Antisemitismus. Und als er ungeschminkte Regierungspolitik wurde, drängten sich Hunderttausende um die wenigen Einreisezertifikate. Doch Braginsky konnte seinen 250'000 Pionieren nichts weiter bieten als die Hoffnung.

Für viele Zionisten lag der Gedanke deshalb nah, illegale Einreisemöglichkeiten zu schaffen. Schon im Sommer 1934 hatten polnische Zionistenführer gemeinsam mit der Haganah (Selbstwehr), der militärischen Untergrundorganisation der Zionisten in Palästina, erstmals zur Selbsthilfe gegriffen. Man schleuste mehrere Hundert Juden nach Griechenland und charterte dort ein Schiff.

In einer Sommernacht gelangte dieser Transport mit 340 Emigranten an Bord unentdeckt an die palästinensische Küste. Wenige Stunden später waren die verfolgten Juden aus Europa in den umliegenden Kibbuzim an der Küste untergetaucht.¹²

Euphorie machte sich unter den kämpfenden Zionisten breit. Schon sollte ein zweites Schiff erworben werden. Doch da passierte eine Panne. Der 2'000-Tonnen-Frachter «Velos» war sofort nach Europa zurückgekehrt und hatte im bulgarischen Varna weitere polnische Juden an Bord genommen. Aber auf dem Weg durch den Bosphorus wurde das Schiff von englischen Agenten entdeckt und seine «Ladung» erkannt. Die britischen Behörden in Palästina waren alarmiert. Polizeiboote der Navy und Flugzeuge der Royal Airforce kontrollierten die palästinensischen Hoheitsgewässer und verhinderten die Landung. Notgedrungen fuhr der Frachter zurück nach Griechenland.

Doch die griechischen Behörden verweigerten den Flüchtlingen den Landgang. Durch die Zeitungen Europas geisterte ein «Gespen-

sterschiff». Siebzig Tage suchte die «Velos» im östlichen Mittelmeer einen Hafen, den sie anlaufen durfte. Doch überall liess man sie lediglich tanken und schickte sie zurück auf See. Als die Flüchtlinge endlich nach Monaten wieder in Polen waren, erlaubten ihnen die polnischen Behörden nur, sich in Abschiebelagern nahe der Grenze aufzuhalten. So endete dieser erste Versuch, die britische Politik zu unterlaufen, mit einem Fiasko und gegenseitigen Anklagen. Die Menschen waren fast verhungert und die Weltöffentlichkeit gegen die illegale Politik der Zionisten aufgebracht. Die Haganah hatte durch die Engländer eine empfindliche Niederlage erlitten.

Aber das Beispiel machte Schule. 1936 gründete der Journalist Paul Haller in Wien «Die Aktion».¹³ Er gehörte den Revisionisten an, einer radikalen Minderheit rechter Zionisten, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, ohne Rücksicht auf die politischen Folgen eine Million Juden nach Palästina zu schaffen. Aber auch sie brachten 1937 lediglich zweihundertundvier Juden illegal an die Gestade von Erez Israel.

Angesichts des Terrors, den Eichmann 1938 in Österreich entfachte, forcierten Zionisten und Revisionisten ihre Aktivitäten. Willy Perl von der «Aktion» wagte mit einem Gefährten den Weg zu Eichmann, um einen Pakt mit dem Teufel zu schliessen. Er bot dem Untersturmbannführer im Rothschild-Palais seine Hilfe dabei an, Wien «judenrein» zu machen – so schnell wie möglich.

Perl eilte nach Berlin, nachdem Eichmann sein Interesse angedeutet hatte. Sein Weg führte ihn direkt ins Reichsfinanzministerium. Denn die Nationalsozialisten liessen sich die Vertreibung bezahlen. Zum einen musste man eine individuell festgelegte Reichsfluchtsteuer aufbringen, und ausserdem zwang Eichmann die Juden, ausländische Devisen, die zum Leben im Ausland notwendig waren, zu Phantasiepreisen zu tauschen. Für ein englisches Pfund zahlte man statt zwölf Mark deren vierzig. Perl erreichte das fast Unglaubliche: Das Reichsfinanzministerium wies die Österreichische Nationalbank an, 24'000 Pfund oder 120'000 Dollar für Ausreisewecke bereitzustellen. Mit dieser Summe konnten zunächst einmal fünftausend Wiener Juden ihre illegale Flucht nach Palästina planen.

Aber auch der Hechaluz war nicht untätig. Im April stand vor Eichmann in Wien ein Jude mit einem britischen Mandatspass, Mosche Auerbach, ein Schaliach des Hechaluz aus Palästina.¹⁴ Er war erschüttert über die Situation der Juden in Wien: Strassenterror, physische und psychische Erniedrigungen – Juden mussten das Strassenpflaster mit Zahnbürsten schrubben –, Razzien, Deportationen über Nacht. Robert Stricker, der geistige Führer des Wiener Judentums

Declaration.

Das Consulate-General of the REPUBLIC
OF LIBERIA in Wien erklärt hiermit, dass es einer Gruppe
von tausend Personen Visitor visa zu erteilen bereit ist.

W i e n , den 19. Oktober 1938.

For and on behalf of the
Consul-General



[Handwritten signature]

Zusage über Pro-Forma-Visa für die illegale Alijah

und Redakteur der Wochenzeitung *Die neue Zeit*, kam ebenso ins KZ Dachau wie Dr. Ehrlich, Abgeordneter im Wiener Gemeinderat. Ehrlich wurde dort zu Tode gequält; Oberbaurat Stricker kam nach drei Monaten wegen vieler Interventionen wieder frei, gezeichnet für den Rest seines Lebens.

Noch im April schickte Auerbach einen Bericht nach Palästina, der Folgen hatte: Mit der Einwilligung Ben Gurions gründete die Haganah eine Untergrundorganisation für die Durchführung der illegalen Alijah (Alijah B). Die Zentrale bekam den Namen «Mossad (Büro) le Alijah B». Ihr Leiter wurde Shaul Avigur. Avigur schickte Kuriere und Agenten in alle Teile Europas. Sie hatten nur eine Aufgabe: Hechaluz und Zionisten sollten so viel Juden wie möglich für die Ausreise organisieren, die Nazis sollten bewegt werden, die Ausreise zu ermöglichen, Schiffe mussten gechartert, Mannschaften angeheuert und Pro-Forma-Visa mit Bestechung erkaufte werden.

Die Deutschen verlangten für die Ausreiseerlaubnis von den Juden Einreise-Visa des Ziellandes. England oder das Mandatsgebiet Palästina kamen für ein solches Visum natürlich nicht in Frage. Also suchte man in Wien und später in Berlin nach korrupten Diplomaten, die gegen Bezahlung Pro-Forma-Visa ausstellten. Einer der ausstellenden Diplomaten war der Konsul von Liberia. Diese Pro-Forma-Visa waren auch wichtig für den Schiffstransit auf der Donau.

Die Anrainerstaaten waren von den Engländern unter Druck gesetzt worden, keine Flüchtlingsschiffe nach Palästina durchzulassen. Mit den Sammelveisa waren die Donaustaaten glaubwürdig entlastet.

Schon am 9. Juni 1938 ging der erste Transport der illegalen Alijah, organisiert durch die «Aktion», am Wiener Hauptbahnhof mit 386 Teilnehmern ab. Anwesend waren Eichmann, Leiter der inzwischen eingerichteten «Zentralstelle für jüdische Auswanderung», Wiens Gestapo-Chef Lange und Willy Perl von der «Aktion».

Man erwartete in Kürze die Abfahrt der 386 Betarim (Angehörige des Jugendbundes Betar), als plötzlich ein unverständlicher, aber offensichtlich militärischer Appell durch den Bahnhof schallte: «Amos Dom! – Ahuza Tset!» Darauf strömten die jungen Pioniere aus ihren Abteilen auf den Bahnhof und stellten sich nach militärischer Disziplin in Viererblocks auf. In Anwesenheit und zur grossen Verblüffung des Gestapo-Chefs hielt Perl eine kurze patriotische Rede:

«Ihr verlasst das Land, in dem die meisten von euch geboren wurden, wo ihr aber immer zu einer Minderheit gehörtet, mal besser, mal schlechter behandelt. Und nun kehrt ihr heim in jenes Land, das unser aller Zukunft werden soll. In das Land, das uns Gott versprach, wo wir machtvoll und heldenhaft waren. In das Land, wo jeder Zentimeter mit jüdischem Blut getränkt ist und das nie aufhörte, Brennpunkt unserer Träume zu sein. Die Reise wird nicht einfach sein, dafür der Lohn aber gewaltig. Ihr werdet stolze Menschen in eurem eigenen stolzen Land sein, und eines Tages werdet ihr daraus euren eigenen jüdischen Staat machen. Wenn ihr wieder die Waggons betreten habt, lasst ihr ein Land hinter euch zurück und ein Volk, das euch nicht wünscht, während ihr auf dem Wege zu euren Brüdern und Schwestern seid, die sich nach euch sehnen. Ich wünsche euch eine frohe Heimkehr, eine glückliche Alijah.»¹⁵

Und plötzlich hallte es wie ein Orkan durch den Wiener Hauptbahnhof – die Hatikvah, das Lied über die Hoffnung der Juden auf die Wiedererrichtung Jerusalems.

Etwa 40'000 Menschen sollten mit Hilfe des Mossad, des Hechaluz und der Revisionisten noch den gleichen Weg nehmen. Natürlich waren diese Aktionen im Dritten Reich nicht unumstritten. Vor allem das Auswärtige Amt und die NSDAP hatten grosse Bedenken. In einem Memorandum des Aussenministeriums war zu lesen, dass es kaum das Interesse deutscher Aussenpolitik sein könne, den Juden einen eigenstaatlichen Machtzuwachs zuzubilligen. Ziel der deutschen Judenpolitik sei die Zersplitterung des Judentums. Selbst Eichmann war zwiespältig und brüllte eines Tages einen jüdischen

Repräsentanten an: «Wir brauchen keine Verbrecherzentrale in Palästina!»

Doch er konnte Erfolge vorzeigen. Bedroht durch Deportation und KZ wählten bis November 1938 etwa 45'000 Menschen das Exil. Bis zum Kriegsausbruch waren bereits drei Viertel des Österreichischen Judentums im Ausland.

In Deutschland setzte der massenhafte Exodus der Juden und damit auch die illegale Einwanderung nach Palästina nach den Massengroßmorden vom November 1938 ein. Der Reichspropagandaminister Goebbels hatte die Ermordung eines Beamten der deutschen Botschaft in Paris durch den Juden Herschel Grynszpan zum Vorwand genommen, um im ganzen Reich die Schlägertrupps von SA und NSDAP auf die jüdische Bevölkerung loszulassen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November, zum Teil auch noch an den folgenden Tagen, ermordeten die braunen Horden 91 Juden und trieben Hunderte in den Tod. 191 Synagogen wurden in Brand gesetzt, 76 weitere und viele Gemeindehäuser und Friedhöfe verwüstet, 7'500 Läden und 71 Wohnhäuser zerstört – dies alles nach einer ersten Bilanz. 35'000 Juden wurden in KZs verschleppt.¹⁶

Die Juden selbst mussten die entstandenen Schäden beheben und eine Milliarde Reichsmark als Entschädigung an das Reich aufbringen. Mit einer Fülle von Verordnungen wurden sie nun gänzlich aus dem öffentlichen und wirtschaftlichen Leben verdrängt. Sie durften keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen, keine Autos und Motorräder besitzen, keine Bücher und Zeitungen kaufen, keine Geschäfte führen und dergleichen mehr. Selbst der Bezug von Lebensmitteln wurde eingeschränkt.

In der Folgezeit dehnte die SS ihre Abschiebepolitik von Österreich auf das ganze Reich aus. Adolf Eichmann wurde der Leiter einer neu gegründeten «Reichszentrale für die jüdische Auswanderung» in Berlin, die mit Hilfe der Reichsvereinigung der Juden und der Zionisten allein im Jahre 1939 78'000 Juden aus dem Reich ausschleuste.

Zugleich organisierten zwei Emissäre des Hechaluz, Max Zimmels und Pino Ginzburg, die Arbeit für die illegale Alijah. Im April 1939 verließen die ersten Chaluzim in einem Gemeinschaftstransport Berlin. Im Juni folgte ein zweiter Transport. Kurz vor Kriegsausbruch vereinbarte Ginzburg mit deutschen Stellen die Vorbereitung eines Massenexodus über die Häfen Emden und Hamburg.¹ Bei Kriegsausbruch versandete das Projekt. Ginzburg und Zimmels mussten als feindliche Ausländer – sie hatten britische Mandatspässe – das Deutsche Reich verlassen.

Als im August 1939 der 21. Zionistenkongress in Genf begann, hatte sich die illegale Alijah zu einer Massenwanderung entwickelt. Die MS «Tiger Hill» dümpelte in jenen Tagen mit 1'417 Passagieren durch den Bosphorus. An Bord vorwiegend polnische und tschechoslowakische Juden, die hofften, Anfang September an die palästinensische Küste zu gelangen. Zur gleichen Zeit kreuzten noch drei Schiffe mit ähnlicher Fracht im Mittelmeer: Die «Aghios Nikolaos», die «Krotova» und die «Syros» mit insgesamt zweitausend Geretteten.

Seit vier Monaten kämpften die jüdischen Hilfsorganisationen einen Zweifrontenkrieg. Um Hitler die Opfer zu entreissen, mussten sie sich unerbittlich mit Chamberlain anlegen. Die Briten hatten im Mai 1939 unter arabischem Druck ein Weissbuch veröffentlicht, das die Einwanderung von Juden nach Palästina in den nächsten fünf Jahren auf 75'000 Flüchtlinge beschränkte. Da die Jewish Agency jedoch schon im Vorgriff auf zukünftige Quoten Zertifikate für die legale Alijah verteilt hatte, bedeutete diese Entscheidung praktisch die Schliessung der Grenzen Palästinas für Juden. Ben Gurion antwortete Chamberlain: «Nur englische Bajonette können die jüdische Einwanderung stoppen.»¹⁸

In einer Geheimsitzung der Jewish Agency wurde Kriegsrat gehalten. Die Haganah wurde instruiert, die Einwanderung mit allen Kräften zu fördern. Jede Siedlung entlang der Küste bekam einen Posten, Waffen, Notfallrationen und Einsatzbefehle für den Augenblick, wenn in einer der zahllosen kommenden Nächten unangekündigt ein Transport mit illegalen Einwanderern am Strand zwischen Gazah und Haifa anlanden sollte.

Am 24. August, in der letzten Nacht des Kongresses, richtete Zionisten-Präsident Chaim Weizmann seine Abschiedsworte an die Delegierten aus Polen: «Hoffentlich bleibt euch das Schicksal eurer Nachbarn erspart. Wir hoffen das alle.» Hier geriet er ins Stocken. Seine Stimme versagte ihm für kurze Augenblicke. «Mein Herz ist zu voll, als dass es mir noch erlaubt, weiter zu sprechen. Ich kann nur sagen, hoffentlich werden wir uns wiedertreffen können, um für unser Volk und unser Land arbeiten zu können. Unser Volk ist ewig, so, wie es unser Land ist. Wir wollen arbeiten und kämpfen und leben, bis bessere Zeiten kommen. Lehitraoth Be'Schalom, auf dass wir uns im Frieden wiedersehen!»¹⁹

Als der zu Tränen gerührte Präsident das Podium verliess, erschallte spontan die Hatikvah. Vielen klangen die Worte Weizmanns noch in den Ohren; gerichtet an die westlichen Demokratien: «Ihre Angst ist unsere Angst, ihr Krieg ist unser Krieg!»

Sieben Tage später fielen die deutschen Truppen in Polen ein, und England erklärte dem Deutschen Reich den Krieg.²⁰ Aber nicht deutsche Landser waren die ersten Opfer der britischen Streitkräfte. Die jüdischen Flüchtlinge Robert Schneider aus der Tschechoslowakei und Zvi Binder aus Polen wurden von britischen Kugeln getötet, als eine Patrouille der Navy versuchte, die «Tiger Hill» südlich von Jaffa in der Nacht vom 1. auf den 2. September aufzubringen.

Einer der Beschlüsse, die auf dem 21. Zionistenkongress gefällt wurden, war die Verlegung des Weltbüros des Hechaluz von Warschau nach Genf. Leiter des Weltbüros war dort bis Kriegsende Nathan Schwalb (später Schwalb-Dror). Das schlicht Hechaluz Geneva Office genannte Weltbüro wurde zu einer der Schaltzentralen jüdischen Widerstands in Europa. Zudem wurde Schwalb zur treibenden Kraft in den beiden jüdischen Rettungskomitees, die sich 1940 und 1941 in Genf bildeten. Eines wurde von der Histadruth, dem Gewerkschaftsbund in Erez Israel, eingerichtet, das zweite von der Jewish Agency unter der Leitung von Jizchak Grünbaum.

Neben den zentralen Hilfs- und Rettungskomitees in Genf wurden 1941 ein weiteres in Bratislava, der Hauptstadt der Slowakei, in der die Juden bisher von krasser Verfolgung verschont geblieben waren, und eines im souveränen Budapest eingerichtet. Erst Ende 1942, als die Nachrichten über die Endlösung schon weltweit im Umlauf waren, richtete Grünbaum einen dritten Waadah Hazalah (Rat für Rettung) in Istanbul ein. Die Hauptakteure waren in Bratislava Gisi Fleischmann, in Budapest Otto Komoly und Dr. Reszö Kaszner und in Istanbul Akiwa Lewinski und Chaim Barias.

Da nun durch den Krieg selbst die illegale Alijah erschwert war, baute Nathan Schwalb den Hechaluz in ein Hilfs- und Widerstandnetzwerk um. Es musste die Möglichkeit geschaffen werden, in den besetzten Ländern zu überleben. Über 120'000 Chaluzim in Europa, junge idealistische Zionisten, verwandelten die Stützpunkte des Hechaluz-Büros, Landesverbände, Palästina-Ämter, Kreisorganisationen, Werkhäuser, Jugend-Alijah-Schulen und Hachscharah-Lager – in ein Netzwerk des Untergrunds.²¹

So war Schwalb über jeden Schritt der Nazis gegen Juden an jedem Punkt Europas informiert. Ein perfektes Nachrichtensystem funktionierte über Post und Kuriere. Schwalb organisierte über dieses Informationssystem die Rettungsarbeiten, er schickte und empfing geheime und offizielle Kuriere, führte eine in wechselnden Codes abgefasste Korrespondenz. Alle drei Monate wurden die Codes in sechs

europäischen Sprachen geändert. Und in fast jeder grösseren Stadt hatte Schwalb vier bis fünf Anlaufadressen. Seine Informationen pas-sierten jede Postzensur.

Den Notleidenden schickte er Päckchen oder Bargeld, je nachdem, wie es die beschriebene Lage erforderte. Schwalbs Informations- und Kuriersystem reichte selbst bis in die KZs hinein. Er war über die KZs in Schlesien und das Lager Theresienstadt so gut informiert wie über jüdische Kriegsgefangene auf Kreta, die in der britischen Armee ge-dient hatten; er wusste über Gettos und jüdische Partisaneneinheiten in Polen ebenso Bescheid wie über die jüdische Résistance in Frank-reich oder Belgien.

Der Hechaluz war bei seinen Hilfsaktionen für verfolgte Juden an-gewiesen auf finanzielle Unterstützung. Der grösste Geldgeber war während des gesamten Krieges das American Joint Distribution Com-mittee, eine caritative Einrichtung des amerikanischen Judentums. Seine europäische Zentrale hatte der «Joint» seit Kriegsbeginn in der Schweiz, wo das Geld von dem jüdischen Geschäftsmann Saly Mayer verwaltet wurde, dem Präsidenten des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes.

Nathan Schwalb brauchte Geld in jeder nur erdenklichen Höhe, für Pakete, für Medikamente, für Lebensmittel, Kleidung, fürs Rote Kreuz, für die Bestechung von SS-Leuten und Kollaborateuren, für illegale Tätigkeiten wie den Druck von Untergrundpublikationen bis hin zum Waffenkauf militanter jüdischer Untergrundgruppen. Doch vieles, was Schwalb als kämpferischer Zionist für möglich hielt, war der gemässigte Mayer nicht zu finanzieren bereit. So waren die Ret-tungsaktionen des Hechaluz begleitet von der ständigen Auseinan-dersetzung um das dafür benötigte Geld.

Das erste Geld gab Saly Mayer für zwei Unglückstransporte des Hechaluz. Der erste ging im Herbst 1939 als Gemeinschaftstransport deutscher, tschechischer und österreichischer Pioniere auf die illegale Fahrt nach Palästina.

1'100 junge Zionisten fuhren die Donau abwärts, bis sie der Winter an der jugoslawisch-rumänischen Grenze stoppte. Die Donau, da-mals internationale Transitstrecke, fror zu. Die Chaluzim kampierten am jugoslawischen Ufer. Als der Strom im Frühling wieder passierbar war, verweigerte die Reederei den Weitertransport. Die Charter war abgelaufen. Und Rumänien verweigerte die Einreise, denn im Schwarzmeerhafen Konstanz war kein Dampfer des Mossad zu se-hen, der die Flüchtlinge hätte aufnehmen können. In Kriegszeiten konnten die Reeder lukrativere Geschäfte abschliessen als ausgerech-net den Transport jüdischer Flüchtlinge.

Die elfhundert Juden errichteten ein Lager bei Kladovo. Dort hofften und warteten sie monatelang. Während der Mossad händierend ein seetüchtiges Schiff suchte, baute der britische Geheimdienst MI2 ein skandalöses Komplott gegen die verfolgten Juden auf. William R. Perl hat dieses Komplott in seinem Buch «The Four Front War» minutiös beschrieben.²² Für MI2 wurden die 1'100 Menschen zum Spekulationsobjekt. Die Briten planten, ein Schiff zu kaufen, von dem alle Welt wusste, dass es für die illegale Alijah bestimmt war, es mit Sprengstoff zu füllen und donauaufwärts am Eisernen Tor zu sprengen. Damit hätte MI2 den Zorn der Nazis gegen den Mossad gerichtet, die Donau als internationalen Wasserweg gesperrt und die illegale Alijah nach Palästina auf diesem Wege unterbunden.

Dem Mossad gelang es schliesslich, für 60'000 Dollar aus Mitteln des Joint ein Schiff für den Weitertransport zu erwerben. Aber die Emisäre des Mossad und des Hechaluz in Europa mussten fassungslos mit ansehen, wie die Engländer die Jewish Agency erpressten. London machte dieses Schiff zur Nagelprobe der Ergebenheit der Jewish Agency. War sie gefügig, lockte London mit einer entgegenkommenden Palästina-Politik nach dem Kriege. Die Rechnung war einfach. In Kladovo bangten tausend Juden, in Palästina lebten inzwischen etwa 400'000. So gab die Jewish Agency schliesslich nach. Für ganze 12'000 Dollar ging das Schiff in den Besitz von MI 2 über. Der Transport war gescheitert.

Im September 1940 wurden die in Jugoslawien Gestrandeten in ein Lager bei Sabac verlegt. Dort überwinterten sie ein zweites Mal. Innerhalb eines Jahres waren sie ihrem Ziel kein Stück näher gekommen. Aber auch der Sabotageplan von MI 2 konnte nicht durchgeführt werden. Stattdessen marschierte im folgenden Frühjahr die deutsche Wehrmacht in Jugoslawien ein. Die meisten der 12'100 Chaluzim, die der SS in Sabac in die Hände fielen, wurden ermordet. Die Frauen vergaste man in einem Lager bei Belgrad, die Männer wurden am Ufer der Sava erschossen.

Im Herbst 1940 organisierte der Mossad einen weiteren Transport, verteilt auf drei Schiffe, wiederum ein Gemeinschaftsunternehmen von Prag, Wien und Berlin. Die grösste Gruppe stammte diesmal aus Deutschland. Leiter des Transportes waren der Berliner Hechaluzchef Ephraim Frank und Hans Rabl, der Führer des Hechaluz in Wien. Es war der letzte Grosstransport des Mossad aus dem Reich.

Auch diesmal stoppten die Briten das Unternehmen. In der Ägäis spürten sie die Flüchtlingsschiffe auf, über 1'700 Menschen fielen ihnen in die Hände. Sie durften keinen palästinensischen Boden betreten, sondern wurden von den Briten auf einen 11'700 Tonnen grossen

Ozeanriesen mit dem zynisch anmutenden Namen «Patria» verfrachtet, der im Hafen von Haifa lag. Die «Patria» sollte die Juden nach Mauritius bringen.

Doch die Haganah wollte dies verhindern. Zusammen mit der Transportleitung des Hechaluz plante sie, das Schiff mit einer Bombe fahruntüchtig zu machen. Der Versuch schlug fehl. Man hatte die Wirkung der Bombe unterschätzt. Die «Patria» sank in wenigen Minuten im Hafenbecken von Haifa. Zweihundertvierundfünfzig Menschen verloren bei dieser missglückten Sabotage ihr Leben. Allerdings hatte die Haganah erreicht, dass die Überlebenden ins Auffanglager Atlith eingeliefert wurden und einige Zeit später in verschiedenen Kibbuzim aufgenommen wurden.²³

Zurückgeblieben waren zionistische Jugendführer, deren Verantwortungsgefühl bis zur Selbstaufgabe reichte. In Berlin wurde der Hechaluz nun von Alfred Selbiger geleitet, in Wien von Aaron Menscher, der schon zwei legale Alijah-Transporte aus Wien nach Palästina geführt und sich geweigert hatte, dort in Sicherheit zu bleiben. Sie übernahmen nun ihre von politisch gereiften Führern verlassenen Gemeinschaften.

Der offene Terror der Nazis hatte sich bis Kriegsbeginn vor allem gegen die Juden polnischer Herkunft im Reich gerichtet. Im Oktober 1938 hatte das Regime etwa 17'000 polnische Juden verhaften und an die polnische Grenze abschieben lassen. Die polnischen Behörden lehnten ihre Aufnahme zunächst ab. Tagelang irrten die Deportierten im Niemandsland umher, bis Warschau auf Druck der Nazis schliesslich nachgab. Schon vorher waren bei der sogenannten «Asozialen-Aktion» viele sogenannte Ost-Juden in KZs eingeliefert worden. Die Kinder dieser Juden und deren Mütter warteten vergeblich auf die Hilfe der deutschen Juden. Nur die Gründerin der Jugend-Alijah, Recha Freier, erhob ihre Stimme gegen dieses Unrecht und verlangte Solidarität. Aber sie stiess auf taube Ohren. Ihre Forderung nach Palästina-Zertifikaten für Kinder aus polnisch-jüdischen Familien im Reich wurde energisch abgelehnt. Die Reichsvereinigung wollte die wenigen Zertifikate für deutsche Juden reservieren.

Als es zum Kriegsausbruch kam, blieben radikale Massnahmen gegen die deutschen Juden zunächst aus. Und keiner der jüdischen Führer in Deutschland mochte sich der Worte erinnern, die Hitler am 30. Januar 1939 anlässlich der Feier der «Machtübernahme» vor dem Reichstag ausgesprochen hatte:

«Wenn es dem internationalen Finanzjudentum innerhalb und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.»

Bei einer Besprechung der Amtschefs des Reichssicherhauptamtes und der Einsatzgruppenleiter wurde am 21. September 1939 beschlossen, die Juden aus dem Reichsgebiet nach Polen zu deportieren. In einem Schnellbrief vom gleichen Tage an die Chefs aller Einsatzgruppen in Polen ordnete Reinhard Heydrich, Chef des RSHA, zugleich an, in den besetzten Gebieten Polens die «Konzentrierung» der Juden in den Städten durchzuführen.

Im Februar 1940 fanden die ersten Deportationen aus Stettin und Schneidemühl statt, nachdem schon vorher Juden aus Österreich und der Tschechei nach Polen verschleppt worden waren. Diese Deportationen wurden unter dem verschleiernnden Begriff «Umsiedlung» oder «Abwanderung» durchgeführt.

Die politische Vertretung der deutschen Juden reagierte mit lauten Protesten. Die Reichsvereinigung hatte von den «Abwanderungen» erst erfahren, nachdem sie bereits erfolgt waren. Sie erreichte nun bei den Behörden das Versprechen, dass sie vor solchen Aktionen in Kenntnis gesetzt werden sollte.²⁴

Kämpferische Zionisten sahen in dieser demütigenden Übereinkunft Augenwischerei. Sie warfen den jüdischen Führern Selbstverleugnung vor. Und während sich auf Schwalbs Tisch in Genf die Hilferufe der verfolgten polnischen Juden häuften, tobte in der jüdischen Gemeinde Berlins eine schwere Auseinandersetzung um die zukünftige Politik.

Mit enormen finanziellen Anstrengungen war seit den Novemberpogromen 1938 das Gemeindeleben reorganisiert worden. Man hatte Synagogen aufgebaut, Schulen eingerichtet und die Entfaltung eines regen jüdischen Kulturlebens gefördert. Eine Minderheit der Zionisten dagegen wollte den illegalen Widerstand organisieren. So zum Beispiel Recha Freier, die Gründerin der Jugend-Alijah. Sie hatte schon früh gewarnt: Wie die Nazis die polnischen Juden behandeln, so werden sie bald auch uns behandeln. Doch die geistige und politische Führung der Juden unter Rabbiner Leo Baeck und Paul Eppstein sah in dieser Haltung eine Gefährdung der noch existierenden Gemeinde.

Schliesslich wurde Recha Freier und ihrer Vertrauten Edith Wolff, genannt Ewo, der Zutritt zum Palästina-Amt verboten.²⁵ Doch ihre Befürchtungen sollten sich bewahrheiten. Im Oktober 1940 wurden über Nacht die Juden aus Baden, der Pfalz und dem Saarland nach Frankreich deportiert. Auch von der Verschleppung dieser etwa 7'000 Menschen erfuhr die Reichsvereinigung erst zwei Tage später. Sie forderte daraufhin alle Mitarbeiter der Gemeinden auf, einen Tag zu fasten und die Kulturbundarbeit ruhen zu lassen. In allen Synagogen des Landes wurde die Deportation am folgenden Sabbat bekanntgegeben. Als angeblichen Initiator dieser Aktion verhaftete die Gestapo Dr. Seligsohn, einen Mitarbeiter der Reichsvereinigung. Alle Bemühungen um seine Freilassung schlugen fehl. Im Februar oder März 1941 wurde er im KZ ermordet.²⁶

Recha Freier war inzwischen nach Jugoslawien geflohen. Von dort aus hatte sie Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Zertifikate

für die jüdisch-polnischen Kinder im Reich zu bekommen. Nathan Schwalb und sein Mitarbeiter Dr. Silbershein, der Exekutiv-Mitglied des Jüdischen Weltkongresses war, unterstützten diesen Kampf gegen die störrische Reichsvereinigung in Berlin. Schliesslich konnte Recha Freier 120 verwaiste Kinder illegal nach Zagreb schleusen. Von dort gelangten viele auf abenteuerlichen Wegen nach Palästina und konnten gerettet werden.²⁷

Es dauerte noch bis Mitte 1941, bis die Pläne zur Deportation der deutschen Juden in den Osten konkrete Form annahmen. Bis dahin hatte sich ihre Situation immer weiter verschärft. Bereits 1939 waren sie weitgehend aus dem Wirtschaftsleben ausgeschaltet – nur 16 Prozent waren noch als beschäftigt gemeldet – und wurden stattdessen zum Arbeitsdienst verpflichtet. Im März 1941 wurde für Juden die Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie eingeführt. In von den Deutschen getrennten Arbeitskolonnen wurden sie von Rüstungskonzernen zu Minimallöhnen ausgebeutet.

Am 31. Juli 1941 gab Göring offiziell den Befehl, «.. alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materiel-ler Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflussgebiet in Europa». Seit dem 19. September mussten die Juden, «die das 6. Lebensjahr vollendet haben», den gelben Stern mit der schwarzen Aufschrift «Jude» tragen. Um dieselbe Zeit begannen die Nazis in Auschwitz mit «Probevergasungen».

Wenige Tage später, am höchsten jüdischen Feiertag, Jom Kippur, eröffnete der für die Jüdische Gemeinde zuständige Gestapo-Beamte Prüfer den Berliner Juden, dass ihre «Teilevakuierung» bevorstand. Die Gemeinde erhielt den Befehl, die Synagoge in der Levetzowstrasse als Sammellager umzufunktionieren. Von nun an sollten hier Woche für Woche eintausend Menschen in den Osten deportiert werden, zunächst nach Riga, Minsk und Lodz, später nach Auschwitz und Theresienstadt. Wer der Deportation entgehen wollte, hatte keine andere Wahl, als in die Illegalität unterzutauchen. Ende 1939 lebten von den ursprünglich etwa 160'000 Berliner Juden noch 82'000 in der Stadt.

Gegen die Verfolgung hatten sich in Berlin im Laufe der Jahre Widerstands- und Hilfskreise gebildet. Insbesondere Mitglieder der Bekennenden Kirche bemühten sich, die soziale und psychische Not der Juden zu lindern. Dabei nahmen sich die evangelischen Nazigegner vornehmlich jener Juden an, die nicht von der jüdischen Gemeinde betreut werden konnten, also der sogenannten «nicht-arischen Christen».²⁸

Die oppositionellen Kirchenmänner um Martin Niemöller hatten



Dr. Franz Kaufmann

bereits 1936 in einer Denkschrift an Hitler geschrieben: «Wenn dem Christen im Rahmen der nationalsozialistischen Weltanschauung ein Antisemitismus aufgedrängt wird, der zum Judenhass verpflichtet, so steht für ihn dagegen das Christliche Gebot der Nächstenliebe.»²⁹ In Pfarrer Niemöllers Gemeinde, der St. Annen-Kirche in Berlin-Dahlem, liefen viele Fäden der Hilfskreise zusammen. Nach Niemöllers Verhaftung im Jahre 1938 wurde seine Arbeit grösstenteils von Helmut Gollwitzer weitergeführt.

Ein ähnliches Unternehmen, die «Hilfsstelle für rassistisch Verfolgte christlichen Glaubens», führte Pastor Heinrich Grüber. Sie wurden mit Lebensmittelkarten versorgt, bekamen finanzielle Unterstützung und Rechtshilfe. Im Dezember 1940 wurde Pastor Grüber verhaftet und kam ins KZ Dachau (1943 wurde er entlassen). Seine Arbeit übernahm ausserhalb der Gemeinde einer seiner «freien Mitarbeiter», der ehemalige Oberregierungsrat Dr. Franz Kaufmann.

Kaufmann intensivierte die illegale Arbeit; mit Beginn der Deportationen organisierte er Hilfe für das Überleben in der Illegalität. Ausweise wurden gefälscht, Lebensmittelkarten auf dem Schwarz-

markt gekauft und weiterverkauft, Quartiere besorgt und Fluchten ins Ausland organisiert. Um sich herum scharte der konservative Christ Kaufmann eine Gruppe aus christlichen Helfern, sogenannten «Mischlingen» und illegal lebenden Juden, die sich in der Konspiration auskannten.³⁰

Eine seiner wichtigsten Kontaktpersonen war die junge Jüdin Edith Wolff. Sie trat vehement dafür ein, die Juden sollten sich, sobald sie von ihrer bevorstehenden «Evakuierung» – so der offizielle Sprachgebrauch des NS-Staates – benachrichtigt wurden, durch den Schritt in die Illegalität der Deportation entziehen. Damit stand sie nicht allein. Im Frühjahr 1942 waren erste Nachrichten aus den Lagern in Osteuropa zu Nathan Schwalb in Genf durchgesickert. Für die Hechaluzzentrale in Genf stand von da an fest: Die Lager im Osten waren keine Arbeitslager, sondern Todeslager. Von nun an verging kaum ein Tag, an dem Schwalb nicht in ganz Europa per Kurier oder Post warnte: «Lasst euch nicht deportieren, sondern geht in den Untergrund!»³¹

Edith Wolffs engster Vertrauter war Jizchak Schwersenz, der Leiter der Jugend-Alijah-Schule des Berliner Hechaluz, in der Jugendliche auf die Ausreise nach Palästina vorbereitet wurden. Immer wieder drängte sie ihn, er solle sich mit seinen Zöglingen auf die Illegalität vorbereiten. Doch Schwersenz konnte und wollte sich nicht dazu durchringen. Illegalität war für ihn so undenkbar wie für Alfred Selbiger, den Leiter des Berliner Hechaluz. Wer aus dem Hechaluz in die Illegalität abtauchte, wurde wie ein Fahnenflüchtiger behandelt und aus der Bewegung ausgeschlossen. Obwohl sich die Reihen immer mehr lichteten, wollte man nicht das Wagnis eingehen, das Hunderte von Juden schon auf eigene Faust tagtäglich auf sich nahmen.

Im deutschen Hechaluz war man der Meinung, selbst in Berlin könnten nicht Tausende im Untergrund überleben, weil keine Versorgungsbasis vorhanden war. Im Gegensatz zu anderen Ländern gab es ja in Deutschland keine Résistance. Keinen funktionierenden politischen Untergrund, mit dem man hätte Zusammenarbeiten können. Illegale Juden hatten keine organisierten Verbündeten.

Erst als Schwersenz im Sommer 1942 selbst auf die Deportationsliste kam, fragte er Alfred Selbiger um Erlaubnis, in die Illegalität zu gehen. Überraschend willigte Selbiger ein. Schwersenz sollte die Illegalität «ausprobieren» und Bericht erstatten, ob er eine Gruppenillegalität für möglich hielt.³² Doch dazu kam es nicht mehr. Im November 1942 wurde Alfred Selbiger, der letzte Maskir (Sekretär) des deutschen Hechaluz, als Geisel für untergetauchte Juden er-

schossen. Der Wiener Hechaluz-Führer Aron Menscher war wenige Wochen vorher mit seiner letzten Jugendgruppe ins KZ Theresienstadt deportiert worden.

Schwersenz tauchte im August 1942 unter. Edith Wolff hatte für den notwendigen Identitätswechsel alles vorbereitet. Sie organisierte mehrere Quartiere, und von einem Mitarbeiter aus dem Kaufmann-Kreis, Ernst Hallermann, bekam sie einen Pass. Sie hatte Kaufmann einen Graphiker vermittelt, der für die Hilfesuchenden Pässe fälschte. Er war selbst ein untergetauchter Jude und hiess mit Decknamen Günther Rogoff. Rogoffs erste Arbeit war der Pass für Schwersenz. 200 weitere sollten noch folgen.

Schwersenz tat in den folgenden Monaten zunächst nichts weiter, als Kontakt zu seinen Jugendlichen zu halten. Ein grösserer Kreis junger Zionisten wusste von nun an, dass es eine Anlaufstelle gab. Sie sollten so lange legal bleiben, wie es ging, denn Legalität bedeutete, versorgt zu sein. So bekamen sie Lebensmittelmarken für Juden und im Jüdischen Arbeitsdienst für ihre Sklavenarbeit sogar einen geringen Lohn.

Wenn sich auch die meisten Berliner Juden widerstandslos deportieren liessen, so gab es doch bis Anfang 1943 zumindest die Möglichkeit unterzutauchen, und viele machten davon Gebrauch. Doch dies änderte sich schlagartig am frühen Morgen des 27. Februar 1943. SS-Einheiten mit aufgefanztem Bajonett stürmten die Betriebe und Fabriken, wo Juden arbeiteten. Systematisch wurden alle Stadtviertel durchkämmt, in denen Juden wohnten. Die Verhafteten verfrachtete man auf Lastwagen und brachte sie in verschiedene Sammellager.

Doch der für diese «Fabrik-Aktion» genannte Liquidierung zuständige SS-Kommandeur Stock schoss übers Ziel hinaus. Er liess auch alle diejenigen Juden verhaften, die durch ihren Status als «Mischlinge» oder durch eine «Mischehe» geschützt waren.³³ Schliesslich wurde diese Gruppe ausgesondert und in ein separates Lager gebracht. Alle anderen Juden kamen in Deportationshaft und wurden Anfang März nach Osten deportiert.

Die Verhaftung der «Mischlinge» und «Mischehepartner» sprach sich wie ein Lauffeuer in der Stadt herum. Am 28. Februar 1943 geschah das Unerwartete. Die «arischen» Angehörigen versammelten sich vor dem Lager in der Rosenstrasse, in unmittelbarer Nähe der Staatspolizeileitstelle, und demonstrierten dort vier Tage lang. Und diese vielleicht zweitausend Menschen erreichten, dass ihre Angehörigen nicht in den Osten deportiert, sondern freigelassen wurden. Selbst Schüsse in die Luft liessen die Demonstranten nicht weichen, die schliesslich sogar am Lagereingang Päckchen für ihre Angehörigen

abgeben durften.³⁴ Wahrscheinlich hatten hochgestellte Kreise um Hermann Göring, den «Beauftragten für die Endlösung der Judenfrage», die Freilassung veranlasst, da man nach Stalingrad keine Unruhe in die deutsche Bevölkerung bringen wollte.³⁵

25 Männer allerdings wurden in der Rosenstrasse zurückgehalten. An ihnen sollte ein Exempel statuiert werden. Wegen «versuchter Spionage, Verbreitung von Greuelnachrichten und Verstosses gegen die Lagerordnung» wurden sie nach Auschwitz deportiert. Und wieder geschah etwas Einzigartiges. Die Männer kehrten geschlossen nach einigen Wochen aus Auschwitz zurück. Die energischen Proteste gegen ihre Verschleppung hatten Erfolg gehabt. Das Unrechtssystem hielt sich an seine «Gesetze». Da diese Gruppe aber die Wirklichkeit von Auschwitz gesehen hatte, wurde sie bis Ende des Krieges in verschiedenen Umerziehungslagern festgehalten.

Am 19. Mai 1943 erklärte Propagandaminister Goebbels Berlin stolz für «judenrein». Doch er wusste, dass dies nicht stimmte. Über viertausend Juden waren untergetaucht, manche hatten sich noch im letzten Moment, während der «Fabrik-Aktion», verbergen können. Sie waren angewiesen auf tätige Nächstenliebe der «arischen» Oberwelt, und sie wurden von der Gestapo gnadenlos gejagt.

Dem SS-Hauptscharführer Dobberke stand für diese Jagd eine besondere Truppe zur Verfügung, die «Greifer»: Juden, die man in der Illegalität geschnappt hatte und die nun besonders grausam erpresst wurden. Wenn sie ihnen bekannte Illegale der Gestapo preisgaben, wurden sie und ihre Familie von der Deportation nach Auschwitz verschont. Daraus wurde immer ein Dauerauftrag. Viele wurden regelrecht Gestapo-Mitarbeiter mit entsprechenden Dienstausweisen, zum Teil sogar bewaffnet. Sie fahndeten auf der Strasse, in Kinos oder auf bekannten Treffpunkten Illegaler. Für die untergetauchten Juden wurden sie zu den gefährlichsten Gegnern.³⁶

Für die jungen Zionisten war nach der «Fabrik-Aktion» in Berlin ein Überleben nur noch möglich, wenn sie sich im Untergrund gezielt organisierten. So gründeten noch am 27. Februar 1943 Edith Wolff und Jizchak Schwersenz eine Untergrundgruppe des Hechaluz, den «Chug Chaluzi». Die Gruppe bestand im Kern aus fünfzehn Illegalen, die um sich herum viele weitere Untergetauchte scharten. Der Chug und der Kaufmann-Kreis waren durch vielerlei Aktivitäten verknüpft.³⁷

Vier technische Probleme mussten von den rasch anwachsenden Hilfsgruppen gelöst werden: Quartiere – Papiere – Lebensmittel – Geld. Eine Reihe von Quartieren hatte Edith Wolff bereits im vorangegangenen Jahr besorgt. Im Wechsel konnten nun jene Illegalen, die



Eine Gruppe des Chug Chaluzi bei einem Ausflug im Juni 1943. In der Mitte Jizchak Schwersenz, links daneben Zvi Abrahamson.

kein eigenes Versteck hatten, darauf zurückgreifen. Geld wurde durch Schwarzarbeit, zumeist in der Landwirtschaft, im Gartenbau verdient. Einer der Illegalen arbeitete als Kohlschlepper, ein anderer in einer Papierwarenfabrik. Da viele Arbeitgeber im Krieg zu wenig Arbeitskräfte hatten, waren sie über Schwarzarbeiter ohne Papiere heilfroh.

Aus verschiedenen Schätzungen geht hervor, dass der Kreis um Franz Kaufmann etwa zweihundert Personen kontinuierlich betreute, der Chug Chaluzi nochmals fünfzig.

Der Chug Chaluzi konnte sich dabei auf einen Helferkreis stützen, der sich um die christlichen Studienrätinnen Bertha Gerhardt und Elisabeth Abegg gebildet hatte. Beide organisierten bei sich und ande-



Edith Wolff

ren Quartiere für Illegale und sammelten Geld für die Flucht. Frau Gerhardt war von 1942 bis zum Kriegsende eine der postalischen Deckadressen für Nathan Schwalb in Berlin.

Die Arbeit beider Kreise funktionierte reibungslos bis zum 18. Juni 1943. An diesem Tag bekam Edith Wolff einen Brief der Stapo-Leitstelle Berlin. Sie sollte am 19. Juni in die Burgstrasse kommen und dort einige Fragen beantworten. Sie entschied sich trotz vieler Bedenken für den Gang in die Höhle des Löwen. Sie wollte wissen, was vorlag, und – wenn etwas vorlag – wo die undichte Stelle war.

In der Stapo-Leitstelle wurde sie sofort festgenommen. Man hatte bei einer illegalen Jüdin in Westdeutschland Lebensmittelkarten aus Berlin gefunden. Unter Folter hatte sie Ewos Namen preisgegeben. Doch der zuständige SS-Kommissar Schwöbei ahnte noch nicht, dass er einem Hilfskreis und einer illegalen zionistischen Organisation auf die Spur gekommen war. Erst durch die anonyme Denunziation einer untergetauchten Jüdin kam der Stein ins Rollen. Walther Dobberke, Kriminalsekretär der Gestapo und Leiter des Sammellagers für Juden in der Grossen Hamburger Strasse, liess die denunzierte Jüdin verhaften. Bei den Ermittlungen stellte sich heraus, dass die fünfzigjährige Lotte «Sarah» Blumenfeld ihren Pass von einem gewissen Kaufmann

erhalten hatte. Durch die Aussagen von Frau Blumenfeld wurde auch der Mittelsmann zwischen ihr und Kaufmann verraten: Leon «Israel» Blum. Und Blum gab Kaufmann preis.

Kaufmann hatte bereits erfahren, dass eine Aktion bevorstand. Er schickte seine Frau und seine Tochter an die Ostsee und tauchte unter. Aber er brauchte unbedingt seinen Pass. Sein enger Vertrauter und Mitarbeiter Ernst Hallermann sollte ihn aus der Wohnung holen. Dabei wurde er verhaftet.³⁸ Einen Tag später wurde auch Kaufmann festgenommen. Bei sich führte er ein Notizbuch mit zahllosen Namen von Helfern und Illegalen. Bis Oktober konnten insgesamt fünfzig Personen festgenommen werden, und die Gestapo vermerkte:

«In der Person des Juden Franz Israel Kaufmann konnte das Oberhaupt einer Bande festgenommen werden, die sich mit der Beschaffung arischer Ausweispapiere und Lebensmittelkarten befasste.»³⁹ Kaufmann wurde ohne Prozess erschossen; alle gefassten Juden wurden deportiert, alle anderen Helfer zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt.

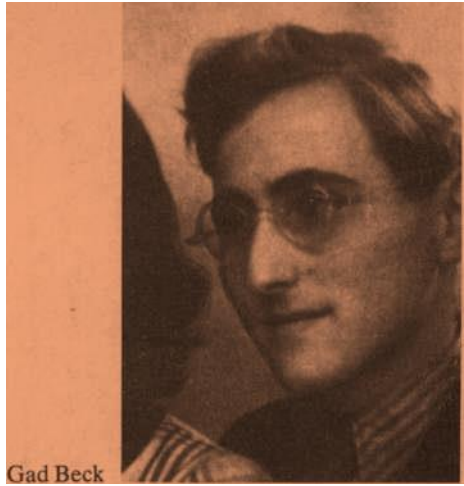
Während damit der Kaufmann-Kreis zerschlagen war, existierte der Chug Chaluzi mit seinen christlichen Helfern weiter. Doch als im November 1943 einer der Lebensmittelkarten-Beschaffer des Kaufmann-Kreises und des Chug Chaluzi, Zvi Abrahamsohn, von der Gestapo gefasst wurde, stand auch der Zionisten-Kreis am Rande der Auflösung. Schwersenz notierte in seinem Notizbuch: «Es gibt keinen Chug mehr.»

Man beschloss, für Schwersenz die Flucht in die Schweiz zu organisieren. Von dort erhofften sich die Juden neue Impulse für die Untergrundarbeit. Die Flucht gelang. In der Silvesternacht konnte Zvi Abrahamsohn mit sechs Mithäftlingen während eines Bombenangriffs aus dem Bunker der Grossen Hamburger Strasse ausbrechen.⁴⁰ Die unmittelbare Gefahr für die jungen Zionisten war gebannt. Dennoch war ihre Lage hoffnungslos. Ein Brief nach Genf beleuchtete die Situation:

«Jizchak ist fort. Wir sind nur noch vier Kameraden. Können uns wegen der grossen Gefahr nur noch unregelmässig auf der Strasse treffen. Bei Dunkelheit. Wir leben in einer Umwelt, die sich aus Betrügnern, schmutzigen Geschäftemachern, Spielern und Zuhältern zusammensetzt. Schlaf kennen wir kaum. Das Essen ist zum Verhungern gerade zu viel – aber einmal sattwerden?»⁴¹



Nathan Schwalb (links) und Jizchak Schwersenz nach dessen Flucht in die Schweiz



Im März 1944 hielt der Nachfolger von Jizchak Schwersenz, Gad Beck, als Leiter des Chug Chaluzi eine Unsumme Geld in den Händen. Jizchak Schwersenz hatte sich zu Nathan Schwalb durchgeschlagen. Schwalb schickte als erste Hilfe per Geheimkurier 120'000 Mark.⁴² Der jüdische Untergrund konnte sich reorganisieren. Bald darauf gelang es dem Chug Chaluzi, eine Gruppe von «Mischlingen» aus dem Arbeitseinsatz in Berlin zu befreien, kurz bevor sie in die Arbeitslager der Organisation Todt («Rückkehr unerwünscht») abtransportiert werden sollten.⁴³

Schliesslich wurde eine Massenflucht in die Schweiz geplant. Helfen sollte jener Mann, der schon bei der Flucht von Jizchak Schwersenz für 6'000 Mark geholfen hatte: Unteroffizier Strunck vom Fliegerhorst Staaken. Er besorgte Wehrmachtspapiere, Wehrmachtskleidung, Wehrmachtsmarken und schlug eine als Munitionstransport getarnte Fahrt an die Schweizer Grenze vor. Doch bevor der Plan ausgeführt werden konnte, wurde Strunck von Flüchtlingen verraten, die an der Grenze gefasst worden waren. Der Chug Chaluzi musste weiter in Berlin ausharren.

Im März 1945 wurde der Gruppe das Geld aus der Schweiz zum Verhängnis. Beim Versuch, es auf dem Schwarzmarkt gegen Goldschmuck und Diamanten einzutauschen, fielen Gad Beck und sein Kampfgenosse Zvi Abrahamsohn der Gestapo in die Hände.⁴⁴ Wenige Tage später flog ein anderer Teil der Gruppe nach einer Schiesse-

Den 22. 3. 45

Mein Lieber!

Gleibe keine gute Nachrichten für dich. Bist in großer Sorge wegen deinen Kindern in der lieben Chinggi, die verunglückt ist. Hinder sich der liebe Ged und Onkel Klein. Ich habe schon sag von dir nichts mehr gehört auch von Onkel Schützbacher nicht. Kannst du wenigstens Kaspi mich noch berichten würde, wäre ich wegen den Lieben die noch hier sind nicht so sehr in Sorge. Bitte sage dafür, dass dein Freund das ja geschäftlich oft hier war mich berührt und mir das alles nachricht in K. bringt. Ich hoffe etc, dass du in dieser Beziehung nichts unversucht lassen wirst. Wenn obliegende ich lieber Onkel Jachim mit der Bitte sich alles zu überlassen ihm mich zu erreichen als kein so es
Kette Bidi

rei am Prenzlauer Berg auf. Es war einer Prostituierten, bei der einige Mitglieder versteckt waren, zu verdanken, dass nicht alle verhaftet wurden. Denn diese Frau rannte in der Nacht des 22. März quer durch das brennende Berlin, um die restlichen Untergetauchten des Chug Chaluzi zu warnen.

Die Illegalen rechneten alle mit ihrer Hinrichtung. Tatsächlich erliess das Reichssicherheitshauptamt im April den Befehl, alle jüdischen Häftlinge im Sammellager zu erschiessen. Doch Lagerleiter Dobberke widersetzte sich so kurz vor der endgültigen Niederlage diesem Befehl. Am 21. April 1945 öffneten sich für die Inhaftierten die Tore des Lagers. Der Ordnung halber bekamen sie sogar Entlassungsscheine.⁴⁵

Nach seiner Flucht hatte Jizchak Schwersenz im April 1944 aus der Schweiz nach Palästina geschrieben:

«All diese Arbeit war nur möglich durch den Einsatz unserer Chawerim (Kameraden), den ich mir nie hätte vorstellen können. Sie übertrafen die gestellten Anforderungen. Welchen Anteil die Weltzentrale des Hechaluz an der Rettung und Stärkung unserer Menschen hat, ist unbeschreiblich. Unsere Kinder hielt – und diesen Vorzug hatten sie vor allen anderen, die schwach wurden und verkamen – der zionistische Gedanke.»⁴⁶

- ◀ In dieser letzten Karte des Chug Chaluzi nach Genf berichtet Rudi Bernstein, dass ein Teil der Gruppe (Chuggi), unter ihnen Gad Beck und Zvi Abrahamson (Onkel Heinz), verhaftet (verunglückt) ist, und bittet die Hechaluzzentrale um neue Geldsendungen (Kaspi) per Kurier.

Polen und die Slowakei – Aktionen gegen die Vernichtung

Der Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen traf die dort lebenden Juden mit grausamer Härte. Chawerim des polnischen Hechaluz, die nach Litauen geflüchtet waren, berichteten:

«Es ist fast unmöglich, in Worten die grosse Vernichtung des polnischen Judentums zu schildern... Etwa 30'000 Juden sind erschlagen worden, die meissen jüdischen Stedteles völlig zerstört, die die Juden verlassen hatten, um ihr nacktes Leben zu retten. Es gibt Stedteles, die mit allen ihren Einwohnern verbrannt sind, wie Lomnz.⁴⁷»

Das Gebiet von Bendzin und Sosnowiec in polnisch Ost-Oberschlesien war traditionell ein starkes Siedlungsgebiet für Juden. Sie stellten dort die Mehrheit und prägten Wirtschaft und Kultur. Arno Lustiger erlebte dort als Jugendlicher den Einmarsch der deutschen Truppen:

«Mein Vater war sofort von den Deutschen mit anderen 99 Persönlichkeiten der Stadt als Geisel festgenommen worden, für den Fall, dass Sabotageakte passieren oder Unruhen ausbrechen würden. Der Stadt war eine Kontribution auferlegt worden von einigen Zentnern Gold und Silber. Dafür kamen die Geiseln nach einiger Zeit frei. Die ganze Altstadt war samt Synagoge abgesperrt worden. Keiner durfte das Gebiet verlassen. Dann wurden Brandherde gelegt. Und es geschah das, was man aus dem Film Holocaust kennt: Die gesamte Synagoge brannte nieder, mit Hunderten von betenden Juden, die man nicht aus dem Flammenmeer entkommen liess.»⁴⁸

Jüdische Handwerks- und Industriebetriebe wurden in deutsche «Treuhanderschaft» überführt, die Juden mussten ihre Wohnungen und Häuser verlassen. Der dem Reich eingegliederte westliche Teil Polens wurde sofort «judenrein» gemacht.

Schon bald nach dem deutschen Überfall organisierte Nathan

Schwalb die ersten grossen Rettungsaktionen für die Juden in den besetzten Gebieten. Er versorgte 5'000 polnische und litauische Juden mit britischen Visa und liess sie von den Sowjets nach Shanghai ausfliegen. Kostenpunkt: 1'000 Dollar pro Person.

Für etwa 20'000 polnische Juden wurde ein Fluchtpfad in die Slowakei organisiert. Chaluzim des slowakischen Hechaluz sorgten für den Grenzübertritt. Ein Teil dieser Menschen wurde in der Slowakei eingedort, die anderen wurden weiter nach Ungarn gebracht.

In Ost-Oberschlesien, das nun formell zum Deutschen Reich gehörte, liess Schwalb 1940 Hachscharah-Kibbuzim errichten. Denn die zionistische Arbeit der Hachscharah war dort von den Nazis bisher nicht verboten worden. Diese Kibbuzim gaben den Chaluzim eine gewisse Sicherheit vor Deportationen. Die Hachscharahlager im Raum Bendzin / Sosnowiec wurden zur Operationsbasis für die Untergrundarbeit. Bendzin wurde zur Brücke zwischen dem jüdischen Untergrund Warschaus, dem Generalgouvernement und den Widerstandskämpfern in der Slowakei sowie den Rettungskomitees in Bratislava und Budapest.⁴⁹

Die Aufgaben beider Komitees beschrieb später Josef Schäfer, damals Untergrundpionier in Bratislava, heute Professor für Soziologie in Haifa:

«Wir verhandelten und entschieden über den Bau von Bunkern, die Verteilung gefälschter Dokumente und das Besorgen von Waffen. Dies und der illegale Grenzübertritt von untergetauchten Juden nach Rumänien (über Ungarn) und zurück in die Slowakei kostete Geld. Dieses Geld kam vom Rettungskomitee, mit dem die Untergrundkommandantur in ständigem Kontakt war und von dem sie alle politischen Informationen bekam.»⁵⁰

Im November 1940 wurde das Warschauer Getto errichtet, in dem zeitweise 600'000 Menschen lebten. Im Laufe des Sommers 1941 kamen weitere Gettos in anderen Städten hinzu. Unzählige Menschen starben bereits in den Gettos an Unterernährung, an Typhus oder Cholera. Im Frühling 1942 begann die systematische Vernichtung. Ganze Gettobevölkerungen wurden in die sogenannten Arbeitslager deportiert. In die geräumten Städte brachten die Deutschen nun Juden aus dem Reich, der Slowakei und Westeuropa. Im Herbst 1943 lebten kaum noch polnische Juden in den Gettos. Aber die Spanne von 1941 bis Ende 1943 war die Zeit des Untergrundkampfes des polnischen Judentums. Aus allen Regionen Polens bekam Nathan Schwalb Nachrichten über diesen heroischen Kampf, den er mit allen möglichen Mitteln unterstützte. Der Tätigkeitsbericht, aus dem der

folgende Auszug stammt, wurde nach der Liquidierung sämtlicher Gettos von einem überlebenden Untergrundkämpfer verfasst:

«Wir gaben regelmässig eine Untergrundzeitung heraus, darin standen politische Artikel über Gettoprobleme und Nachrichten aus Erez Israel, die wir damals noch aus der Schweiz bekamen. Besonders ernst behandelten wir darin die Frage der Verantwortlichkeit der Menschen, die sich durch Flucht retten konnten, für die in den Lagern Zurückgebliebenen, welche aus Vergeltung oft massenweise erschossen wurden. Unsere Kuriere verbreiteten die Zeitung in alle Städte, wo es noch jüdische Zentren gab, in Gettos, Lager usw.

Gleichzeitig begannen wir eine Arbeit auf eigene Faust. In Warschau organisierten wir Fünfergruppen zur Vorbereitung des Widerstandes. Wir wussten zwar den Ausgang des Kampfes, wir wussten, dass der Kampf aussichtslos ist, doch es ging uns auch um den Widerhall, den ein solcher Widerstand der Juden gegen die Deutschen in der Weltöffentlichkeit hervorrufen würde. So haben sich unsere Menschen in der ersten Zeit mit der Erschiessung von deutschen Patrouillen befasst. In Krakau organisierten wir Attentate auf deutsche und polnische Provokateure, berüchtigte Antisemiten denunzierten wir bei der Gestapo, in ein deutsches Kaffeehaus warfen wir Petarden. Ein Mann in Uniform brachte Sprengmaterial in das deutsche Kino Urania, und wir erschossen einige deutsche Aufsichtspolizisten vom Gefängnis in Montelupich.

Eine ernste Frage war die Geldbeschaffung. Dies verschafften wir uns durch Überfälle auf reiche Ausländer. Einmal gingen wir in deutsche Uniformen gekleidet, als ob wir von der Devisenstelle wären, und konfiszierten Geld und Edelsteine. Oder einer von uns legitiimierte sich mit einer Vollmacht zur Liquidierung von jüdischem Vermögen.

Später zogen wir in die Wälder, und es begannen regelmässige Sabotageaktionen, insbesondere das Sprengen von Gleisen... Anfang Januar wurden zwei unserer Chawerim festgenommen. Auf Grund ihrer Geständnisse wurden viele unserer Stützpunkte in Krakau entdeckt, es begannen Arretierungen und Überfälle auf unsere Verstecke. Nach geleistetem Widerstand sind damals gefallen:... (Viele) wurden arretiert.

Es galt nun, diese Menschen zu retten. Sie aus dem Gefängnis Montelupich herauszubekommen, war unmöglich. Wir dachten daran, ihnen zur Flucht zu verhelfen, während sie aus dem Gefängnis überführt wurden. (...) Wir wussten, dass man sie am 23. März in einem Auto ins Judenlager überführen wollte, wo sie erschossen werden sollten. Zwölf von uns wurden mit Gewehren ausgerüstet, sechs nahmen Aufstellung in der Gasse vor dem Gefängnis, die übr-

gen sechs vor der Einfahrt ins Judenlager. Nachmittags um vier sichteten wir das Lastauto. Ausser dem Chauffeur waren drei Polizisten darin, ausgerüstet mit Helmen und automatischen Pistolen. (...) (Es kam zu einer Schiesserei.) Zwölf Mann von den 33 Gefangenen ergriffen die Flucht, die sechs Leute von unserer Patrouille eilten herbei und zogen ihre Mäntel und Hüte aus, um den Flüchtenden ein anständiges Aussehen zu geben, und so trafen wir uns mit allen zwölf Mann in einem schon vorbereiteten Bunker im Getto.»⁵¹

1943 berichtete die jüdische Untergrundkämpferin Schewa Ingster dem Rettungskomitee in Budapest vom Widerstand in Bendzin. Auch aus diesem Bericht ein kurzer Auszug:

«Wir hatten vor uns zwei Aufgaben: Haganah und Hazalah (bewaffneter Widerstand und zivile Rettung). Was alle unsere Chawerim auf dem Gebiet der Haganah geleistet haben, ist nicht zu schildern. Wir haben beschlossen, zu den Partisanen überzugehen. Die P. P. R./ Polnische Arbeiterpartei hat uns aber nicht aufnehmen wollen. Sie haben uns zur Bedingung gemacht, dass ein jeder von uns einen Revolver haben muss. Wir haben uns nun mit aller Energie darauf verlegt, diese Waffen zu beschaffen. Wir schlichen uns in die Wohnungen von Deutschen, die wir unter verschiedenen Vorwänden aus der Wohnung gelockt haben, und stahlen die Waffen. (...) Es gelang uns auf diese Art, 30 Revolver zu beschaffen.»⁵²

Ungezählte Juden, zionistische Aktivisten, jugendliche Kader des Hechaluz und Kinder wurden vom polnischen und slowakischen Hechaluz in organisierten Fluchthilfeaktionen gerettet. Gisi Fleischmann, die zur Leitung des Rettungskomitees in Bratislava gehörte, berichtete an Nathan Schwalb:

«Arische Schmuggler bringen Juden aus Bochnia und Krakau und schleusen sie unter grosser Gefahr in die Heimat von Eia (Slowakei). Dort müssen sie sich zunächst verstecken, meistens in Wäldern, bis wir sie holen und in Grenzsiedlungen unterbringen. Aber oft werden sie von den Schmugglern beraubt oder von Grenzern, denn viele haben Wertsachen wie Steine, Devisen usw. dabei. Aus diesen Grenzorten müssen wir die Flüchtlinge in kleinen Gruppen in die Stadt bringen. Aber bis das erreicht ist, müssen wir noch sehr grosse Gefahren überbrücken, wenn die Flüchtlinge in die Hände von Polizei oder Spionage gefallen sind. So muss man zunächst mit solchen Organisationen Abmachungen haben, um die Flüchtlinge freizubekommen. Selbstverständlich müssen wir auch oft in der Heimat von Eia (Slowakei) mit Methoden arbeiten, die normalerweise nicht in Frage kämen: Und für manche Arbeiten müssen wir auch solche

Deutschland

2.3.43

Absender: Bala Sara Góler
 Beusburg
 Straße, Ort, Postamt, Postfachnummer
 f. Ingenieur befindet
 sich in Hirschleuthen
 haben keine genaue
 Nachrichten von ihm.
 Grüße von Miriam.
 Deine Bala,



Au Herru
 Natan Schwalb
 Schweiz

Einlieferer: M559
 Adressat für ...
 In ...
 ...

437
 Genf
 Rue de la Suisse 121

Lieber Natan! Beusburg
 Es wundert uns sehr 9-III-43
 daß wir letztes von Dir keine
 Nachrichten erhalten haben. Hast Du
 denn an uns nicht geschrieben?
 Motek, Natan und Eric haben deine
 Geschenke bekommen. Puga wartet
 ungeduldig, weil sie für sie sehr nö-
 tigt sind. Sie befindet sich in einer
 sehr schweren Lage, und bittet
 Dich, um Beschleunigung, weil
 es zu spät sein kann.
 Hast Du die Bilder welche Puga
 Dir geschickt hatte, bekommen.
 Dodek, Miriam und Lwi sind
 noch mit uns zusammen.
 Du mußt ihnen schnellstens
 helfen. Chaim leider braucht
 schon keine Hilfe. Wir wollten
 Dir noch Pugas Familiens Bilder schicken
 aber wir haben keine Möglichkeiten.
 Wenn Du wirst uns nicht bald
 helfen, wir werden uns mit
 Gita, David, und anderen Kameraden
 bei Maweki treffen.

Leute benutzen. Diese abenteuerliche Arbeit braucht mutige Leute, die auch in anderen Fragen keine Skrupel kennen. Wir haben keine andere Wahl.»⁵³

Bis ins Frühjahr 1942 bot die Flucht in die Slowakei vielen polnischen Juden die Möglichkeit zur Rettung. Doch im April 1942 begannen auch in der Slowakei die Deportationen. 75'000 slowakische Juden sollten nach Polen verschleppt werden. Das Rettungskomitee in Bratislava versuchte zunächst, die Deportationen zu verzögern. Slowakische Beamte wurden bestochen, um im genau terminierten Ablauf der Deportationen Störungen zu verursachen. Gisi Fleischmann sammelte dafür zunächst unter den betuchten Juden im Lande Geld. Auch aus Genf wurden Mittel geordert.

Schliesslich kam die Rettungsgruppe auf die Idee, die SS direkt anzusprechen. Gisi Fleischmann bot dem Stellvertreter Eichmanns in Bratislava, Wisliceny, an, dass die Juden für jeden nicht Deportierten zwei Dollar zahlen würden.⁵⁴ Der SS-Obersturmbannführer schlug ein. Am 5. August stellte er ohne Wissen der slowakischen Regierung die Deportationen ein.⁵⁵ Doch Saly Mayer konnte so schnell die nötigen Mittel nicht in die Slowakei transferieren. Mitte August schien Wisliceny die Geduld zu verlieren. In einem Brief beschwor Schwalb Saly Mayer:

«Soeben habe ich Herrn Blum, Budapest, gesprochen. (Blum war der ungarische Joint-Chef.) Wir behandelten die Frage von Wilhelm (Wisliceny), das heisst die Verhandlungen über die Einstellung der weiteren Deportation von Gisis Leuten. Ich fragte ihn, ob er an die Verhandlungen glaubt, ob man den Preis nicht herabsetzen kann, wie man ihn bezahlen muss, und ich betonte, dass es keinen Sinn hat, Verhandlungen zu führen, wenn Wilhelm inzwischen die Leute wieder wegschickt. Auf die allerletzte Frage betonte mir Herr Blum, dass er sich zu den Verhandlungen positiv und ernst bezieht, weil Wilhelm seit den letzten zehn Tagen die weitere Deportation eingestellt hat. In seinem gestrigen Gespräch mit Gisi äusserte Gisi ihren festen Wunsch, dass man ihr von hier aus die Verhandlungen gemäss ihres letzten Schreibens positiv beenden helfen soll. Denn nur das kann die Leute vor dem Abgrund retten. Sie sagte Herrn Blum, dass die Sache erledigt wird, besonders, wenn man jetzt die Hälfte der

◀ In dieser Karte bittet die Chawera Bala Opher aus Bendzin Nathan Schwalb um schnelle Zusendung von Schutzpässen (Geschenke), da die Deportation Einzelner oder der gesamten Hechaluz-Gruppe (Pluga) befürchtet wird. Falls die Schutzpässe nicht rechtzeitig eintreffen, rechnen die Chaluzim mit ihrem Tod (Mowecki).

verlangten Summe, das heisst 25'000 Dollar oder diese Summe in Sfr., bestätigen wird. Sie kann die Verhandlungen aus verständlichen Gründen nicht in die Länge ziehen. Sie glaubt, dass dies der beste Weg ist.»⁵⁶

Mit diesem Schreiben leitete Nathan Schwalb die vorläufige Rettung von 25'000 slowakischen Juden ein. Gisi Fleischmann hatte Schwalb und Mayer bedrängt: «Man kann verrückt werden, wenn man glaubt, dass die Tötung von Massen jeden Tag weitergeht. Die Nachrichten, die wir diese Woche über Kuriere bekommen haben, sind einmalig in der Geschichte... wir müssen helfen, auch wenn wir dabei alles riskieren!»⁵⁷

Saly Mayer zahlte schliesslich 50'000 Dollar an die SS. Ausserdem mussten von nun an in regelmässigen Raten Bestechungsgelder an slowakische Beamte gezahlt werden, damit die quasi-souveräne Slowakei die Deportationen nicht wieder aufnahm. Die Juden wurden in slowakische Arbeitslager gesteckt, finanziert vom Joint, und arbeiteten dort für die Nazis. Auch dafür zahlte der Joint. Doch diese Sklavenarbeit war immer noch besser als die Alternative Auschwitz. Bis zum Ausbruch des slowakischen Aufstandes im Herbst 1944 blieben die Deportationen eingestellt.

Zumindest kurz erwähnt werden soll an dieser Stelle auch der Überlebenskampf der jugoslawischen Juden. Auch hier bemühte sich der Hechaluz verzweifelt, Menschen zur Flucht zu verhelfen, besonders nachdem die Deutschen Mitte 1942 damit begonnen hatten, die kroatischen Juden in deutsche Arbeitslager und nach Auschwitz zu deportieren. Viele Kinder der Deportierten wurden vom Hechaluz in Zagreb übernommen, mit Hilfe der jüdischen Gemeinden in Belgrad und Zagreb betreut und im Rahmen der Jugend-Alijah erzogen. Nathan Schwalb stand in ständigem Kontakt mit den Gemeinden, den Jugend-Alijah-Gruppen und deren Leiter Josko Indig, und Saly Mayer unterstützte sie von Genf aus mit monatlichen Budgets und durch Sendungen von Nahrung und Medikamenten durch das Internationale Rote Kreuz.

Als auch die Jugend-Alijah-Gruppen von der Deportation bedroht waren, gelang es schliesslich nach mehreren vergeblichen Versuchen, sie über die Grenze nach Italien zu bringen. Von dort wurden sie im Herbst 1943 vor der deutschen Besatzungsmacht über die Schweizer Grenze gerettet. Sie gehörten später zum ersten Transport, der nach der deutschen Kapitulation Haifa erreichte.⁵⁸

Im April 1943 brach der Aufstand im Warschauer Getto aus. Er gilt als das Symbol des jüdischen Widerstands überhaupt. Auch hier standen die Kämpfer des Hechaluz in vorderster Front, allen voran Eliezer Geller, dritter Mann im Kommando der Getto-Kämpfer.⁵⁹ Über das ganze Jahr 1942 hatte er in Warschau, aber auch in zahlreichen anderen Gettos und Arbeitslagern wie in Bendzin, Tschenstochau, Krakau und Tarnow gemeinsam mit anderen den Untergrund organisiert.

Der anerkannte Führer des jüdischen Widerstands in Polen war Jizchak Zuckermann, zu den bedeutendsten weiblichen Mitgliedern der Bewegung zählten Frumka Plotnizka in Bendzin und Zivia Lubetkin und Tosia Altmann in Warschau. Zu all diesen Kämpfern und Kämpferinnen im polnischen Untergrund hielt Nathan Schwalb einen nicht abreisenden Kontakt. Die einzelnen Gettos wurden mit Waffen versorgt, es wurden Bunker angelegt mit Lebensmittelrationen, und die zionistische Jugend rief die Älteren zum Widerstand auf, wenn die Vernichtung des Gettos drohte. Für viele besonders gefährdete Aktivisten der Bewegung besorgte Nathan Schwalb Schutzpässe lateinamerikanischer Länder, die sie zum Grossteil vor Deportationen ins KZ verschonten.

Der Kampf im Warschauer Getto währte bis in den Juni. Ähnliche Aufstände gab es in Lemberg, Wilna und Bjalystok. In einem Geheimbericht der SS vom 30. Juni 1943 hiess es:

«Bei den Aktionen ergaben sich auch noch sonstige ungeheure Schwierigkeiten, da sich die Juden unter allen Umständen der Ausiedlung zu entziehen trachteten. Sie verbarrikadierten sich... Da immer mehr alarmierende Nachrichten eintrafen über die sich mehrende Bewaffnung der Juden, wurde in den letzten Tagen des Monats Juni in allen Teilen des Distrikts Galizien gleichzeitig mit den schärfsten Mitteln gegen das jüdische Banditentum eingeschritten. Besondere Massnahmen waren nötig bei der Auflösung des jüdischen Wohnbezirks in Lemberg. Hier musste, um eigene Verluste zu vermeiden, von vornherein brutal eingeschritten werden, wobei mehrere Häuser gesprengt bzw. durch Feuer vernichtet werden mussten... Mindestens 3'000 jüdische Leichen, die durch Einnehmen von Gift Selbstmord begingen, mussten bei den Aufräumarbeiten aus allen möglichen Verstecken geborgen werden.»⁶⁰

Auch in Bendzin versuchten sich viele Juden verzweifelt gegen die Liquidierung des Gettos zu wehren. Der deutsche Polizeibericht dokumentiert:

«Beginn mit der äusseren Absperrung der Juden-Gettos schlagartig am 1.8.1943, 2 Uhr 30.

Abtransport bis 7.8.1943 rund 30'000 Juden.

Erschossen wegen Fluchtversuchs oder Widerstand: Rund 400 Juden. Aktion noch nicht abgeschlossen.

Bemerkungen:

Auf eine derartige Aktion waren die Juden von langer Hand vorbereitet, nur der Tag blieb geheim. Ein grosser Teil von ihnen hielt sich ausserhalb der Wohnungen in Bunkern, gut getarnten Erdlöchern oder vermauerten Kellern versteckt und konnte erst nach und nach festgenommen werden. Ein grosser Teil der Juden musste entgegen den Anordnungen, wonach sie hätten im Getto sein müssen, aus den Betrieben herausgeholt werden.

Teilweise versuchten die Juden unter Waffenanwendung Widerstand zu leisten. In zwei Fällen wurden Polizeistreifen von Juden aus Verstecken beschossen. Die Täter konnten erst im Feuerkampf überwältigt werden.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August wurden die um das Judengetto aufgestellten Absperrketten aus mehreren Häusern des Gettos beschossen. Unter Führung eines Offiziers drang ein mit Handgranaten bewaffneter Stosstrupp in den Häuserblock ein und holte 27 Juden, darunter zwei Tote, heraus.»⁶¹

Vom Widerstand dreier Wechalluz-Kämpfer berichtete später die Bendziner Jüdin Schewa Ingster:

«Josef Kozuch und Nathan Rosenzweig sind anlässlich der Aussiedlung in die Räume des Judenreferats gedrungen, um das dort befindliche Geld an sich zu nehmen, die Wache zu bestechen und zu retten, was möglich ist. Sie haben die Wache überwältigt, sind schliesslich erschossen worden. Jaakow Zimmermann hat vier Mädchen aus dem Getto in Sicherheit geholt. Bei einem neuerlichen Versuch wurde er angehalten. Er hat die Wache erschossen, wurde aber schliesslich erfasst und hingerichtet.»⁶²

Am 16. August erliess Mordechai Tenenbaum-Tomaschoff vom Hechaluz zusammen mit dem Kommunisten Daniel Moszkowicz in Bialystok den Aufruf zum bewaffneten Widerstand:

«Juden! Man führt Euch nach Treblinka! Sie werden uns mit Gas wie tollgewordene Hunde vergiften und uns dann in Öfen verbrennen. Wir wollen nicht wie Schafe zum Abschlachten gehen!

Wenn wir auch zu schwach sind, unser Leben zu verteidigen, so sind wir doch kräftig genug, um für unsere jüdische Ehre und menschliche Würde zu kämpfen und der Welt zu zeigen, dass wir,

obwohl gefesselt, uns doch nicht ergeben haben. Geht nicht freiwillig in den Tod! Kämpft um Euer Leben bis zum letzten Atemzug! Begrüsst unsere Henker mit Zähnen und Klauen, mit Axt und Messer, mit Salzsäure und Eisenstangen. Möge der Feind mit Blut für Blut, mit Tod für Tod bezahlen. Jüdische Jugend! Möge Dir das Beispiel und die Tradition vieler Generationen von jüdischen Kämpfern ... als Vorbild dienen. Geh auf die Strasse hinaus und kämpfe! ... In den Wald, zu den Partisanen!... Waffen kannst Du von jedem Deutschen im Getto erbeuten. Sei stark!»⁶³

Selbst in den Lagern kam es 1943 zu Aufständen. Als man in Treblinka vom Getto-Aufstand in Warschau erfuhr, schlug die jüdische Untergrundorganisation zu. Die Untergrundpresse meldete am 10. August:

«Die von Verzweiflung getriebenen Juden erschlugen einige Dutzend Gestapoleute, besetzten das dortige Waffenlager, bewaffneten sich, steckten einen Teil der Baulichkeiten in Brand und flohen in die umliegenden Wälder. Ungefähr 2'800, meist bewaffneten Menschen gelang es, in die Wälder zu entkommen. Sie nahmen als Partisanen den Kampf auf und fügten den gegen sie ausgesandten Truppen einer Strafexpedition schwere Verluste zu.»⁶⁴

Weder in Warschau noch in Bendzin oder anderswo konnten die Getto-Kämpfer die Vernichtung ihrer Leidensgenossen verhindern. Neunzig Prozent der über drei Millionen polnischen Juden wurden von den Nationalsozialisten ermordet. Aber ihr Kampf ist ein Symbol für den Willen des verfolgten Judentums, sich nicht wehrlos in die Gaskammern führen zu lassen. Und schliesslich haben einige wenige aus diesem Widerstand in den Gettos ihr Leben retten können.

Westeuropa – Im Bündnis mit der Résistance

Der Untergrundkampf der Juden im Westen Europas ist nur wenig bekannt. Dort, in Frankreich, Belgien und Holland, war der Hechaluz ein wichtiger Bündnispartner der nationalen Widerstandsbewegungen?⁵

1942 begann in Frankreich die Zusammenarbeit mit dem Maquis, dem militärischen Teil der Résistance. Den Maquis haben Juden von Anfang an mitorganisiert und -geleitet. Die chaluzeische Bewegung war hier in voll verantwortlicher Zusammenarbeit integriert. In den meisten Provinzstädten wurden Bunker zum Untertauchen gebaut. Um das Hauptziel – die Lebensrettung der Kinder, Jugendlichen und Aktivisten – zu erreichen, organisierten die Zionisten illegale Grenzübertritte in die Schweiz. Mindestens 2'000 Menschen wurden so aus Frankreich gerettet. Unter den französischen Chawerim gab es viele ausgebildete Soldaten, die im Maquis und in der Haganah eingesetzt wurden.

Der jüdische Widerstand in Frankreich agierte von der unbesetzten Zone aus. Von Toulouse, Marseille, Nizza, Lyon und Limoges aus organisierte man die Flucht bedrohter Juden ins unbesetzte Gebiet. Doch im Winter 1942 marschierten die Deutschen auch im Süden des Landes ein. Ein kleiner Teil im Südosten Frankreichs wurde von den Italienern besetzt. Dieses Gebiet war nun die letzte Zuflucht. Als Italien im Sommer 1943 kapitulierte und daraufhin auch dort die deutsche Wehrmacht eindrang, führten die Juden Frankreichs einen fast aussichtslos anmutenden Kampf. Berichte vom November 1943 sprechen eine deutliche Sprache:

«Jetzt ist fast keine Stadt mehr eine Ausnahme. Dort, wo bisher eine relative Ruhe geherrscht hat, spielen sich Szenen wie in Nizza ab: Razzien in den Strassen, Besuch zu Hause, in den Bahnhöfen, in den Zügen...

In Sisteron wurde die ganze U. I. G. F. (Organisation, die die jüdischen Kinder rettete) verhaftet und deportiert.

In St. Martin de Ves, in einer Privatpension, befand sich eine

Gruppe von acht Kindern. Man dachte, sie wären in Sicherheit. Vergangene Woche kam Germain (die Deutschen) und entführte die Kinder.

Früher hat man den Wohnort gewechselt, ist von Stadt zu Stadt gezogen. Jetzt ist das völlig unmöglich. Es bleibt eine einzige Adresse: Nystar (Versteck). Aber es ist teuer, ausserordentlich teuer, jedoch ist es die einzige Adresse, um sich zu retten, um wenigstens unsere Kinder und unsere Frauen zu retten... Aber nichts darf zu teuer sein, um zu retten, was noch zu retten ist. Schlagt bei allen unseren Freunden Lärm für diese Aktion von Hazalah, aber rasch, sonst ist es zu spät. Jede Minute der Verzögerung fordert Opfer.»⁶⁶

Mit dem deutschen Einmarsch in Holland begann auch dort die «Konzentrierung» und Verschleppung der Juden. Mit Hilfe des französischen Hechaluz gelang es, vielen holländischen Juden zur Flucht zu verhelfen. Männer mit «arischem» Aussehen verpflichteten sich zur Arbeit am Westwall. Dort organisierten sie sich in Fünfergruppen und wurden nach einiger Zeit von Passeuren in die Schweiz geschmuggelt. Das Generalkonsulat Hollands war in der Schweiz formell als Vertretung der Exilregierung in London anerkannt worden. Es übernahm alle Kosten für die Flüchtlinge in der Schweiz.

Die Chawerim lebten dort etwa zwei Jahre in Flüchtlingslagern. Gleichzeitig wurden sie von den Holländern für den Krieg geschult. Manche von ihnen wurden als Piloten ausgebildet und nahmen teil am Luftkrieg gegen den Westwall. Sie waren später die ersten Piloten des Staates Israel.

Wie in den anderen Ländern galt auch in Belgien die erste Rettung den Kindern, Jugendlichen und Aktivisten. Nathan Schwalb unterhielt vor allem Kontakte zur Résistance in Brüssel und Antwerpen. Dort bildeten die Juden nach den Kommunisten und Sozialdemokraten die dritte Kraft des Widerstands. Zu ihren wichtigsten Stützen gehörten Juden aus Polen und der Tschechoslowakei, die als ausgebildete Soldaten – nach den Niederlagen in der Heimat – nach Belgien geflüchtet waren.

Besonders stark war der Widerstand im belgischen Kohlerevier. Die Kinder wurden in Klöstern und bei Arbeiterfamilien versteckt. Zum Teil wurden sie auch mit Passeuren in die Schweiz gebracht. Laut einem Rechenschaftsbericht aus Brüssel vom 7. Oktober 1944 an das Hechaluz Geneva Office hatten die belgischen Chawerim schon 1941 ein Komitee gegründet, das die Gefangenen im KZ Broendok mit Lebensmitteln versorgte. Familien, deren Männer zum Arbeitsdienst am Westwall eingezogen worden waren, wurden von der Partei finanziell unterstützt. Weiter heisst es:

«Am 22. Juli 1942 fingen aber die Massendeportationen an... Ein einziger unserer Chawerim, der in Antwerpen geblieben war, Monaster, fing selbständig eine Arbeit an... Es gelang ihm,... viele jüdische Kinder und Erwachsene in nicht-jüdischen Familien... zu verstecken. Im April 1943 wurde zu diesem Zwecke ein Komitee gegründet.»

Im Herbst 1943 wurde das «Verteidigungskomitee der Juden» gegründet,

«...das durch Verteilung von Geld, Lebensmitteln und Kleidern und durch das Unterbringen von Kindern in nicht-jüdischen Familien oder Kinderheimen die Reste des belgischen Kibbuz vor dem Untergang schützte. ... Eine Gruppe aus Charleroi und Lüttich stellte sich auch in den Dienst des aktiven, d.h. militärischen Widerstands. Manche von ihnen spielten eine führende Rolle und wurden von ihren Vorgesetzten ausgezeichnet. Einzelheiten über die Tätigkeit können wir im Augenblick noch nicht geben, weil einige dieser Chawerim sich noch in Holland an der Front befinden.»⁶⁷

In Holland, Belgien und Luxemburg konnten über 100'000 Juden vor der Deportation nach Osten bewahrt werden. Von den etwa 300'000 französischen Juden überlebten ungefähr 80 Prozent. Die Rettungsaktionen des Hechaluz hatten daran einen wichtigen Anteil.

Der wichtigste Erfolg des jüdischen Widerstands beruhte auf zäher Geheimdiplomatie. In Verhandlungen mit der SS über die Rettung des ungarischen Judentums erreichten die Zionisten zunächst einen Deportationsstopp und im November 1944 den (mündlichen) Befehl Himmlers zum Stopp der Vernichtung.⁶⁸ Um den Hintergrund zu verstehen, müssen wir ins Jahr 1943 zurück.

Am 2. Februar 1943 kapitulierten die letzten deutschen Einheiten vor Stalingrad. Die deutsche Niederlage im Zweiten Weltkrieg begann sich abzuzeichnen. Am 24. Februar drohte Adolf Hitler in einer Rede im Führerhauptquartier angesichts der Niederlage in Stalingrad: «Dieser Kampf wird deshalb auch nicht, wie man es beabsichtigt, mit der Vernichtung der arischen Menschheit, sondern mit der Ausrottung der Juden in Europa sein Ende finden.» Am nächsten Tag konnte man diese Worte in der deutschen Presse nachlesen.

Wieder einige Tage später rief der Judenbeauftragte Wisliceny in Bratislava Gisi Fleischmann vom Hechaluz-Rettungskomitee zu sich. Drohte auch hier wieder die Aufnahme der Deportationen, die im vergangenen Herbst gestoppt worden waren? Im Gegenteil. Wisliceny, Obersturmbannführer der SS, machte Gisi Fleischmann ein unglaubliches Angebot, das im totalen Widerspruch zu Hitlers öffentlicher Androhung stand. Für zwei Millionen Dollar bot Wisliceny die Rettung der noch lebenden Juden im Machtbereich der Nazis an. Das Reich und Polen sollten dabei «judenrein» bleiben.

Wisliceny knüpfte mit diesem Vorschlag an jene Verhandlungen an, die zum Stopp der Deportationen aus der Slowakei geführt hatten. Doch über ein Jahr blieb unklar, wer hinter diesem Angebot stand. War es Himmler selbst? Ziemlich schnell endeten diese Verhandlungen in einer Sackgasse. Die Alliierten waren nicht bereit, mit einer solch grossen Summe ihre Devisenblockade zu brechen, zumal Wisliceny unglaubwürdig wurde, als Schwalb nachbohrte. Der SS-Mann hatte den Mund zu voll genommen. Für Belgien, Frankreich und die Niederlande reichten seine Befugnisse nicht. Die dortigen Judenbeauftragten der SS wollten sich nicht hineinreden lassen. Was

schliesslich blieb, war der Balkan, insbesondere Griechenland, wohin Wisliceny beordert worden war, um dort die «Endlösung» vorzubereiten.⁶⁹ Doch der Joint war vorerst nicht bereit, mit Wisliceny in konkrete Verhandlungen einzutreten. Aus allen Himmelsrichtungen wurde weiter deportiert. Wislicenys «Europa-Plan» verschwand zunächst in der Schublade.

Rabbi Weissmandel, ein enger Mitarbeiter von Gisi Fleischmann in Bratislava, schrieb im Sommer 1943 an Schwalb:

«Wir können es nicht verstehen, wie Ihr essen und trinken könnt, wie Ihr in Euren Betten schlafen könnt, wie Ihr spazieren gehen könnt, und ich bin sicher, dass Ihr dies alles tut, und zur gleichen Zeit diese grosse Verantwortung über Euch lastet. Wir schreien schon Monate, und Ihr habt noch nichts gemacht. Entschuldigt meine Worte, aber ich kann mich nicht mehr zurückhalten, wenn ich diese furchtbare Nachlässigkeit sehe. Ich bin sicher: Durch Gottes schnelle Hilfe werdet Ihr bald erkennen, dass Ihr die Möglichkeit hattet, zu retten, und Ihr habt nicht gerettet. Tut Euch selbst den Gefallen, damit Ihr später nicht bereut, damit Ihr sagen könnt, dass das Volk Israel heilig ist. Wir erleben von Euch keine grossen Taten – es handelt sich nur um Geld! Und damit kann man Tausende von Menschen retten. Und wenn Ihr dies tut, so werdet Ihr Euch ein göttliches Recht erkaufen.»⁷⁰

Doch Nathan Schwalb waren die Hände gebunden. Erst im folgenden Jahr sollten ähnliche Verhandlungen Erfolg haben.

Im März 1944 marschierte die SS in dem bis dahin noch souveränen Ungarn ein. Hier waren die Juden bisher von Deportationen und Vernichtung verschont geblieben. Zehntausende von Verfolgten waren in der Vergangenheit nach Ungarn geflohen. Zur Zeit des Einmarsches lebten hier etwa 900'000 Juden/¹ Doch Eichmann traf nun alle Voraussetzungen, um die Juden aus Ungarn ins Gas zu schicken. In Auschwitz wurden die Vernichtungskapazitäten verdoppelt. 12'000 Menschen konnten nun täglich getötet und verbrannt werden.

In Auschwitz wurde gegenüber den Häftlingen kein Hehl aus den Plänen der SS gemacht. Daraufhin beschloss der jüdische Untergrund, zwei Männer auf die Flucht zu schicken, um die Ungarn zu warnen. In der Nacht vom 13. auf den 14. April flüchteten Fred Wetzler und Rudolf Rosenberg aus Auschwitz. Am 25. April sassen sie einem Mitarbeiter von Gisi Fleischmann gegenüber. Sie erzählten über die Todesmaschinerie, übers Gas, über die Verwertung der Juden, vom Zahngold bis zum Haar, das zum Abdichten von Torpedos benutzt wurde, von Juwelen, Kleidung, Brillen und Prothesen und

vom Dünger, den man aus der Asche und dem Fett der verbrannten Leichen produzierte. Rosenberg, der über ein phänomenales Gedächtnis verfügte und in der Registratur des Lagers gearbeitet hatte, nannte die Zahl der ermordeten Juden, seitdem er aus der Slowakei nach Auschwitz deportiert worden war: 1'760'000. Und dann sagte er: «Eine Million Juden aus Ungarn werden sterben!»⁷²

Dutzende von Berichten von deportierten Flüchtlingen aus Treblinka und von anderswo hatte Gisi Fleischmann nach Genf geschickt. Und ebenso oft hatte Nathan Schwalb, hatten die Rettungskomitees versucht, die freie Welt aufzurütteln. Aber erst dieser genaue Bericht liess den Kampf der Zionisten um die Weltmeinung in neuem Licht erscheinen. Der Vatikan und die Westmächte wurden bestürmt, den Berichten Glauben zu schenken. Der Papst sollte die ungarischen Bischöfe aufrütteln, Washington und London sollten Verhandlungen mit der SS zulassen.

Mitte Mai 1944 präsentierte Eichmann einem Mitglied des Budapester Rettungskomitees, Joel Brand, eine zynische Rechnung, die einer Neuauflage des im Vorjahr gescheiterten «Europa-Plans» gleichkam: Er verlangte zehntausend Lastwagen im Austausch für die ungarischen Juden. Darüber konnte das Rettungskomitee natürlich nicht entscheiden, ebensowenig wie irgendeine andere jüdische Institution in der Welt. Und genau das war es, worauf Himmler, der Initiator des Plans, spekulierte. Ihm ging es nicht um zwei Millionen Dollar oder um Lastwagen, dem zweiten Mann in Hitlers Staat ging es um die Erpressung von Westkontakten. Er plante einen Separatfrieden mit London und Washington. Die Juden waren seine Geisel. Doch dies wussten zu jener Zeit weder die Juden noch die Alliierten.⁷³

Alle Versuche Nathan Schwalbs und der jüdischen Rettungskomitees, von den Alliierten die Einwilligung für Verhandlungen mit der SS zu erwirken, schlugen zunächst fehl. Nach wie vor waren Washington und London nicht bereit, sich auf derartige «Tauschgeschäfte» einzulassen. Am 14. Mai 1944 begannen die Deportationen ungarischer Juden nach Auschwitz. Tag für Tag wurden nun 12'000 Juden aus Ungarn vergast.

Macht- und fassungslos schickte Rabbi Weissmandel am 16. Mai einen erschütternden Brief an Nathan Schwalb nach Genf:

«Gestern hat man angefangen, die Juden aus Ungarn, östlich des Flusses Theiss, zu deportieren. Das betrifft 300'000 Menschen. An jedem Tag werden 12'000 deportiert. Sie stehen ohne Brot und Wasser, ohne sanitäre Einrichtungen, auch die Fenster sind geschlossen. Vier solcher Züge mit jeweils fünfundvierzig Waggons gehen jeden

Tag, so dass in 26 Tagen alle Juden deportiert sein werden. Die Züge kommen über Brachau und Erlau nach Auschwitz. Sie kommen in Auschwitz an nach einer Fahrt von zwei bis drei Tagen ohne Luft und Essen, im Stehen, Körper an Körper gedrängt, so dass viele schon unterwegs sterben. Die am Leben geblieben sind, werden dort ausgezogen, in grosse Säle gebracht und unter der Täuschung, sie würden sich dort waschen, durch Zyanid erstickt. Zweitausend Menschen in jedem Saal. Ende Februar gab es dort vier solcher Räume. Und wie man hört, sollen weitere Räume geschaffen werden. Die Leichen werden in einem besonderen Ofen verbrannt. Jeder Ofen verbrennt zwölf Leichen in einer Stunde. Ende Februar waren dort 36 solcher Öfen. Wahrscheinlich sind noch mehr installiert worden. Früher hat man die Menschen im Birkenwald bei Auschwitz erstickt und verbrannt. Jetzt macht man dies in Birkenau, in grossen Krematorien, so, wie es oben im Plan gekennzeichnet ist. Von wenigen Männern und Frauen werden die Kleider der Ermordeten geordnet und durchsucht nach Wertsachen. Einige bleiben am Leben für die Verbrennung der Leichen. Die, die dort bleiben, bekommen eine Nummer auf ihre Hand und einen Davidstern auf die Brust. Die meisten sterben nach ein paar Wochen oder Monaten, und es folgen andere an ihrer Stelle. 95Prozent von denen, die ankommen, werden gleich vergast. Schon in den Monaten Dezember und Januar hat man eine neue Bahn zu den Gaskammern und Krematorien für die Ermordung der Juden aus Ungarn gebaut. Und sie sprechen darüber ganz offen, weil sie glauben, dass dort niemand flüchten kann. Vor einigen Monaten gab es noch zwei andere Orte solches Schreckens. Einer in Treblinka bei Byalistok und einer in Belzec am Bug. Und so wird es in Auschwitz seit gestern weitergehen, Tag für Tag 12'000 Juden, Frauen und Kinder, Alte, Gesunde und Kranke, um dort erstickt und verbrannt zu werden und als Kunstdünger für die Felder zu dienen.

Und Ihr, unsere Brüder in allen freien Ländern, und die Politiker in allen Staaten, wie könnt Ihr schweigen, während dieser Mord geschieht, während in diesem Augenblick Tausende von Juden ermordet werden. Die Opfer schreien zu Euch, während Ihr die Hände verschränkt. Wie könnt Ihr Euch verweigern? Wir flehen Euch an: Ihr müsst dafür sorgen, dass die Politiker in aller Welt das deutsche und ungarische Volk warnen vor diesem grossen Morden, das in der ganzen Welt bekannt werden muss. Der Papst soll die ungarischen Minister warnen. Und wenn das Rote Kreuz nicht die Kontrolle über die Lager bekommt, so soll man die Deutschen binnen acht Tagen aus dem Roten Kreuz rausschmeissen. Vielleicht schleifen die Deutschen dann die grossen Hallen in Auschwitz und errichten Potemkinsche Dörfer. Auschwitz muss bombardiert werden. Die Mordanlagen sind auf dem Plan gut zu er-

kennen. Und man muss alle Wege nach Auschwitz bombardieren, man muss die Brücken und Stationen in den Kaparten bombardieren.

Wir beschwören Euch, all dies nicht eine Minute zu verzögern! Lasst alles stehen und liegen und kümmert Euch nur um dies! Denkt daran, dass jeden Tag, an dem Ihr nichts tut, 12'000 Menschen vernichtet werden.

Und Ihr müsst Geld schicken, Tausende und Abertausende. Denn dieses Geld ist für uns ein Werkzeug für Bestechung. Viele wollen jetzt für Geld helfen, um sich mit ihren Taten zu retten, bedenkt, dass die Bösen, als sie in Ungarn einmarschierten, bereit waren, gegen Geld die Deportationen zu unterlassen, worüber sie mit den Juden verhandelten. Und mit diesem Geld kann man Tausende retten, indem man ihnen falsche Papiere besorgt. Und mit diesem Geld können wir Bunker bauen und mit Nahrungsmitteln ausrüsten. Wir brauchen Geld für Hunderttausende, die weder in den Lagern noch in ihren Verstecken Verdienstmöglichkeiten haben und die an Krankheit und Hunger sterben, egal ob in Polen, der Slowakei oder Rumänien.

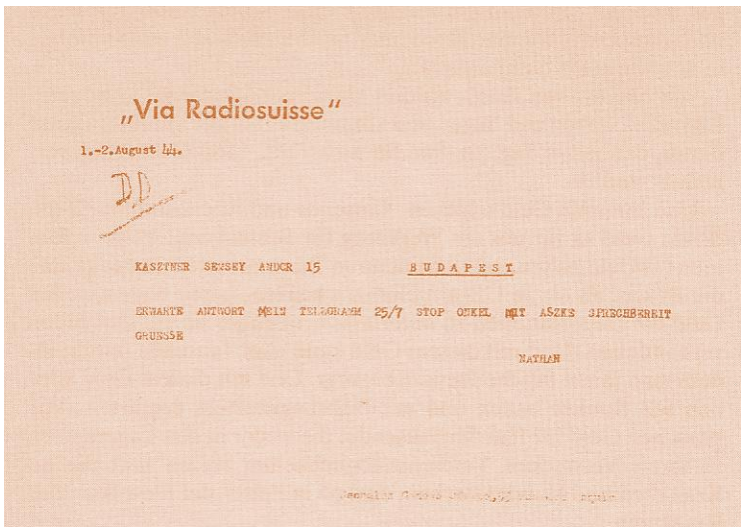
Wir brauchen das Geld, um jüdische Kinder bei Nichtjuden zu verstecken und für illegale Grenzübertritte. Wir bestechen damit Polizisten und verzögern mit Sabotage und Protestaktionen den Vernichtungsprozess.

Wisst Ihr, wieviel Geld wir dafür brauchen? Wenn Ihr Tausende in Scheinen schicken würdet, jeden Monat, so würde es nicht reichen. Meine Brüder, Söhne Israels, seid Ihr verrückt geworden? Wisst Ihr nicht, in welcher Hölle wir leben? Wofür aus der Hölle einen bettelnden Kurier schicken – und all sein Betteln hilft nichts! Ihr gebt uns Pfennige! Verrückte Mörder! Wer ist der Gerechte? Ihr, die Ihr uns Pfennige aus einer erhabenen Situation gebt, oder wir, die wir in der Tiefe Blut und Tränen geben?

Wer gibt Euch das Recht, von mir Rechenschaft und Budgets zu verlangen, bevor Ihr wenigstens ein Prozent von Zehntausenden, die wir brauchen, gebt.

Möge Euch der Mächtige die Augen öffnen!»⁷⁴

Doch die Söhne Israels waren mitnichten verrückt geworden. Nathan Schwalb tat alles in seiner Macht Stehende, um den ungarischen Juden zu helfen. Er gewann schliesslich Saly Mayer, den Verwalter der Joint-Gelder, als Verhandlungspartner für Himmlers Sonderbeauftragten, den SS-Obersturmbannführer Kurt Becher. Doch nach dem Willen der Alliierten sollten die Verhandlungen nur zum Schein geführt werden. Saly Mayer war nicht befugt, den Nazis konkrete Versprechungen über Devisen- oder Sachzahlungen zu machen.⁷⁵ Den-



Nathan Schwalb informiert das Budapester Rettungskomitee, dass Saly Mayer (Onkel) bereit ist, mit den Deutschen (Aszke) zu verhandeln.

noch führten diese Verhandlungen und Kontakte zu gewissen Erfolgen:

1'700 Juden wurden im August und Dezember in einem «Musterzug» von den Nazis ins neutrale Ausland gebracht. Himmler erfüllte die Vorbedingung für ein Treffen zwischen Mayer und Becher und erliess ausserdem am 25. August einen Deportationsstopp aus Ungarn. Allerdings war die Provinz zu diesem Zeitpunkt schon «judenrein». Es ging nun «nur noch» um die Rettung der Juden Budapests. 18'000 Juden wurden statt nach Auschwitz ins Lager Strasshof bei Wien gebracht, wo sie den Krieg grösstenteils überlebten.⁷⁶ Im November 1944 kam der von Himmler erwünschte Westkontakt zustande. In Zürich trafen sich Rosewell D. McClelland, der Sonderbeauftragte des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, und Kurt Becher. Schon vor diesem Treffen hat Himmler angeblich einen mündlichen Befehl zum Stopp der Judenvernichtung gegeben. Nach dem Treffen wurde dieser Befehl auf Drängen Bechers nochmals von Himmler präzisiert.⁷⁷

Die Opfer auf den Todesmärschen aus den Lagern des Ostens, der Flecktyphus in Bergen-Belsen, verhungerte Häftlinge überall – dieser Befehl wurde nie eingehalten. Aber wären von November an bis

Telegraph (U-Schreibf.) Amt
 Budapest, den 25. August 1944 11.15 Uhr
 Ankunft: " " " 11.50 Uhr
 Nr. 11 1375 g
 25 AUG 1944
 1

Nr. 2379 vom 25.0. Ottimamente mit Vorrang!
 Sofort auf den Tisch!

Für Herrn Reichsaussenminister.

SS-Obergruppenführer Winkelmann teilt mir neobem telephonisch mit, dass er heute nacht 3 Uhr durch Fernschreiben einen Befehl des Reichsführers SS erhalten hat, demzufolge jegliche Deportation von ungarischen Juden nach dem Reich mit sofortiger Wirkung strengstens untersagt wird. Auf meine Rückfrage, ob dieser Befehl antilich sei und ich davon Gebrauch machen kann, hat Winkelmann dies bejaht.

Wäre für umgehende Unterrichtung dankbar, da ich beabsichtige, diesen Befehl, in geeigneter Form weitgehend für die Durchsetzung der übrigen Führerweisungen auszunutzen.

Veesenmayer

- St. S. Kupper
- U. St. S. Pöschel
- Botach-fer-...
- Botach-fer-...
- Leiter Abl. Fern
- Pol
- Frucht
- Kull Pol
- Prasse
- Hundstutz
- Chief Prot
- Op. Pol
- Dr. Lohse Int I
- Dr. Lohse Int II
- Dr. Lohse Int III

9

Handwritten signature: RAA Senger
Handwritten date: 13/9

H525063

- Botach v. Ristele
- Gen. Schauer
- Frohweid
- v. Gundlach
- Dr. Meyerle
- VRZ Zepfen
- Melchers
- LR v. Grotz

K213961

Handwritten: Arbeiterverband! Mit Ze. 5 eintragen
Handwritten: 403

Handwritten: 9/1 f. Grotz - Schauer

E422181

zur Auflösung des Lagers Auschwitz jeden Tag weiterhin 12'000 Menschen vergast worden, hätte kein Internierter das Lager überlebt.

Die Verhandlungen zwischen den jüdischen Rettungskomitees und der SS haben dies verhindert, ebenso wie die Vernichtung der Juden Budapests, wo etwa 300'000 Menschen gerettet werden konnten.

Als 1945 die Konzentrationslager in Deutschland, Böhmen und Österreich befreit wurden, erlebten in Bergen-Belsen 55'000 Menschen, in Neuengamme 12'000, in Theresienstadt 30'000, in Flossenbürg 17'000 und in Mauthausen 33'000 Juden diesen Tag der Befreiung. Und mit ihnen Hunderttausende von Juden, die ihr Leben nicht zuletzt dem Einsatz jüdischer Rettungskomitees und jüdischer Widerstandsgruppen in ganz Europa zu verdanken hatten.

Rückblick – Was war «jüdischer Widerstand»?

Wir sind am Ende dieser kurzen, überblickshaften Darstellung des jüdischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus angelangt. Einzelne Aktionen und Ereignisse aus Deutschland werden – ich habe eingangs darauf hingewiesen – im Folgenden noch konkret beschrieben werden. Zuvor möchte ich aber noch einmal grundsätzlich auf die Frage eingehen, was denn eigentlich unter dem Begriff «jüdischer Widerstand» zu verstehen ist.

Mancher wird vielleicht der Meinung sein, dass doch Aktionen wie die Organisierung von Ausreisemöglichkeiten, politische Proteste im Völkerbund oder auch Verhandlungen mit der SS über Deportationseinstellungen nicht als Widerstand zu bezeichnen seien. Gerade zu dieser letzten Frage gab es in Israel erbitterte Kontroversen. Der Höhepunkt dieses Streits war die Kollaborationsthese: Wer als Jude angesichts der nationalsozialistischen «Endlösung» mit den Mördern verhandelte, habe sich der Kollaboration schuldig gemacht. Insbesondere gegen das Rettungskomitee in Budapest wurde dieser Vorwurf vehement erhoben.

Den Hintergrund dieses Vorwurfs bildete die Tatsache, dass es ja die örtlichen Judenräte selbst waren, die auf Druck der Nazis die Deportationslisten zusammenstellten und für eine «ordnungsgemässe» Erfassung der Juden garantierten. Ohne diese Mithilfe sei der reibungslose Ablauf der Deportationen gar nicht möglich gewesen. Nicht Verhandlungen auf höchster Ebene, sondern der Boykott jeglicher Mitarbeit an der eigenen Verfolgung im Kleinen sei das Gebot der Stunde gewesen.

Dieser These widerspreche ich ganz entschieden. Sicher hat es hier und da jüdische Kollaboration gegeben. Aber die Verhandlungen der Rettungskomitees haben damit nichts zu tun gehabt. Die Judenräte (oder Ältestenräte) waren durch die Nazis institutionalisiert. Die Rettungskomitees dagegen bestanden aus zionistischen Widerständlern, die bei jeder ihrer Aktionen mit einem Bein im KZ standen. Legitimiert waren sie nur durch die jüdischen Instanzen. Ihr Einsatz hat Hunderttausenden das Leben gerettet, indem sie auf allen denkbaren

Ebenen und mit den verschiedensten Methoden Widerstand leisteten, abhängig von der Situation und abhängig vom Wesen des jeweiligen regionalen SS-Kommandanten.

Was nun die Frage nach dem Widerstand angeht, so vertrete ich die Auffassung, dass alle Aktionen, die während der nationalsozialistischen Herrschaft das Leben von Juden retteten oder zu retten versuchten, Widerstandsaktionen waren. Das gleiche gilt für alle Arten von Hilfsaktionen zu der Zeit, als die «Endlösung» noch nicht absehbar war. Wo immer Juden sich selbst und ihre Leidensgenossen vor dem mörderischen Zugriff des Nationalsozialismus zu bewahren versuchten, da war dies jüdischer Widerstand.

Die folgende Aufstellung soll einen Überblick geben über die verschiedenen Formen des Widerstands vom Beginn bis zum Ende der nationalsozialistischen Herrschaft.

Formen des Widerstands

- Politische Aktionen im Völkerbund, Druck auf demokratische Regierungen
- Internationale jüdische Solidarität, Boykotte, Finanzhilfen
- Entwicklung von Fluchtmöglichkeiten nach Palästina
- Organisation der illegalen Einreise nach Palästina
- Aufbau sozialer Solidarität in Deutschland, Selbsthilfeorganisationen
- Bildung von Solidaritätsfonds in England und Frankreich
- Flüchtlingshilfsorganisationen im Ausland
- Aufbau der Auslands-Hachscharah
- Aufbau von Hilfs- und Rettungskomitees durch die Zionisten in der Schweiz, der Slowakei, Ungarn und Istanbul
- Organisation von Fluchtwegen in die Slowakei, Ungarn, Rumänien
- Versorgung jüdischer Kriegsgefangener mit Kleidung und Nahrung
- Aufbau eines Kuriersystems in die Zentren der Verfolgung
- Versorgung mit Lebensmitteln, Geld, falschen Papieren
- Verschickung von ausländischen Visa und Schutzpässen
- Bewaffnung von Kämpfern und Bau von Bunkern in den Gettos
- Veröffentlichung von Untergrundpublikationen
- Aufbau der Haganah in den Zentren der Verfolgung
- Kooperation mit der Résistance in Westeuropa
- Bildung von Partisaneneinheiten nach der Flucht aus Getto und KZ
- Abtauchen in den Untergrund der Städte, Aufbau von Hilfsorganisationen
- Bewaffnete Aktionen auf militärische Versorgungslinien
- Aufstände in Osteuropa
- Verhandlungen mit der SS über die Einstellung von Deportationen und Vergasung
- Verhinderung der Liquidierung von KZs und des Gettos in Budapest

ZWEITER TEIL

Erinnerungen aus zwölf Jahren Deutschland

Pino Ginzburg – Als Schaliach in Deutschland

Pino Ginzburg stammt aus Königsberg. Er ist der Sohn einer aus Russland stammenden, sehr religiösen Familie. Ginzburgs Erziehung im Elternhaus war ganz und gar auf die Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft bis hin zum Talmud-Unterricht orientiert. Seit dem elften Lebensjahr durchlief er die zionistischen Jugendbewegungen Blau-Weiss, Kadimah und Habonim.

Nach Beendigung des Gymnasiums wählte er einen Handwerksberuf zur Vorbereitung seiner Auswanderung nach Palästina. Im April 1933 wurde er in die Zentrale des Hechaluz berufen, so dass er Deutschland im Oktober 1933 verliess.¹

Der Zionismus und seine Verwirklichung waren für mich seit meiner Jugend richtungsweisend, weil ich an die Möglichkeit eines ehrenhaften Lebens als Jude in der Gola und insbesondere in Deutschland nicht glauben konnte. Schon in der Schule lernte ich in hässlichster und verletzendster Art den Antisemitismus kennen. Mein Elternhaus war ebenfalls zionistisch orientiert. So verstand ich meinen Weg zum sozialistischen Zionismus als natürliche Konsequenz meiner Erziehung und Umwelt.

In Palästina hatte ich eine besondere Aufgabe in der Betreuung der deutschen Chawerim, die nach und nach ihren Weg nach Palästina fanden. Denn gerade die Deutschen hatten ja grosse Schwierigkeiten, sich körperlich an die schwere Arbeit und die zum Teil äusserst primitiven Lebensbedingungen zu gewöhnen und auch einmal Hunger zu ertragen. Schliesslich wurde ich von der Kibbuzbewegung zusammen mit Max Zimmels gebeten, nach Deutschland zu gehen und dort die Leitung für die Auswanderung zu übernehmen. Wir sollten dort die erzieherische und organisatorische Arbeit leiten.

Ende 1938 wandten wir uns an den deutschen Konsul in Haifa, zu dem ich persönliche Beziehungen hatte. Der Konsul gab uns ein Transitvisum für eine Woche. Damit wollten wir in Berlin an Ort und Stelle die Aufenthaltserlaubnis für Deutschland besorgen.

In einer deprimierten Stimmung bestiegen wir in Haifa das Schiff

nach Marseille. Trotz der Wichtigkeit unserer Arbeit waren wir uns darüber im Klaren, dass unsere Mittel zur Hilfe nur sehr bescheiden sein konnten. Aber es konnte schon wichtig sein, dass wir nur durch unser Erscheinen den Verfolgten in Deutschland zeigen konnten, wie sehr sich der Jischuv um das Schicksal der deutschen Juden sorgte.

Zimmels und Ginzburg wussten um die Hilflosigkeit der jüdischen Gemeinde im Reich nach den Novemberpogromen, und sie waren über die Isolation der zionistischen Jugend informiert. Der Mangel an Zertifikaten und die immer dringlicher werdende Ausreise aus Deutschland und die notwendige berufliche und gesellschaftliche Vorbereitung für eine zukünftige Alijah motivierte den Hechaluz in Deutschland, alle nur möglichen Wege zu versuchen, um junge Menschen aus der Nazi-hölle zu befreien.

In den Jahren 1935 bis 1938 glaubte der Hechaluz die Chawerim in Holland, Dänemark, Schweden, Frankreich, Belgien und England sowie Jugoslawien in Sicherheit. 1936 gab es nach dem Aufschwung des Hechaluz im Reich 1230 Plätze in der Auslandshachscharah, doch als Pino Ginzburg und Zimmels nach Europa kamen, zählte die Auslandshachscharah nur noch achthundert Chawerim. Es waren gut geschulte und überzeugte Zionisten, die am besten vorbereitete Elite unter den deutschen Chawerim. Das Problem lag darin, sie nach Erez Israel zu bringen, damit neue Chawerim aus Deutschland nachrücken konnten.

Da die wenigen zur Verfügung stehenden Zertifikate für die verfolgten Juden bestimmt waren, die innerhalb der Reichsgrenzen lebten, gab es keinen anderen Weg, als eine illegale Alijah aufzubauen. Die skandinavischen Länder sowie Holland und Belgien sollten das Operations-terrain dieser illegalen Einreise nach Palästina werden.

In Marseille wurden wir vom Schlichim Fritz Lichtenstein empfangen. Lichtenstein brachte uns nach Holland ins Weltdorf der Auslandshachscharah. Dort trafen sich nach den Ereignissen des November '38 alle in Europa stationierten Schlichim.

Die Gespräche mit dem Schlichim in Holland waren deprimierend. Die Nachrichten über die Lage der Judenschaft nach der Kristallnacht klangen übel. Die Mehrheit der Schlichim war der Meinung, unsere Aufgabe müsste es sein, die jüdische Bewegung und den Hechaluz durch massenhafte Auswanderung aufzulösen.

In den Tagen des Chanukkah-Festes (jüdisches ‚Lichterfest‘ um Weihnachten) 1938 überschritten Max und ich die Reichsgrenze und begaben uns nach Berlin. Bei den jüdischen Organisationen wurden wir mit einer gewissen Kühle und Zurückhaltung empfangen. Denn

schliesslich wusste man, dass wir als Emissäre aus Palästina lediglich über ein Transitvisum für eine Woche verfügten. Was also sollten wir beide schon ausrichten können?

Bei dem ersten Treffen mit den jüdischen Repräsentanten und Leitern waren Max Zimmels und Pino Ginzburg erst einmal nur gute Zuhörer. In einem Bericht, den Ginzburg wenig später nach Palästina übermittelte, schrieb er:

«Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hier hatten wir die Möglichkeit, mit Chawerim des Habonim (zionistische Organisation) aus dem ganzen Reich zusammenzukommen... Dieser Kreis von Chawerim ist sehr jung und macht einen ausgezeichneten Eindruck. Doch befand er sich in einer stark deprimierten Stimmung, und die Hauptfrage war, wie man am besten die Arbeit unserer Bewegung in Deutschland bis zum 31. März 1939 beenden und diesem Kreis von Chawerim, die vier und fünf Jahre in der Arbeit des Hechaluz und Bundes stehen, die Auswanderung aus Deutschland in die Auslandshachscharah oder nach Erez Israel ermöglichen könne. Es war uns möglich zu erklären, dass es für eine Bewegung wie die unsere keine Frage der Auflösung geben kann, da die Verhältnisse hier, solange es Juden gibt, auch von uns erfordern, die Aktivsten und Hilfsbereitesten und Aufnahmefähigsten zu sein. (...)

Aber klar wird sein, dass die Menschen dieses Kreises, die tragende Menschen unserer Bewegung in Deutschland überhaupt sind, im Laufe von drei bis vier Monaten Deutschland verlassen werden. Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, den Versuch zu machen, neue Kräfte zu finden, die dann die Arbeit in Deutschland irgendwie noch weitermachen können.»²

Ginzburg und Zimmels beschlossen, direkt mit dem Chef der Berliner Stapoleitstelle Burgstrasse über Ausreisemöglichkeiten für die Chawerim zu verhandeln:

Mit sehr mulmigem Gefühl betraten wir die Berliner Terrorzentrale. Mehrmals zeigten wir britische Mandatspässe und das deutsche Transitvisum, beides verlieh uns eine gewisse Sicherheit. Wir passierten mehrere Sicherheitskontrollen, bevor wir ins Allerheiligste des Judenreferenten vorgedrungen waren.

Pfützner war sehr ungehalten über diesen unerwarteten jüdischen Besuch. ‚Was wollen Sie noch von mir? Ich habe Ihren Visaantrag mehrmals abgelehnt, und damit basta! Wir brauchen keine Schlichim hier und auch keine Tarbut-Arbeit (Kulturarbeit).‘

Ich liess mich von diesem erwarteten Empfang nicht einschüchtern und ging einen Schritt auf Pfützner zu. Zumindest beherrschte der

Herr Sachbearbeiter ja ein paar hebräische Begriffe. Das ermunterte uns.

„Unsere Absicht ist es, vor allem die jungen Juden des Hechaluz aus dem Reich nach Palästina zu führen. Aber der Druck der Gestapo auf die Juden, auszuwandern, hat leider eine Panikstimmung geschaffen. Gleichzeitig aber sind praktisch alle Grenzen der Nachbarländer gesperrt

„Wie soll denn dann Ihre Vorstellung funktionieren, Herr Ginzburg?“

„Vor unserer Einreise nach Deutschland haben wir Pläne entwickelt, die vor allem England und Palästina betreffen.“

Die drei Gestapo-Beamten waren sehr gut informiert über die Position der Engländer zur Einwanderungsfrage und ebenso über die Lage zwischen Arabern und Juden in Palästina. Auch in den Unterschieden der Kibbuzbewegung kannten sich Pfütznier und seine Kollegen gut aus. Als wir uns nach einem längeren Gespräch verabschiedeten, hatten wir zwar keine Zusage bekommen, aber wir hatten das Gefühl, dass das Eis gebrochen war.

Als die beiden ein wenig später ins Büro von Benno Cohn, dem Leiter der Zionistischen Organisation Deutschlands, zurückkehrten, wurden sie mit grosser Begeisterung begrüsst. Inzwischen hatte Pfütznier bei der Zionistischen Organisation angerufen und die Aufenthaltserlaubnis für beide Emissäre bestätigt. Mit gestärkter Autorität gingen beide an die Arbeit. Doch die innere Lage des Hechaluz war marode geworden. In einem Brief über die Gesamtsituation der chaluzischen Arbeit berichtete Pino Ginzburg am 13. Januar 1939 nach Jerusalem:

«Der erste peinliche Eindruck ist der, dass es sich heute beim Hechaluz nicht mehr um eine Bewegung handelt, sondern um ein Reisebüro, das die Aufgabe hat, so schnell und so viele Chawerim wie möglich ins Ausland zu bringen. Man ist in der Gefahr, in der praktischen und aufreibenden Arbeit aufzugehen. Wir halten es für notwendig und machen alle Anstrengungen, diesem Büro und allem, was drum herum ist, ein bisschen Seele der Bewegung einzuhauchen und jeden Versuch zu unternehmen, auch erzieherisch die Chawerim zu erfassen.»³

Pino Ginzburg übernahm die Leitung des Hechaluz in Berlin und die Organisation der illegalen A Iijah. Bis Ende 1938 war die illegale A Iijah ausschliesslich von den Schlichim in Polen organisiert worden. Schon Anfang 1939 hatte der polnische Hechaluzchef und Leiter der illegalen Alijah, Braginsky, sein Büro in Paris eröffnet. Braginskys Pariser Standort wurde zum Verbindungsbüro für die illegale Alijah aus den

von den Nazis beherrschten Gebieten. Braginsky wurde von den Schlichim in den verschiedenen Ländern Europas unterstützt, aus denen die Emigranten kamen oder durch welche die Transporte geführt werden mussten.

Wenige Tage nach der Ankunft setzte sich Pino Ginzburg mit Braginsky in Verbindung und schilderte die schwierige Situation der Juden in Deutschland:

Energisch forderte ich, einen Plan für die Alijah B aus dem Altreich und – wenn zweckmässig – in Zusammenarbeit mit dem österreichischen Hechaluz auszuarbeiten. Der Wiener Hechaluz unter Leitung des Schaliach Mosche Auerbach hatte schon die notwendigen Verbindungen aufgenommen, war besser organisiert und verfügte schon unter Umgehung Eichmanns über Möglichkeiten, durch einflussreiche Nazistellen einen Fluchtweg zum jugoslawischen Hafen Rijeka auszubauen. Diesen Weg ging dann auch der erste gemeinsame Transport im April 1939.

Die Auswahlkriterien für die Sonder-Hachscharah, wie man die illegale Alijah nach Palästina nannte, waren ausgesprochen streng. Am 10. März 1939 wurde auf einer Sitzung des Hechaluz beschlossen, dass die Teilnehmer zum grössten Teil aus der Hechaluz-Bewegung kommen mussten und 80Prozent im Alter von 17-28 Jahren zu sein hatten. Man einigte sich ausdrücklich darauf, dass die Ziele der Sonder-Hachscharah nicht im Rahmen einer Lösung der sozialen Frage des deutschen Judentums zu sehen seien.

Anfang 1939 bekam Ginzburg unverhoffte Hilfe bei der Suche nach Ausreisemöglichkeiten durch den ehemaligen Reichswehroffizier Alexander von Höffner. Er hatte sich an die Reichsvereinigung der deutschen Juden gewandt und seine Mithilfe bei der illegalen Alijah angeboten.

Ich traf Herrn von Höffner Mitte Januar. Höffner war ehemaliger Hauptmann der Reichswehr, ein preussischer Offizierstyp, sehr vornehm, kultiviert, aufrecht und anständig, etwa 50 Jahre alt. Von Höffner verfügte über gute Verbindungen zur SS- und SD-Führung sowie zum Aussenamt. Sein Sohn war erster Sekretär an der deutschen Gesandtschaft in Warschau. Obwohl sehr schnell klar wurde, über welche guten Beziehungen der Offizier a. D. verfügte, blieben seine Motive im Dunkeln. Es war nur anzunehmen, dass er im Einvernehmen mit Gestapo-Chef Müller und Referatsleiter Lischka agierte.

Höffner stellte sich als ein Mann vor, der gegen den Radau-Antisemitismus der SA, des Stürmer und Goebbels sei, aber von der Recht-

mässigkeit der Idee eines judenfreien Deutschlands überzeugt war. Die geförderte Auswanderung hielt er für die beste Methode zur Umsetzung dieser Idee. Ich sah in diesem alten Preussen die menschlichste Verbindung zum nazistischen Unrechtssystem und dessen Behörden, um die illegale Alijah im Sinne der Zionisten nach Palästina zu lenken.

Zunächst nahm ich die Dienste eines kleinen Reisebüros in Anspruch, das von einem Neffen Höffners geleitet wurde. Pro Kopf verdiente dieser Mann zehn Mark neben den eigentlichen Bearbeitungskosten für die Formalitäten eines jeden chalizischen Auswanderers. Insgesamt waren die anfallenden Summen so gering, dass ich die Zahlungen als Tarnung der dahintersteckenden Motive der deutschen Seite ansah.

Die Beziehungen zu diesem Büro wie auch die Kontakte zu Höffner fanden in einer korrekten Atmosphäre statt, wie sie zu Zeiten Eichmanns in Wien undenkbar waren. Immer wenn Höffner mir gegenüber heftig oder laut wurde, so ging es um die schleppende Entwicklung der Alijah auf jüdischer Seite. Den Nazis ging alles zu langsam, und ich hatte den Eindruck, dass diese Auseinandersetzungen mit Höffner von höherer Seite gefordert wurden, zumal er sich dann, wenn auch widerwillig, des ihm verpönten Nazijargons bediente.

Im Mai 1939 erhielten die Juden polnischer Staatsangehörigkeit Ausweisungsbefehle nach Polen, die sie innerhalb von zwei Wochen zu befolgen hatten. Die jüdischen Führer wussten, was das bedeuten konnte. Bei einer ähnlichen Aktion 1938 hatten die Polen die Grenze geschlossen. Im Niemandsland war ein wildes Lager entstanden, das sich in einer katastrophalen sanitären und sozialen Situation befand. In der letzten Zeit hatte die deutsche Grenzpolizei die Insassen wiederholt mit Waffengewalt über die polnische Grenze getrieben. Die wehrlosen Vertriebenen wurden von den Polen sofort beschossen, und was den Polen nicht gelang, wurde von der deutschen Grenzpolizei erledigt. Auch die jetzigen Austreibungsbefehle mussten für die polnischen Juden den sicheren Tod bedeuten.

Nach einer SOS-Befragung in allen Hachscharah-Punkten wusste ich, dass unter diesen Befehl auch 120 Chawerim fielen. Daraufhin setzte ich mich sofort mit Braginsky in Verbindung. Für das Schiff ‚Dora‘ forderte ich, umgehend 120 Auswandererplätze freizumachen. Natürlich ging das auf Kosten derjenigen, die sich vielleicht schon Jahre um eine Auswanderung bemüht hatten. Aber hier war nicht Gerechtigkeit, sondern Solidarität gefordert. Die Vorbereitungen für die ‚Dora‘ waren immer noch nicht abgeschlossen. Im Juni sollte sie erst

abfahrbereit sein. Alle Beteiligten empfanden die zu fällende Entscheidung als grausam und schicksalsschwer für die betroffenen Menschen. Schweren Herzens stimmte der Mossad meiner Entscheidung zu.

Da die ‚Dora‘ die Chawerim der Auslandshachscharah in den nordischen und Benelux-Ländern nach Palästina bringen sollte, musste nun ein geeigneter Weg gefunden werden, die polnischen Chawerim in kürzester Zeit illegal nach Belgien zu schleusen. Es war ausgeschlossen, belgische Einreisevisa zu erhalten. Aber es gab zu jener Zeit in Köln und Aachen Schmugglerbanden, die gegen viel Geld Leute und Waren über die Grenze brachten. Zahlreiche Gruppen waren bereits aufgefliegen. Herbert David, Leiter des Hechaluz in Köln und im Rheinland, sowie die ChaweraZivia Prager, eine sehr gewandte junge Frau, die sich in den Schmugglerkreisen bestens auskannte, schlossen den Kontakt zu den entsprechenden Kreisen.

Einige Tage später meldete Herbert David Erfolg: Man hatte eine Gruppe gefunden, die bereit war, für hundert Mark pro Person die zum Tode Verdammten nach Belgien zu schmuggeln. Es waren also 12'000 Reichsmark aufzubringen. Ich wandte mich an Dr. Eppstein, den Leiter der Reichsvereinigung der deutschen Juden, und erzählte ihm von meinem Plan. Die Chawerim sollten zu zwölf jeweils in einem Gemüsetransport, der von Köln nach Belgien ging, hinter und unter den Kisten versteckt werden. Zehn Tage lang sollte jeden Tag ein solcher Transport die Domstadt verlassen. Gezahlt wurde vor Abfahrt eines jeden Transports.

Mir war klar, dass dieses Unternehmen die gesamte Arbeit der illegalen Alijah gefährden konnte, wenn es aufflog. Falls die Chawerim aufgegriffen wurden, wäre ihr Leben beendet. Eppstein lehnte ab. Ein solch gefährliches und illegales Geschäft wollte die Reichsvereinigung weder finanzieren noch wissentlich unterstützen. Ich erhielt lediglich die Zusage, dass die Reichsvereinigung das geglückte Unternehmen nachträglich finanzieren würde. Eppstein überliess es mir zu entscheiden, ob ich es wagen wollte oder nicht. Ich wollte.

Nun begann die Suche nach dem Geld, und tatsächlich gelang es, einige reiche Juden zu finden, die bereit waren, für ein nicht näher dargelegtes Rettungsunternehmen hohe Anleihen zu geben. An die einzelnen Hachscharahgruppen wurden klare Anweisungen gegeben: In die Koffer nur das Nötigste packen, keinen Schmuck, keine Devisen.

Anfang Juni fuhr ich mit dem Chef des Leipziger Palästina-Amtes, Bernd Bergmann, und einigen Mitarbeitern nach Köln, um von dort den Lauf der Dinge zu überwachen. Den ankommenden Gruppen

wurde strikt verboten, irgendetwas Schriftliches mitzunehmen oder aus Belgien nach Deutschland zu schicken.

Die erste Gruppe kam, wurde den ganzen Tag über im Beth-Chaluz in Köln betreut und abends mit den Schmugglern auf die Reise geschickt. Trotz der guten Organisation des Unternehmens durch die Kölner Chawerim kam eine unerträgliche Spannung auf, bis die Schmuggler spät in der Nacht zurückkehrten und Meldung erstatteten. Auf der anderen Seite der Grenze waren die Jugendlichen von belgischen Chaluzim in Empfang genommen worden. Diese brachten die Chawerim unerkant nach Brüssel, wo sie bis zur Abfahrt der ‚Dora‘ versteckt wurden. Wären sie von der belgischen Polizei aufgegriffen worden, wären sie unter Umständen ins Reich abgeschoben worden. Deshalb hatte ich auch untersagt, irgendwelche Identitätsdokumente mit nach Belgien zu nehmen. War die Identität der Flüchtlinge nicht feststellbar, waren ihre Chancen grösser.

Um so entsetzter waren die Hechaluzchefs, als die Schmuggler Briefe der Chawerim mitbrachten, die sie in Köln einwerfen sollten. Der Inhalt dieser Briefe war geradezu entsetzlich. Die Chawerim hatten nicht die Gefährlichkeit des Unternehmens begriffen: Da war der Weg genau beschrieben, die Adresse der Schmuggler angegeben. Mein Name und andere Namen aus dem Kölner Hechaluz tauchten auf. Es wurde empfohlen, diesen Weg zu gehen, und beschrieben, wie man Dokumente, Geld, Gold und Schmuck auf diesem Transport verstecken konnte.

Fassungslos zitterten wir jede Nacht aufs Neue. Am Abend des letzten Transports versammelten sich alle Mitarbeiter in einer jüdischen Pension und feierten ein wenig das Gelingen der Aktion. Wir besprachen Möglichkeiten, in Notfällen diesen Weg auch ohne einen bevorstehenden Palästinatransport zu versuchen.

Plötzlich standen Gestapo-Beamte in der Pension. Erst jetzt wurde den fröhlichen Chawerim klar, dass ja noch der letzte Transport über die Grenze lief. War etwas schiefgegangen, ausgerechnet bei den letzten Zwölf?

Während die Gestapo-Männer in den Räumen mit einer Razzia begannen, konnten sich die Hechaluz-Leiter gerade noch absprechen, dass hier eine Alijah-Konferenz stattfinden würde, was ja nicht verboten war. Zivia flüsterte mir zu, dass sie eine riesige Summe Geld dabei hatte, und das war verboten. Ich musste die Verantwortung dafür auf Zivia abwälzen, meine Person musste strikt aus allem herausgehalten werden. Als die Gestapo-Männer den Raum betraten, konnte Zivia unbemerkt hinausschlüpfen.

Die Gestapo fragte uns, was wir hier in der Pension für eine Ver-

sammlung abhalten würden. Ich fing an, alles ruhig zu erklären. Ich schilderte das Treffen als eine Konferenz deutscher Hechaluz-Leiter mit dem palästinensischen Hechaluzchef aus Berlin. Meine palästinensische Herkunft beeindruckte die Gestapo-Männer. Ich erklärte der Gestapo, dass die Behörden über meine Tätigkeit im Reich Bescheid wüssten und dass Herr von Höffner unterrichtet sei. Und wieder einmal wirkte dieser Name wie ein Zaubermittel. Inzwischen war Zivia wieder ins Zimmer gekommen. Ihr war es gelungen, das Geld in den Hof der Pension zu werfen, wo es zumindest nicht auf den ersten Blick gefunden würde.

Meine Ausführungen schienen die Gestapos zu überzeugen. Nur die Anwesenheit Bernd Bergmanns aus Leipzig war ihnen nicht plausibel. Sie nahmen ihn mit zur Stapoleitstelle in Köln, wo er die halbe Nacht einem scharfen Verhör unterzogen wurde, nachdem man ihn gezwungen hatte, sich zu entkleiden. Nach der Wegfahrt der Gestapo alarmierte ich von Höffner in Berlin und schilderte seine Lage. Daraufhin wurde Bergmann nachts um vier Uhr entlassen. Die Razzia stellte sich wenige Minuten später als reiner Zufall heraus, als die Schmuggler wie vereinbart den letzten Transport als geglückt meldeten.

Der Mossad hatte kein Glück bei der eiligen geplanten Durchführung der Alijah B. Bis zum Juni hatte Paris lediglich ein einziges Schiff organisiert, auf dem Menschen aus dem Altreich und Wien ihre Fahrt nach Palästina antreten konnten. Im April gingen ein Schiff des tschechischen Hechaluz und zwei Schiffe des polnischen Hechaluz. Erst im Juli trat die ‚Dora‘ mit den polnischen Flüchtlingen und den deutschen Auslandschawerim die Fahrt nach Erez Israel an.

Zwei Schiffe waren zu wenig – in den Augen der SS wie der Zionisten. Der Druck seitens der Nazis und somit von Höffners wurde immer grösser.

Höffner selber war es, der einen neuen Plan aus der Schublade zog: Auf grossen, transportfähigen Schiffen der Hapag sollten aus deutschen Häfen Massentransporte nach Palästina organisiert werden. Unter deutscher Flagge sollten von Hamburg und Emden auf vier Schiffen in der ersten Etappe zehntausend Menschen das Reich verlassen. Offiziell sollte als Ziel ein südamerikanisches Land gelten. In Wirklichkeit aber sollten die Schiffe vor der Drei-Meilen-Zone der palästinensischen Küste vor Anker gehen. Noch auf hoher See sollten Barkassen des Mossad die Passagiere übernehmen und an Land bringen. Für diesen Plan hatten die Nazis offensichtlich ihre Erlaubnis gegeben. Allerdings wussten wir nicht, ob die hierfür etwa benötigten

zehn Millionen Reichsmark von der jüdischen Gemeinschaft aufgebracht werden konnten.

Ich hatte auf Verlangen Dr. Eppsteins den Plan und seine Kalkulation schriftlich der Reichsvereinigung vorgelegt. Eines Morgens wurde ich dringend zu einer Sitzung in die Kantstrasse gerufen. Im Konferenzraum des Vorstands der Reichsvereinigung waren alle Grössen des jüdischen Deutschland versammelt: Rabbiner Dr. Baeck, Dr. Otto Hirsch, Dr. Seligsohn, Dr. Eppstein sowie Geheimrat Stahl und Dr. Lilienthal.

Es war vor allem Geheimrat Stahl, der unumschränkte achtzigjährige ‚Alleinherrscher‘ der Berliner Juden, der gegen den abstrus klingenden Plan von Höffners opponierte. Ihm schien es unglaublich, dass schon im September ein Schiff der Hapag mit 2'500 Juden an Bord unter deutscher Flagge in Zusammenarbeit zwischen Mossad und Nazis das Reich verlassen könnte. Stahl war als Berliner Gemeindechef immerhin der Anführer von einem Drittel des deutschen Judentums. Dieser alte Mann mit dem zerfurchten Gesicht und der mächtigen Statur liess sich nicht so schnell von einem jungen Zionisten wie mir überzeugen. Und ohne seine Zustimmung war es nicht möglich, zehn Millionen über die Reichsvereinigung flüssig zu machen.

Eppstein flüsterte mir während der Darlegungen Stahls immer wieder zu, den Alten zu überzeugen. Schliesslich forderte Stahl mich auf, meinen Plan zu erläutern. Ich betonte vier Dinge: Der Mossad hatte bisher wenig Erfolg mit der Alijah B, die Nazis schienen einverstanden, was man aus der Initiative von von Höffner schliessen konnte, der politische Druck auf die deutschen Juden wurde immer grösser, und es gab – zumindest zur Zeit – keine Alternative für eine erfolgreiche Massenauswanderung aus Deutschland nach Palästina. Als das Protokoll der Sitzung abgefasst wurde, konnten alle aufatmen. Stahl hatte seine Einwilligung gegeben.

Anfang August fanden in Hamburg zwischen Vertretern der Hapag Lloyd und dem Hechaluz die ersten Gespräche statt. Es ging um ein Schiff, das 3'800 Passagiere aufnehmen sollte.

Vierzehn Tage später waren alle Emissäre in Genf versammelt. Dort tagte der Zionistenkongress. Auch Ginzburg und Zimmels nahmen daran teil. Am 26. August kehrten sie nach Berlin zurück. Der Krieg war in greifbare Nähe gerückt.

In Berlin herrschte eine merkwürdige Kriegsstimmung. Alle rechneten mit dem Ausbruch, und die meisten hofften, dass es doch nicht dazu kommen würde. Krieg, das ahnten alle, bedeutete für die Juden nichts Gutes. So sahen wir zunächst in diesen letzten Vorkriegstagen

unsere Aufgabe darin, die Stimmung zu heben und die Verbindungen zwischen Reichsvereinigung und Hechaluz zu stärken. Denn wir beide wussten nicht, ob wir als britische Mandatsbürger im Reich würden bleiben können oder nicht. Es wurden Notfonds eingerichtet.

In einer Blitzreise besuchten Max und ich die Stützpunkte der Inlandshachscharah. In aller Eile wurden alle Gruppen des Hechaluz unterteilt, und jede Gruppe bekam einen verantwortlichen Führer. Es wurden auch hier Notgelder verteilt. Es wurde die Frage diskutiert, ob jene Chawerim, die legale Permits der Engländer für die Einreise nach Palästina besaßen, das Reich verlassen oder ob sie bei ihren Genossen bleiben sollten. Nicht ein einziger Chawer kam in dieser Gefahrensituation auf die Idee, sein Permit in Anspruch zu nehmen. Alle fühlten sich mit der Gemeinschaft solidarisch verbunden. Wir gingen davon aus, dass im Kriegsfall die Hachscharahlager geschlossen erhalten und in der Landarbeit eingesetzt werden würden.

Mit dem Agronomen Martin Gerson, der das Grossgut Winkel leitete und von den Behörden Benzin erhalten hatte, rasten Max und ich quer durchs Reich von Umschulungslager zu Umschulungslager. Die Strassen waren voller Soldatenkolonnen und Lastwagen, die auf dem Weg nach Osten waren.

Am 1. September waren Zimmels und ich wieder zurück in Berlin. Die Morgenzeitungen berichteten schon vom Einmarsch deutscher Truppen in Polen. Die Reichstags-sitzung war auf zehn Uhr morgens angesagt. Mit Spannung erwarteten wir die Erklärung Hitlers. Um die Rede zu hören, kaufte sich die Reichsvereinigung einen neuen Volksempfänger. Was sie bei den versammelten Zuhörern auslöste, ist mit zwei Worten zu sagen: Niedergeschlagenheit bei den meisten und Panik bei einigen. An diesem Vormittag wurden viele Dinge prophezeit, an die selbst die Propheten kaum glauben wollten, und doch sollte die Zeit die Weltuntergangsstimmung der Sensiblen und Hellhörigen unter uns mit Verwirklichung strafen.

Nach der Führerrede berief ich den engen Leiterkreis des Hechaluz ein. Ich erklärte ihnen, dass ich zunächst mit von Höffner sprechen wollte. Eine halbe Stunde später war ich bei dem alten Preussen-Offizier. Ohne Illusionen erläuterte er mir die Lage:

„Also, von Seiten der uns betreffenden Behörde steht Ihrer Weiterarbeit nichts im Weg. Aber in wenigen Stunden kann die Zuständigkeit in die Hände der Armee übergehen. Und die werden sie sofort verhaften, wenn England den Krieg erklärt. Man rät Ihnen, sofort das Reich zu verlassen und jenseits der Grenze die Entwicklung

abzuwarten. Aber, wenn Sie meine persönliche Meinung hören wollen: Machen Sie sich keine Hoffnung. Die Engländer werden den Krieg erklären.)

Um ein Uhr mittags bestiegen die beiden Palästinenser am Anhalter Bahnhof den Zug nach Köln und passierten am nächsten Tag die holländische Grenze. Am 3.9.1939 erklärten Paris und London dem Reich den Krieg. Einen Tag später schrieb Ginzburg in die Heimat:

«Die Kriegserklärung, die gestern seitens Frankreichs und Englands abgegeben wurde, beweist uns, dass es wirklich der letzte Moment war, in dem wir Deutschland verlassen konnten. (...)

Schweren Herzens liessen wir unsere Chawerim zurück, cirka achthundert in den Hachscharah-Punkten und Hunderte in der Meinekestrasse und in Berlin. Die kleine Anzahl der schon sechs Jahre lang aktiven Chawerim, welche noch immer die Arbeit in Deutschland machen... und von welchen wir in der letzten Zeit immer wieder gefordert haben, dass sie die Arbeit noch nicht verlassen sollten, diese Chawerim, für die wir gleichfalls die Verantwortung tragen, erschwerten unsere Entscheidung ausserordentlich. Der Fatalismus dieser Chawerim, die immer davon sprachen, dass für sie nicht ein Herauskommen aus Deutschland möglich sein würde, hat sich leider jetzt bewahrheitet...

Die Frage, was nach dem Kriegsfall mit den Juden Deutschlands wird, beschäftigte uns sehr. Bei den Verhandlungen mit den Behörden, die wir noch führten, stellte sich heraus, dass man höchstwahrscheinlich an Pogrome oder ähnliche Dinge im Moment nicht denkt, sondern dass man glaubt, die Juden für produktive Dinge ausnutzen zu müssen. (...)

Die Reichsvertretung wurde von der Gestapo aufgefordert, einen Vorschlag einzureichen, wie man am besten den Arbeitseinsatz der Juden im Krieg organisieren kann. Die Reichsvereinigung hat die Initiative ergriffen und hat vor allem die Betonung darauf gelegt, nicht zu grosse Konzentrationslager einzurichten, sondern Arbeitsgruppen von hundert bis dreihundert Menschen in der Nähe der Arbeitsplätze zu organisieren. Die Vorschläge der Reichsvereinigung gingen an die politischen Wehrmachtsbehörden weiter. Über ihr Schicksal ist mir noch nichts bekannt.

Wir versuchen von hier aus noch irgendeine Verbindung mit Deutschland aufrechtzuerhalten. Bis gestern Abend ist uns das noch gelungen. Jetzt ist sie abgebrochen. Sollte die Organisation der Arbeitslager von der Reichsvereinigung vorgenommen werden können, so haben wir auf alle Fälle für unseren Einfluss gesorgt.»⁴

Nachdem Ginzburg das Reich verlassen hatte, übernahmen Ephraim Frank und Dr. Eppstein die Verhandlungen mit Häffner. Schliesslich versandete der grosse Plan einer Massenauswanderung in den Folgen des Kriegsausbruchs. Die Häfen Emden und Hamburg kamen wegen der Verminung der Nordsee nicht mehr als Starthäfen in Frage.

Die von Pino Ginzburg begonnene Arbeit für die illegale Alijah wurde von Ephraim Frank 1940 abgeschlossen. Hechaluz und Mossad konnten aus dem sogenannten Grossdeutschen Reich bis Juli 1940 etwa 4'500 Juden retten.

Dr. Franz Kaufmann war eine der zentralen Figuren des Widerstands gegen die Judenverfolgung in Berlin. Er stammte aus jüdischem Elternhaus, war evangelisch getauft worden und begriff sich als Deutscher und als Christ. Die nationalsozialistische Klassifikation als Jude hat er nie akzeptiert. In einem Gestapo-Verhör schilderte er seinen Werdegang:

«Ich bin geboren am 5. Januar 1886 als Sohn des Felix Kaufmann. Ich war der dritte von drei Brüdern. Nach der Reifeprüfung studierte ich Rechts- und Staatswissenschaften. Bei Kriegsausbruch 1914 bestand ich die grosse Staatsprüfung mit dem Prädikat ‚gut‘. Im Weltkrieg habe ich von Anfang an mitgemacht bis zu meiner am 18. März 1918 erfolgten schweren Verwundung, einem Lungensteckschuss. Nach dem Weltkrieg trat ich zunächst als juristischer Hilfsarbeiter beim Magistrat der damaligen Stadt Charlottenburg (bei Berlin) ein. Im Jahre 1922 wurde ich in das preussische Innenministerium berufen. Im August 1922 wurde ich von Staatsminister Severing aus dem Preussischen Innenministerium mit der Begründung entfernt, dass die nationale Gesinnung, die ich in verschiedenen Fragen bekundet hatte, sich mit der Politik der Preussischen Staatsregierung nicht decke. Erwähnen darf ich in diesem Zusammenhang, dass ich bereits im November 1918 in München von der dortigen Räteregierung verhaftet worden bin, weil ich mich an einem von dem heutigen Reichstatthalter von Epp geleiteten Umsturzversuch und Anschlag auf die Person des Ministerpräsidenten Eisler beteiligt hatte.»⁵

Ein «national denkender» Deutscher also, staats ergeben, antisozialistisch, zudem Träger einer stattlichen Anzahl von Kriegsauszeichnungen und Mitglied des reaktionären Frontkämpferbundes Stahlhelm. Im preussischen Finanzministerium unter dem späteren Verschwörer des 20. Juli 1944, Finanzminister Johannes Popitz, avancierte Kaufmann zum Oberregierungsrat. Auch nach der Machtergreifung blieb er zunächst in Amt und Würden, inzwischen als Generalreferent des Reichsparkommissariats bei der Präsidialabteilung des Rechnungshofes.

Erst am 1. Januar 1936 musste Dr. Franz Kaufmann seinen Hut nehmen, denn das nationalsozialistische Reichsbeamten-gesetz, das nun in Kraft trat, duldete nur arische Beamte. Die Nürnberger Gesetze von 1935 hatten aus dem national gesinnten Oberregierungsrat einen «Juden in privilegierter Mischehe» gemacht-1934 hatte er geheiratet – und aus seinem Kind einen «Mischling 1. Grades». Kaufmann weiter über sich:

«Von Kind an hatte ich, nicht zuletzt infolge des anregenden evangelisch-lutherischen Religionsunterrichts in der Schule, starke religiöse und theologische Interessen. Mein Leben war jedoch mit Berufsarbeit zu sehr ausgefüllt, um mich diesen Interessen nachhaltig zu widmen. Namentlich in den Jahren meiner Tätigkeit als Verwaltungsbeamter von 1919 bis 1935 entfiel dazu fast jede Möglichkeit.

In den ersten Kriegsmonaten habe ich mich um Einstellung als Kriegsfreiwilliger in die Wehrmacht und in den Dienst des Deutschen Roten Kreuzes bemüht. Nachdem ich diese Bemühungen im Jahre 1940 als endgültig gescheitert ansehen musste, habe ich meine theologisch-soziologischen Studien fortgesetzt. Um mit meinen theologischen Interessen nicht allein zu stehen, habe ich von Mitte 1940 Anschluss an kirchliche Bibelkreise und Arbeitsgemeinschaften gesucht.»

«In Veranstaltungen der Bekennenden Kirche sowie in Mitglieds-kreisen habe ich über das Verhältnis zur Staatsführung niemals ein anderes Prinzip vertreten hören als das, das in Römer 13 zum Ausdruck kommt.

Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.’

Aus diesem Prinzip ergibt sich, dass die Kirche, wenn sie innerlich mit einzelnen Massnahmen der Staatsführung nicht übereinstimmt, dafür beten kann, ja vielleicht zu beten verpflichtet ist, dass Gott in dieser Hinsicht der Staatsführung Besinnung eingebe und sie einen anderen Weg führe. Ein aktives Entgegenwirken gegen die Massnahme steht ihr jedoch als Kirche nicht zu.»

Kontakt zur Kirche hatte Kaufmann jedoch schon kurz nach seiner «Entlassung» geknüpft. In Berlin-Kaulsdorf hatte Pastor Heinrich Grüber in seiner Pfarrstelle eine Hilfsstelle für rassistisch Verfolgte eingerichtet. Er berichtet:

«Vorausschicken möchte ich, dass unsere Unterstützung den Juden galt, die von der Jüdischen Gemeinde nicht betreut wurden, das heisst Juden christlichen Glaubens. Sie nannten sich damals christliche Nichtarier. Die spätere Hilfsstelle für rassistisch Verfolgte christ-

lichen Glaubens entstand in der Form, dass wir diese Juden finanziell unterstützten, ihnen Rechtshilfe gewährten und ihnen bei der Auswanderung behilflich waren. Anfangs übte ich diese Tätigkeit mit meinem Angestellten aus. Später kam ein Helferkreis dazu. Kaufmann gehörte zu dem Kreis meiner freien Mitarbeiter. (...)

Unsere Unterstützung mit Lebensmittelkarten erfolgte in der Form, dass wir nach Gottesdiensten an Stelle von Geld Lebensmittelkarten, Reisemarken erbateten, die die Gemeindemitglieder dann in die Kollekte taten. Darüber hinaus erhielten wir aus den ländlichen Gebieten des damaligen Reichsgebietes Unterstützung in Form von Lebensmittelkarten, die wir dann ebenfalls an die nicht ausreichend versorgten Menschen verteilten. Zu meiner Zeit wurden keinerlei Lebensmittelkarten oder Ausweispapiere illegal beschafft, um damit den gefährdeten Personen zu helfen, mit Ausnahme sogenannter Postausweise. Wir hatten Kontakt zu vielen Postbeamten, die auf entsprechenden Wunsch unsererseits dann für gefährdete Personen solche Postausweise fertigten.

Die Zentrale unserer Hilfsstelle befand sich ‚An der Stechbahn‘, und wir hatten in allen grösseren Städten und in den Provinzen sogenannte Aussenstellen. Diese Aussenstellen betreuten in der erwähnten Form gefährdete Menschen und stellten dann erforderlichenfalls die Verbindung zur Zentrale her, zum Beispiel bei Auswanderungen, die bis zur Zeit meiner Verhaftung noch möglich waren.

Bis zu meiner Verhaftung am 19.12.1940 leitete ich die Hilfsmassnahmen für den bereits erwähnten Personenkreis. Nach meiner Verhaftung setzte Dr. Kaufmann meine Arbeit fort, das heisst was die Betreuung dieser Juden christlichen Glaubens betraf.»⁶

Beraten wurde Kaufmann dabei vom Justitiar der Bekennenden Kirche, Justus Pereis. Pereis wurde Verbindungsmann zu verschiedenen politischen Widerstandsgruppen und zum Ausland.

Im Oktober 1941 begannen die Deportationen aus Berlin. Doch vom ersten Tag an gab es viele, die dem Ruf der Nazis und der jüdischen Gemeinde nicht folgten. Stattdessen wandten sie sich an Franz Kaufmann. So zum Beispiel Gerda L. Sie gab der Gestapo zu Protokoll:

«Vor ca. einem Jahr lernte ich Herrn Dr. Kaufmann in der Gemeinde christlicher Juden kennen, und er sagte mir, dass er, wenn ich für etwaige Hilfszwecke irgendein Papier benötigte, es mir verschaffen könnte.»

Oder Fritz N.:

«Kaufmann kenne ich noch aus der Zeit, wo ich noch legal lebte. Nachdem ich mich dann illegal in Berlin aufhielt, blieb meine Verbindung mit Kaufmann weiter bestehen, da ich wusste, dass sich Kaufmann um flüchtige Juden kümmerte. Bei unseren Gesprächen drehte es sich hauptsächlich um die Flucht, Unterbringung und Ausweisfrage.»

Um sich herum hatte Kaufmann eine stattliche Zahl von Helfern und Helferinnen geschart. Die meisten stammten aus Kreisen der Bekennenden Kirche, wie seine engste Vertraute Helene Jacobs. Christliche Überzeugung war für Frau Jacobs das treibende Moment für ihre und Franz Kaufmanns Hilfstätigkeit:

«Besonders betroffen war Kaufmann davon, dass bei der Verschleppung anständige Menschen ohne Hass, ja mit Mitgefühl, tätig mitwirkten. So sagte er: Und so ein braver Mann geht nun, nachdem er die Unglücklichen zu ihrem Todesweg abgeholt hat, nach Hause zu seiner Familie, isst und trinkt mit ihnen und lebt weiter, als ob nichts geschehen wäre. Aber so konnte man nicht weiterleben. Denn es geschah noch ständig etwas, an dem wir alle zutiefst beteiligt waren, auch als Gemeinschaft durch unsere Verantwortung für die Verbrechen, die in unserer Mitte geschahen. An der Unabweisbarkeit dieser Verantwortung richteten wir uns auf. Jesus Christus, den zu hören und zu verstehen wir gekommen waren, wollte uns in dieser Ausweglosigkeit bereitmachen zur Verantwortung gegen jedermann.»⁷

Anfangs bemühte sich Kaufmann unter Einschaltung aller seiner Verbindungen, Deportationen Einzelner zu verhindern oder aufzuschieben. Als ehemals hoher Staatsbeamter hatte er weitreichende Kontakte. In erster Linie kümmerte er sich zunächst um assimilierte, christliche Juden. Es gab kaum ein Ministerium, wo sich Kaufmann nicht für seine Schutzbefohlenen eingesetzt hätte. Erst als alle Appelle wirkungslos blieben, versuchte er es mit Bestechung. Helene Jacobs erinnert sich:

«Eine Zeitlang bestand die Hilfstätigkeit darin, auf dem Wege der Bestechung oder auf andere Weise durch das für die Juden errichtete Sonderarbeitsamt, Arbeitsstellen in Rüstungsfabriken vermitteln zu lassen. Das Grauen vor der Sklavenexistenz, um die man sich damit bewarb, war oft gemischt mit der Furcht, der Antrag könne abgelehnt und zum Anlass sofortiger Verschleppung genommen werden. Um die Fühlungnahme mit dem Arbeitsamt erträglich zu gestalten, versuchte Kaufmann durch Mittelsmänner, die aus allen möglichen Lagern stammten, geheime Verbindungen zu den Angestellten des Arbeitsamtes herzustellen. Ein anderer Versuch bestand darin, aus-

ländische Diplomaten um ihre Hilfe zu bitten und sie zu veranlassen, die Bedrohten im Haushalt oder im Büro zu beschäftigen.»⁸

Für diejenigen, die verschleppt werden sollten, richtete Kaufmann Bibelkreise ein. Die Unglücklichen sollten im Getto oder Lager christliche Gemeindegarbeit leisten.

«Die Zurüstung auf diesen Dienst wurde mit gemeinschaftlichem Abendmahl beendet. Auch wurden einige Gemeindegmitglieder von der Gemeinde zur Verkündung des Wortes regelrecht ordiniert, bevor sie abtransportiert wurden.»⁹

Dies alles jedoch war beendet mit der Fabrik-Aktion des 27. Februar 1943, dem Tag der «Generalliquidierung» des Berliner Judentums. Alle Juden, die der Gestapo und SS in Fabriken und Wohnhäusern bei dieser Grossrazzia in die Hände fielen, wurden binnen einer Woche deportiert.

Eines der Hauptprobleme für den Kaufmann-Kreis war von nun an die Versorgung untergetauchter Juden mit Lebensmitteln. Denn nach der Fabrik-Aktion gab es natürlich keine Lebensmittelkarten mehr für «Volljuden», da offiziell in Berlin nur noch jüdische «Mischehepartner» und «Mischlinge» lebten. Helene Jacobs erinnert sich:

«In den Gemeinden und unter gleichgesinnten Freunden wurden aufs Eifrigste Lebensmittelkarten gesammelt. Eine Kette hilfsbereiter Hände spannte sich über das ganze Land. Aus Ostpreussen, Schlesien, Mecklenburg und der Mark kamen Pakete mit Liebesgaben für unsere Schutzbefohlenen.»¹⁰

Aber natürlich reichte dies nicht aus. Kaufmann brauchte Kontakte zum Schwarzmarkt. Hier wurden Juden seine wichtigsten Helfer. Schon seit 1940 arbeitete Kaufmann mit der Jüdin Edith Wolff zusammen, einer der Gründerinnen der Untergrundgruppe Chug Chaluzi. Dort waren zwei junge Juden organisiert, die Lebensmittelkarten auf dem Schwarzmarkt besorgten, Zvi (Heinz) Abrahamsohn und Poldi Chones. Die Kontakte zwischen Kaufmann, Abnehmern und Lieferanten knüpfte Kaufmanns Mitarbeiter Ernst Hallermann, ebenfalls ein «nicht-arischer Christ». Kaufmann:

«Es ist richtig, dass ich seit Anfang des Jahres Lebensmittelkarten für flüchtige Juden aufgekauft und dann dieselben weitergeleitet habe. Ich habe sie seinerzeit bei einem gewissen M., Templiner Str. 17, gekauft. Später habe ich einmal von dem sogenannten Heinz im März 1943 ein paar Einzelkarten bezogen.»¹¹

Eine andere Quelle war eine unter getauchte Jüdin, Käthe S., die seit der Fabrik-Aktion illegal lebte. Auszug aus dem Gestapo-Protokoll:

«... so muss ich dazu erklären, dass ich Kaufmann ungefähr im März/April bei einem gewissen Dr. L. kennengelernt habe. Wir verabredeten uns, uns zu treffen, und es kam auch dann der verabredete Treff zustande. Bei dieser Gelegenheit fragte mich dann Kaufmann, ob ich nicht Lebensmittelkarten besorgen könnte, weil er flüchtige Juden zu betreuen hätte. Ich sagte ihm, dass ich mich darum kümmern würde. Daraufhin setzte ich mich mit einer ebenfalls flüchtigen Jüdin, die mir unter dem Vornamen Friedel bekannt ist und im Café Trumpf an der Gedächtniskirche regelmässig zu verkehren pflegt, in Verbindung. Ich wusste, dass sie Lebensmittelkarten verkauft. Ich habe dann für Kaufmann zehn Sätze Lebensmittelkarten gekauft. Für den Satz zahlte ich 225,- bis 250,-Reichsmark. Ebenfalls habe ich dann auch einen Satz für mich genommen. Kaufmann ist dann zweimal von mir beliefert worden. Nachdem die Friedel nicht mehr liefern konnte, habe ich Kaufmann davon Mitteilung gemacht. Er brachte mich dann in Verbindung mit Hallermann. Von Hallermann habe ich dann einmal Einzelkarten bezogen. Für die Einzelkarte zahlte ich für Brot, Fleisch und Nahrungsmittel zusammen 195,-Mark.»

Nachdem Käthe S., die unter dem Namen Spon untergetaucht war, als Lieferantin wegfiel, stützte sich Kaufmann wieder auf Abrahamsohn und dessen Freund Poldi Chones:

«Mit Heinz besprach ich, dass er mich bei der nächsten Kartenzuteilung am U-Bahnhof Hausvogteiplatz erwarten sollte. Nachdem Hallermann den Aufkauf der Lebensmittelkarten von Heinz übernommen hatte, habe ich von ihm ungefähr drei bis vier Sätze bei jeder Lebensmittelkartenperiode bezogen.»

Im Gestapo-Verhör beschrieb Ernst Hallermann den Ablauf einer Kartenübergabe:

«Kaufmann bat mich, Heinz mit sämtlichen verfügbaren Karten zur Konditorei Reimann am Hausvogteiplatz zu bestellen. Ich hatte mich mit Heinz am Bahnhof Karlshorst verabredet, um zu erfahren, ob er die fehlenden Fettkarten durch Reismarken ergänzen könne. Als ich nun Heinz traf, wollte er deshalb noch mal seinen Bekannten aufsuchen... Heinz kehrte damals bald ergebnislos zurück und fuhr dann sofort nach Neukölln, um sich von Poldi die noch abzusetzenden Karten geben zu lassen. Ich begab mich zur Konditorei Reimann, wo ich Jeremias, Fräulein St. und eine weitere Dame bereits warten sah. Zu ihnen gesellte sich später Kaufmann. An meinem Tisch machte mich bald darauf Kaufmann mit Fräulein St. bekannt,

und kurz darauf setzte sich auch Heinz zu uns. Kaufmann bestimmte nun, wieviel jeder von den Serien bekommen solle. Heinz gab der St. die Karten unter dem Tisch, die mir dann das Geld zum Nachzählen reichte, da ich günstiger sass. Jeremias bekam draussen vor dem Lokal seine Sätze, wo Heinz auch von mir und Kaufmann das restliche Geld erhielt.»

Das zweite wichtige Problem waren Papiere. 'Werksausweise, Postausweise, polizeiliche Anmeldungen, Dokumente aller Art fälschte ein Mann, der ebenfalls durch Edith Wolff in den Kaufmann-Kreis eingeführt worden war. Es handelte sich um einen jungen Grafiker, der seit Mitte 1942 illegal in Berlin lebte, ein Jude mit dem Tarnnamen Günther Rogoff. Der ehemalige Pass-Fälscher erinnert sich:

«Der hat ja wie ein Arzt Sprechstunde gehalten. Da sassen se da im Wartezimmer und dann ‚der nächste, bitte!‘, dann kam der Nächste und bekam einen Ausweis. Das heisst, dann wurde überlegt, was machen wir dem, dann war ein Foto da, und dann bin ich später beladen mit meinen Ausweisen davongezottelt. Einmal wöchentlich war ich beim Kaufmann. Und die Ausweise habe ich in der Zeitung transportiert. Einmal habe ich sogar die Zeitung mit den Ausweisen in meinem Laden rumliegen lassen, beim Ludwig Lichtwitz, und der hat Feuer gemacht, da waren se weg.

Die ganze Sache ging so etwa von September 1942 bis September 1943, also ein knappes Jahr. Und ich habe in der Woche im Schnitt zehn Ausweise gemacht. Es gab auch Zeiten, wo ich nicht jede Woche zehn gemacht habe, und manchmal waren es auch mehr. Aber so um das rum.»¹²

Besorgt wurden die Dokumente vom Helferkreis, zum Teil wurden sie in den Gemeinden der Bekenntnis-Kirche im Opferstock gesammelt. Zwei wichtige Lieferanten für Ausweispapiere waren untergetauchte Juden. Der Kaufmann Fritz N. war unter dem Namen Wichmann untergetaucht. Nach seiner Verhaftung gab er zu Protokoll:

«Ich wusste, dass sich Kaufmann um flüchtige Juden kümmert. Bei unseren Gesprächen drehte es sich hauptsächlich um die Flucht, Unterbringung und Ausweisfrage. Da ich leben musste und keinen grossen Betrag bei mir führte, musste ich versuchen, auf anderen Wegen Geld zu verdienen. Aus diesem Grunde kamen wir dann näher auf diese Ausweisfrage zu sprechen. (So) bot ich Kaufmann zuerst Werksausweise von Telefunken an.»

N. hatte diese und andere Papiere, die er an Kaufmann verkaufte, selber auf dem Schwarzmarkt erstanden. Ein zweiter wichtiger

Lieferant Kaufmanns war der untergetauchte Artist Georg S. mit dem Decknamen Bruhns. Auch S. kannte den Oberregierungsrat a. D.:

«Eines Tages kamen wir dann auf die Ausweisfrage zu sprechen... Er meinte auch, dass ich mir eine Lebensmöglichkeit schaffen könnte, indem ich Ausweispapiere für flüchtige Juden besorgen würde... Es können vielleicht fünfzehn Ausweise gewesen sein. Es handelte sich hier um Kennkarten und Postausweise, die alle über Kaufmann weiterverkauft worden sind. Das Geld habe ich in sämtlichen Fällen von Kaufmann erhalten. Die Kennkarten habe ich für ca. 1'500,-RM, die Postausweise bis in Höhe von 800,-RM weitergegeben.»

Ein Jahr lang konnte Kaufmann den Untergrund mit Hilfe und Material versorgen. Dann begann die Katastrophe. Ihr Vorbote war die Verhaftung von Edith Wolff am 18. Juni 1943. Doch noch merkte die Gestapo nicht, wer da ins Netz gegangen war. Es bedurfte einer anonymen Denunziation, um sie auf die Spur des Kaufmann-Kreises zu bringen:

«7. August 1943. Eilt! Judensache! An die Gestapo in Berlin. Möchte Ihnen eine wichtige Mitteilung machen wegen einer Jüdin. Ich habe nämlich seit einiger Zeit gemerkt, dass sich eine Jüdsche heimlich hier bei Leute im Haus versteckt und ohne Stern geht. Es ist die Jüdin B., die sich bei der Frau R., Berlin-W..., heimlich versteckt. So was muss doch sofort unterbunden werden. Schicken Sie mal gleich früh, so um sieben Uhr, einen Beamten und lassen dieses Weib abholen. Diese Jüdin war früher, wie sie hier im Hause wohnte, immer frech und hochnäsigt. Sie müssen aber schnell machen, sonst verschwindet sie vielleicht woandershin. Heil Hitler!»

Was dann geschah, erzählt ein Zwischenbericht der Gestapo vom 23. August 1943:

«Auf Grund einer anonymen Anzeige wurde am 12. August '43 die Jüdin Lotte Sarah B. festgenommen. Sie wurde in das Sammellager Grosse Hamburger Strasse eingeliefert. Sie hatte keine Ausweispapiere bei sich und erklärte, slowakische Staatsbürgerin zu sein. Nach einem Pass befragt, erklärte sie, dass derselbe sich zur Zeit beim Polizeipräsidenten Potsdam zwecks Eintragung einer Aufenthaltsgenehmigung befindet.

Auf Grund der gemachten Angaben wurde der Jude Leon Israel Bl. festgenommen. Die Vernehmung des Bl. ergab, dass der Pass durch Vermittlung des Franz Israel Kaufmann geliefert worden war. Kaufmann sollte am Sonnabend, dem 14.8.43, festgenommen werden. Kaufmann, der in privilegierter Mischehe lebt, hatte jedoch aus

Angst vor einer Aktion gegen Mischehen seine Wohnung verlassen und hielt sich verborgen.

Aus diesem Grunde wurde die Wohnung des Kaufmann überwacht. Dadurch konnte am 18.8.43 der Mischling 1. Grades, Ernst Hallermann... festgenommen und in das Sammellager eingeliefert werden. Durch ihn wurden am gleichen Tage die Arierin Helene Jacobs... und am 19.8.43 der Jude Franz Israel Kaufmann ergriffen.»

Dem gesamten Hilfskreis wurde es zum Verhängnis, dass Kaufmann während der ganzen Zeit seiner illegalen Tätigkeit gegen ein Grundprinzip der illegalen Arbeit verstossen hatte. Er führte ein Notizbuch mit Decknamen, Adressen und Telefonnummern, das er ständig bei sich trug. Für den mit der Untersuchung beauftragten Kriminalsekretär Dobberke entwickelte sich dieser Fund zu einem Führer durch den jüdischen Untergrund Berlins. Nachdem Kaufmann am Tage seiner Verhaftung noch versucht hatte, die Gestapo in die Irre zu führen, gab er am nächsten Tag auf und legte ein Teilgeständnis ab:

«Durch meine Festnahme gestern Vormittag bin ich vor eine völlig neue Lage gestellt worden. Ich habe es bis dahin als meine Aufgabe angesehen, mich schützend vor diejenigen zu stellen, die sich meiner Betreuung anvertraut haben. Für mich ist es selbstverständlich ein schwerer Entschluss, nunmehr diejenigen Personen preiszugeben, vor die ich mich bisher schützend gestellt habe. Dieser Entschluss konnte selbstverständlich nur allmählich reifen, und ich bitte daher, es mir nicht zu verargen, wenn ich heute einige Angaben aus meiner gestrigen Vernehmung berichtige und ergänze.»

Schon in den ersten beiden Vernehmungen nannte Kaufmann 28 Namen. Johanna Heym, damals Sekretärin von Dobberke, erinnert sich:

«Dr. Kaufmann wurde sofort von Dobberke vernommen und zeigte sich ausserordentlich geständnisfreudig. Ich führe es darauf zurück, dass bei ihm Notizen gefunden wurden, die ihn in einer Weise belasteten, dass ihm wohl kaum eine Möglichkeit zum Leugnen blieb. An Hand der bei ihm gefundenen Unterlagen diktierte mir Dr. Kaufmann gleich bei der ersten Vernehmung neun Stunden lang ein Geständnis. Dieser ersten Vernehmung folgten weitere. Jedesmal tauchten weitere Namen und Gesichtspunkte auf, die weitere Ermittlungen erforderlich machten. Auf Grund dieser Vernehmungen konnten Juden mit falschen Personalpapieren und Lebensmittelkarten festgenommen werden, da ja nun ihre Identität festzustellen war¹³.»

Auch Kurt N., zu jener Zeit als Jude von der Gestapo im Sammellager zu Kalfaktordiensten gezwungen, erinnerte sich an den Häftling Franz Kaufmann:

«Er blieb Monate im Sammellager und wurde täglich zur Gestapo-Dienststelle Burgstrasse, Referat IVDI, zur Vernehmung überstellt. Dort wurde er von einem Gremium höherer SS-Offiziere unter Leitung des SS-Sturmbannführers und Kriminaldirektors Schiffer vernommen. Dieser war nicht nur als Judenfeind höchsten Ranges, sondern auch als übler Schläger bekannt. Er hat auch Herrn Dr. Kaufmann während der Vernehmungen geschlagen. Dies hat mir Dr. Kaufmann einige Male persönlich mit Entsetzen erzählt.»¹⁴

Am 12. Oktober schrieb Kommissar Dobberke seinen Abschlussbericht für die Staatsanwaltschaft:

«In der Person des Juden Franz Israel Kaufmann konnte das Oberhaupt einer Bande festgenommen werden, die sich mit der Beschaffung arischer Ausweispapiere und Lebensmittelkarten für flüchtige Juden befasste.

Im Verlaufe der Ermittlungen konnten bisher 50 Personen festgenommen werden.

Der Hauptverteiler war Hallermann, Lieferant ein gewisser Heinz, der noch nicht festgenommen werden konnte, bei dem es sich aber, wie die Feststellungen ergeben haben, gleichfalls um einen flüchtigen Juden handelt.

Sie haben sich auf Grund der Kriegswirtschaftsverordnung des Kriegswirtschaftsverbrechens schuldig gemacht.

Die zum Vorgang festgenommenen Juden sind, soweit sie zum Vorgang nicht mehr benötigt werden, bereits evakuiert bzw. sind gegen sie staatspolizeiliche Massnahmen ergriffen worden.

Die Juden Kaufmann, Neuweck, Segal und Lichtwitz befinden sich zwecks weiterer Ermittlungen noch im Sammellager.

Der im Vorgang genannte Rogoff, der über Kaufmann bzw. Neuweck und Segal die Abänderung der Ausweise vorgenommen hat, ist flüchtig. Fahndungsmassnahmen sind eingeleitet.»

Sieben «Ariern» und «Mischlingen» aus dem Kaufmann-Kreis wurde am 10. und 11. Januar 1944 vor dem Sondergericht III in Berlin-Moabit der Prozess gemacht. Darunter Helene Jacobs, Melanie St., Edith Wolff, Dorothea H. und Ernst Hallermann. Sie bekamen Zuchthaus- und Gefängnisstrafen. Kaufmann stand weder als Angeklagter noch als Zeuge vor Gericht.

Er, wie auch alle anderen Juden in diesem Verfahren, durfte nach den NS-Gesetzen nicht vor deutschen Richtern stehen. Dennoch hatte

Dobberke den ehemaligen Oberregierungsrat als Zeugen bis nach dem Prozess in Gewahrsam gehalten, während alle anderen Juden deportiert worden waren. Kein Jude aus diesem Kreis hat nach seiner Deportation überlebt. Bald nach dem Prozess ordnete das Reichssicherheitshauptamt für Franz Kaufmann «Sonderbehandlung» an. Am 17. Februar wurde er in das KZ Sachsenhausen eingeliefert und dort noch am selben Tage erschossen.

Ich bin als Mischling geboren worden, meine Eltern haben uns aber alle kurz vor der Einschulung taufen lassen, da war ich schon sechs und meine Schwestern fünf und vier. Jahre alt. Sie meinten, das wäre besser, irgendwo gab es ja immer Antisemitismus. Aber mit vierzehn Jahren bin ich aus dem Christentum ausgetreten – ich musste auf Wunsch meiner Mutter noch konfirmiert werden, aber ein paar Tage nach der Konfirmation bin ich zu dem Geistlichen gegangen und habe gesagt, ich bin eigentlich jüdisch gesonnen. Ich bin nicht gleich zum Judentum übergetreten, denn dort hat mich das jüdische Morgengebet gestört – ‚Mein Herrgott, ich danke dir, dass du mich nicht zum Weibe erschaffen hast.‘ Das ist doch eine Diskriminierung. Erst 1933, als die Verfolgungen öffentlich anfangen, habe ich mir dann überlegt, ganz klar und deutlich überlegt, dass ich lieber auf Seiten der Verfolgten als auf Seiten der Verfolger stehen wollte.¹⁵

Ich bin dann auch in die jüdische Gemeinde eingetreten und Mitglied geworden. Später allerdings, als es gefährlich wurde, hat mein Vater dann dafür gesorgt, dass meine Mitgliedskarte verschwand. Dadurch kam ich nicht zum jüdischen Arbeitseinsatz, der Pass war mir allerdings schon abgenommen worden. Den Stern habe ich auch noch bekommen, aber habe ihn nur getragen, wenn ich mit Juden herumging oder wenn ich zu jüdischen Behörden ging.

Auf jeden Fall war ich nach dem Gesetz Sternträgerin. Denn nach den Nürnberger Gesetzen galten nur solche Mischlinge als Geltungsjuden, die Christen geblieben waren. Und meine Schwestern, die beide Christinnen waren, waren ausgewandert, und das galt. Dadurch war das Privileg meiner Eltern erloschen, denn auch die Kinder mussten zu Hause wohnen, wenn sie weiter die Ehe schützen sollten. Das Privileg der Mischehe, wodurch mein Vater zunächst noch frei oder nicht so gefährdet war, das ruhte nun auf mir, die ich in Wirklichkeit diese Bedingung nicht erfüllte, denn ich war ja keine Christin mehr. Auch aus diesem Grunde war ich dann mit dem Vorschlag meines Vaters einverstanden, die Mitgliedskarte aus der Kartei zu entfernen.

Bevor Edith Wolff zum organisierten Widerstand fand, ging sie den Weg der oppositionellen Einzelgängerin, die individuell versuchte, etwas gegen das Regime zu tun.

Es blieb mir also nichts weiter übrig, als durch Einzelhandlungen gegen das verhasste Dritte Reich vorzugehen – wobei ich mich natürlich nur auf gelegentliche ‚Nadelstiche‘ beschränken konnte –, auf Bagatellversuche ohne wirkliche Bedeutung, quasi nur zu meiner persönlichen Genugtuung.

So pflegte ich in Katalogen und Bücher-Verzeichnissen öffentlicher Bibliotheken, die für Juden und Nichtarier bis zu den Nürnberger Gesetzen noch zugänglich waren, jene Stellen, wo das Kampf-Buch von Hitler und andere nationalsozialistische Literatur (Rosenberg, Mythös des 20. Jahrhunderts) angeführt waren, mit beschrifteten Zetteln zu bekleben. Von einer Apotheke hatte ich Etiketten für Medizin-Flaschen erhalten mit der gedruckten Aufschrift ‚Vorsicht – Gift !‘, die ich zur Kennzeichnung und Charakterisierung dieser politischen Schund-Literatur darüber oder daneben klebte. Ab und zu habe ich mir solche Bücher auch ausgeliehen, um sie dann mit kritischen Marginalien und polemischen Randglossen wieder zurückzugeben.

Wenn von Seiten der Nazis besondere Aktionen gegen die Juden gestartet wurden, dann habe ich mit der Schreibmaschine getippte Zettel an nationalsozialistische Zentralstellen, Ämter und Behörden versandt – etwa an das Sekretariat des Propaganda-Ministeriums, an die Redaktionen führender Nazi-Zeitungen oder an die Leitung der deutschen Rundfunk-Sendungen. Oft warf ich solche beschrifteten Karten oder Zettel (mit der blossen Adressierung ‚An das deutsche Volk‘) auch einfach in verschiedene Post-Briefkästen. Es waren immer nur einzeilige Bemerkungen oder ganz kurze Texte, die ich so versandte.

Nach dem Boykott-Tag vom 1. April 1933 versandte ich mehrere Postkarten – damals vom Ausland her – einfach mit der Anschrift ‚Adresse Deutschland‘ und folgendem Inhalt: ‚Ihr sagt: die Juden sind euer Unglück‘ – Wir sagen: Hoffentlich!.

Nach den Aktionen der Synagogen-Brände und Brandstiftungen am 9.11.1938 schrieb ich: ‚Der Nationalsozialismus ist die grösste Kulturschande der Weltgeschichte‘ –gez. ‚Der ewige Jude‘.

Nach der obligatorischen Einführung des Judensterns für die jüdische Bevölkerung im September 1941 lautete mein Text: Deutschland heisst jetzt Braunschweig: Die eine Hälfte ist braun – die andere schweigt.‘ Das war zu der Zeit so etwas wie ein geflügeltes Wort.

Nach der Geislerschiessung von elf prominenten Juden der Jüdischen Gemeinde von Berlin – Ende 1942 – aber prophezeite ich folgendes: „Juden wird es auf der Welt noch geben, wenn das Dritte Reich schon längst vergangen ist!“ – gezeichnet mit „Sarah und Israeb, jenen beiden Zwangsnamen, welche die Juden als zusätzliche Namen führen mussten.

Aus der radikalen Gegnerschaft zum Nationalsozialismus erwuchs schliesslich auch mein definitives Bekenntnis zum Zionismus. So kam ich durch die zionistische Ortsgruppe in Berlin-Friedenau schliesslich auch in Verbindung mit dem Palästina-Amt in der Meinekestrasse, insbesondere aber mit Recha Freier. Recha Freier engagierte mich für die Tarbuth-Abteilung der Jüdischen Jugendhilfe, wo ich als Mitarbeiterin für das Lehrfach Allgemeine Literaturgeschichte eingesetzt wurde – für die Unterrichtspläne der Hachscharah-Kibbuzim, die in Deutschland bestanden.

Recha Freiers Stellung im Palästina-Amt wurde von Tag zu Tag kritischer. Sie war nämlich von allen Leuten der Meinekestrasse die einzige, die mit Mut, mit Entschlossenheit und Tatkraft aus der zionistischen Arbeit allmählich dazu überging, praktische Rettungsaktionen durchzuführen – nämlich in zahllosen Fällen das Leben polnischer Juden zu retten, noch bevor die deutschen Juden tödlich bedroht waren. Recha Freier musste zu diesem Zweck Schritte unternehmen und Wege einleiten, die legal nicht mehr vertretbar waren, so dass alle übrigen Leiter im Palästina-Amt sich dadurch auch selbst gefährdet fühlten.

Recha Freier, die Frau eines Rabbiners, hatte 1932/33 die Jugend-Alijah ins Leben gerufen. 1934 ging der erste Transport nach Erez Israel. Bis zum Ausreisestopp 1940 sollten es über 4'000 Jugendliche werden, die durch die Jugend-Alijah vor den Nazis gerettet werden konnten. 1940 kämpfte sie um Zertifikate für 120 Kinder polnischer Juden, deren Eltern vertrieben oder umgekommen waren. Doch die Führer der deutschen Juden wollten keine Zertifikate zur Verfügung stellen, mit dem Argument, man brauche sie für die deutschen Juden genauso dringend. Zornig wandte sich Recha Freier um Hilfe an die Hechaluz-Zentrale in der Schweiz. Nathan Schwalb erinnert sich:

«Deutschlands Juden waren lasch, wenn ich das vergleiche mit anderen Ländern. Bis zur zweiten Hälfte '41 haben die deutschen Juden als solche, aber auch die Jugend, sich sukzessive mit der Entwicklung der Lage abgefunden.

Zeigen Sie mir eine zweite Recha Freier zu dieser Zeit in Deutschland. Und eben in dem Moment, als Recha Freier etwas Originelles

im Sinn hatte, nämlich die Rettung der polnischen Kinder, da hat man es verpennt! Warum? Man hat gefürchtet, das geht zuweit gegen Eichmann oder gegen seine bestialischen Pläne, die haben sich in die Hosen gemacht. Dabei erlaubte die Gestapo zu dieser Zeit noch Auswanderung. Nur gab es kaum noch Zertifikate für Deutschland, dafür aber Zertifikate in Jugoslawien, die allerdings zu verfallen drohten. Daraufhin ging Recha Freier illegal mit den polnischen Kindern nach Jugoslawien, um von dort die Reise nach Palästina anzutreten.»¹⁶

Die Spannungen zwischen Recha Freier und der Berliner Hechaluz-Zentrale nahmen zu. In einer hitzigen Debatte im Mai 1940 über die mögliche Gegenwehr der Juden rief sie aus: «Was warten wir eigentlich noch? Greifen wir zur Pistole, bevor uns die Nazis abknallen!»¹⁷ Daraufhin wurde sie aus dem Palästina-Amt ausgeschlossen. Dazu Edith Wolff:

Alfred Selbiger, der inzwischen zum Leiter der Jüdischen Jugendhilfe aufgerückt war, verbot Recha Freier kurzerhand das weitere Betreten des Palästina-Amtes in der Meinekestrasse. Und genau einen Tag später musste ich auch selbst das Haus verlassen, da ich es gewagt hatte, Recha Freier im Gespräch mit Kollegen und Kolleginnen zu verteidigen. Die faschistischen, völlig undemokratischen Methoden der nationalsozialistischen Umwelt hatten mehr und mehr auch auf die Juden abgefärbt, hatten sich besonders auf die zionistischen Führer im Palästina-Amt übertragen. Dies war jetzt auch in der Jugendführung deutlich zu merken.

Ich weiss noch, wie Rolli Baruch, leitender Chawer eines Hachscharah-Kibbuz, mit dem ich korrespondierte, mit vollem Ernst den Standpunkt vertrat, dass Hitler an sich ein vorbildlicher Führer sei und dass das Judentum seiner nationalen Machtpolitik nacheifern sollte, um die zionistische Lösung des jüdischen Problems zu erreichen. Ich war ausser mir und nahm dies zum Anlass, auch nach meiner Entlassung aus dem Palästina-Amt und der Jüdischen Jugendhilfe weiterhin für die jungen Menschen in den Hachscharah-Kibbuzim tätig zu sein.

Ich brachte in Form eines ‚Offenen Briefes an die Hachscharah-Kibbuzim‘ den Fall Recha Freier zur Kenntnis und rückte ihr couragiertes Verhalten ins rechte Licht. Ausserdem schrieb ich – als Gegengewicht gegen die falsche Erziehungspolitik und politische Führung der jüdischen Jugend – einen längeren Aufsatz über ‚Falsches und wahres Führertum, den ich mit eigenen Mitteln vervielfältigen liess und an alle 22 Hachscharah-Kibbuzim in je zwei Exemplaren versandte. Die Leitung verfügte daraufhin, dass alle Beziehungen zu mir

abgebrochen werden müssten und dass auch kein Briefwechsel mehr mit mir stattfinden dürfe.

Recha Freier hatte sich inzwischen daran gemacht, ihre eigene Auswanderung vorzubereiten, und ich habe ihr dann bei der Wohnungsauflösung in der Schönhauser Allee noch geholfen.

Als im Herbst 1941 die ersten Berliner Juden deportiert wurden, war für Edith Wolff der Zeitpunkt gekommen, aktiv Widerstand gegen die Nazis zu leisten. Zunächst suchte sie Mittel und Wege, damit Juden untertauchen oder das Land verlassen konnten. Auf der Suche nach Möglichkeiten führte sie unter anderem eine Reise nach Leipzig:

Durch einen Freund meiner Eltern, den Bankier Max Ellenbogen, hatte ich von dem Hotel Fürstenhof in Leipzig gehört, wo bis zuletzt – solange es ging – immer noch Juden abgestiegen waren, dort auch längere Zeit gewohnt hatten. Der Hotelbesitzer stand in dem Ruf, ausgesprochen philosemitisch zu sein. Dort, so dachte und plante ich, würde es vielleicht möglich sein, jüdische Menschen ohne Papiere in irgendeiner Form unterzubringen, sei es als zahlende Gäste, sei es durch Aufnahme ins Hauspersonal, so dass eine illegale Jüdin dort als Köchin oder Zimmermädchen, ein flüchtiger Jude als Hausdiener oder Laufbursche eingestellt werden konnte.

Ich fuhr also hin, trat natürlich nur als Gast auf und liess mir ein Zimmer geben. Es gelang mir noch am gleichen Abend, den Inhaber des Hotels zu sprechen und ihn für ein Privatgespräch zu interessieren. In seinem Privatzimmer hatte ich dann eine sehr lange und ausführliche Unterredung mit ihm. Ich deckte offen meine Karten auf und trug mein Anliegen vor – mit der Bitte, im Hotel jüdische Menschen aufzunehmen, als Gäste oder im Rahmen des Hauspersonals, evtl, sogar au-pair nur gegen Kost und Logis, ohne reguläre Bezahlung.

Der Mann hörte sich mit tiefem Ernst und merklichem Wohlwollen meine Ausführungen an, so dass ich voller Hoffnung ungeniert weiter sprach. Dann aber musste er mir eingestehen, dass meine Vorschläge nicht realisierbar wären. Denn er sei als Hotel-Direktor mittlerweile dem Hotel-Betriebsführer unterstellt, einem besonders scharfen Nationalsozialisten, der sich in alles einmischen dürfe und alles sehr streng kontrolliere. Illegale Dienstboten oder Hausangestellte, aber auch illegale Menschen als blosse Hausgäste seien deshalb ganz undenkbar.

Ich war so hoffnungsfroh gewesen, dass ich bei dieser Eröffnung fassungslos enttäuscht war und mit diesem jähen Wechsel plötzlich wie ein Kind zu weinen begann. Auch der Mann war sehr niedergeschlagen, er sprach mit sehr viel Güte und Wärme, er bedaure das Ganze unendlich, und es war zu spüren, dass er es echt meinte. Bei der Verab-

scheidung drückte er mir herzlich die Hand und fragte: ‚Darf ich Sie bitten, mein Privatgast gewesen zu sein?‘ Ich nickte nur mit dem Kopf, sprechen konnte ich nicht mehr, ich ging und verbrachte in meinem Zimmer unter Tränen eine schlaflose Nacht.

Als ich am nächsten Morgen zur Rückfahrt rüstete und schliesslich doch meine Rechnung verlangte, gab mir der Oberkellner den Bescheid, dass die Rechnung schon erledigt sei. Ich hatte also nichts Reales erreicht, auch hier wieder nicht. Aber ein moralischer Erfolg gegen das verhasste System des Nationalsozialismus war es schliesslich für mich doch.

Nach Berlin zurückgekommen, sah ich meine Aufgabe jetzt nur noch darin, den Juden, die sich retten und retten lassen wollten, die Emigration in den luftleeren Raum zu empfehlen, mit anderen Worten – den illegalen Weg des Untertauchens und Sich-verborgen-Haltens. Wir anderen aber, so fand ich, hatten alles zu tun, um ihnen den Weg zu bahnen und Möglichkeiten zu schaffen, das illegale Leben zu erleichtern.

Auf diese Weise kam ich in Berührung mit Kreisen, in denen auch nichtjüdische Menschen tätig waren, die für ihre eigenen Angehörigen, also für blosse Nichtarier oder Nichtarisch-Versippte, die christen-gläubig waren, ähnliches erstrebten, wie ich es für jüdische Menschen vorhatte. Da für das Leben in der Illegalität auch die verschiedensten technischen und wirtschaftlichen Aufgaben gelöst werden mussten, ergab sich mit der Zeit eine gegenseitige Ergänzung oder auch ein direktes Zusammenarbeiten mit diesen Menschen. Es waren dies vor allem folgende Personen:

Oberregierungsrat Dr. Franz Kaufmann und Helene Jacobs – beide von der sogenannten Bekenntniskirche. Es war dies der evangelische Kirchenkreis um Martin Niemöller, dessen mutige Predigt auch ich mir ein paarmal angehört hatte, sowie um Pastor Heinrich Grüber mit seinem Büro ‚Hilfestelle für Rassenverfolgte‘ in Berlin «An der Stechbahn». Ferner Dr. Gertrud Luckner von der Katholischen Aktion sowie Ernst Hallermann aus dem Paulusbund.

Der Paulusbund war eine Organisation, wo sich evangelische Christen jüdischer Abstammung zusammengeschlossen hatten – sie wollten sich nach aussen hin von den Juden demonstrativ abgrenzen und von allem Jüdischen distanzieren. Dies ging so weit, dass bei gelegentlichen Vorträgen oder sonstigen Veranstaltungen im Paulusbund deutlich fühlbare antisemitische Spitzen zum Vorschein kamen – etwa gegen den Talmud gerichtet oder gegen Gebräuche der jüdischen Religion überhaupt.

Wieweit solches Verhalten einer blossen Abwehrtaktik gegen den

Nationalsozialismus entsprang oder wieweit solche Tendenzen auch der wirklichen Ideologie dieser Menschen entsprachen, kann ich heute nicht mehr beurteilen. Zum Teil waren es jedenfalls dieselben Leute, die nach 1945 plötzlich wieder zu 100 Prozent jüdisch waren, um in den Besitz der Joint-Pakete zu gelangen, die mit der Neubildung der Jüdischen Gemeinden verteilt wurden. Ich wusste von vornherein, dass ich dort nicht hingehörte. Ich habe aber manchmal bei Abendzusammenkünften im Paulusbund hospitiert und dabei auch den Buchhalter Ernst Hallermann kennengelernt. Später stellte sich heraus, dass er ebenso wie ich schon längst in der illegalen Arbeit stand und alle möglichen Hilfeversuche für Juden, die dem Transport entgangen waren oder sich entziehen wollten, eingeleitet hatte.

Einen der aktiven Illegalen habe ich im Sommer 1942 an Dr. Kaufmann vermittelt: Günther Rogoff. Er war von Beruf Grafiker und ganz der Mann, den wir damals brauchten. Wir halfen ihm mit dem Nachweis illegaler Quartieradressen, und er half uns mit seinen Fälschungen. Wir gaben ihm die verschiedensten Dokumente, Personalurkunden, Postausweise, Arbeitsbescheinigungen, Lichtbildausweise, die er dann mit bemerkenswerter Geschicklichkeit zu ändern verstand. Er versah sie mit neuen Namen, falschen Daten, anderen Bildern, und zuletzt wurde alles sehr sorgfältig montiert und auch mit imitierten Stempeln versehen – je nachdem, wie es gebraucht wurde. Tagelang sass er bei mir im Zimmer, um die gewünschten Ausweise oder die erforderlichen Papiere anzufertigen.

Leider gab es bei der gemeinsamen Arbeit immer wieder auch Fehlschläge. Eines Tages kam eine sehr feine, ältere und sympathische Dame zu mir, Frau Werthauer, eine sehr vermögende Frau aus Berlin-Grunewald. Sie hatte gehört, dass es bei mir eine Hilfsorganisation gäbe, die nichtarische Menschen vor dem Transport nach Polen rettete. Sie habe jeden Tag die Liste zu erwarten und bat mich, auch ihr zu helfen. Sie bot mir viel Geld an und glaubte, dass ich ihr Quartiere bezeichnen würde, wo sie bis zur Befreiung im Verborgenen leben könnte. Diese Dame musste ich natürlich schwer enttäuschen, denn ich musste ihr mitteilen, dass sozusagen ein Hotel für illegale Flüchtlinge nicht existierte. Wir hatten nur sehr primitive Unterkunftsmöglichkeiten, die Übernachtungen oder auch Tagesaufenthalte der Illegalen fanden oft auf einem Dachboden oder in einem Kellerraum statt. Ich erzählte Frau Werthauer, dass ich persönlich im Wesentlichen nur jüngeren Menschen helfen könne, die zwar ganz mittellos, aber dafür gewohnt seien, auch mal über einen Zaun zu springen oder auf einen Baum zu klettern, um sich bei Dunkelheit einer etwaigen Verfolgung zu entziehen.

Als Frau Werthauer dies alles hörte, schwieg sie betroffen. Man sah, sie war entsetzt und tieftraurig zugleich. Ich gab ihr daraufhin die Adresse von Dr. Kaufmann – mit dem Hinweis, dass dieser für Menschen ihrer Lebenslage und gesellschaftlichen Stellung eher zuständig sei. Frau Werthauer aber, in vornehmster Haltung, jedoch mit Tränen in den Augen, verabschiedete sich und sagte nur noch, dass solche Dinge für sie natürlich nicht in Betracht kämen. Erst viel später hörte ich dann, dass sie sich am folgenden Tage das Leben genommen hat.

Mein Hauptanliegen blieb es, den Eigenweg der Selbstwehr und Selbstbehauptung gegen das Mordsystem des Nationalsozialismus im Kreise derjenigen zu vertreten und durchzusetzen, die mir und meiner Gesinnungsart am nächsten standen, also bei jüdischen Menschen, die gleichzeitig chaluzisch-sozialistisch und religiös-zionistisch geblieben waren und es bleiben wollten, mit anderen Worten: bei den Menschen des Hechaluz.

Da ich vom Palästina-Amt und der Jüdischen Jugendhilfe isoliert war und offiziell abgelehnt wurde, war es natürlich zuerst kaum möglich, meine Parole der Emigration in die Illegalität auch nur zu verkünden oder sie gar überzeugend darzustellen. Vom Hechaluz wusste ich ja bereits, dass eine solche Auffassung nicht geteilt, dass sie als unvereinbar mit jüdischer Ehre und Würde sogar verurteilt wurde – und dass viele junge und herrliche Menschen der Bewegung, auch in den Hach-scharah-Kibbuzim, durch eine falsche autoritäre Führung ihrem Schicksal überlassen, also einfach geopfert wurden. Als aber die Lawine der zwangsweisen Deportierung immer weiter um sich griff, da lockerte sich der starre Riegel, der gegen die Möglichkeit der illegalen Selbstrettung so lange hemmend und hindernd gewirkt hatte.

Der erste und von den führenden Menschen des Hechaluz im Grunde auch der einzige, der sich allmählich von mir bekehren liess und schliesslich mitzumachen bereit war, dem ich dann – nach systematischen Vorbereitungen – auch wirklich zur Flucht ins illegale Leben verhelfen, ihn so – in letzter Stunde – noch retten konnte, war der Jugend-Alijah-Führer Jizchak Schwersenz.

Im August 1942 reiste ich mit meiner Mutter ins Riesengebirge, in den Kurort Kudowa. Meine Mutter, die eine Erholungsreise sehr nötig hatte und von der politischen Zwangssituation, in der wir uns seit zehn Jahren befanden, einmal völlig ausspannen wollte, hatte es durchgesetzt, dass ich sie begleitete. Doch ich bangte sehr um das Schicksal der jüdischen Freunde in Berlin und konnte auch während der Reise an nichts anderes mehr denken. Mit Jizchak Schwersenz hatte ich ausgemacht, er solle mich beim ersten Anzeichen einer bevorstehenden Evakuierung sofort benachrichtigen. Diese Nachricht

kam denn auch – schon nach wenigen Tagen. Jizchak telegraphierte mir, dass er ‚seine Zeugnisse‘ bekommen habe. Dies war als Pseudonym für ‚die Liste‘ zwischen uns vereinbart worden, also für jenes Formular, das alle Juden, die zum Transport aufgerufen wurden, noch fein säuberlich auszufüllen hatten, gleichzeitig mit einem Verzeichnis aller Gegenstände, die sie in der Wohnung zurücklassen mussten oder die sie mitnehmen durften.

Gleich am nächsten Morgen reiste ich nach Berlin zurück. Ich hatte mich telegrafisch mit Jizchak am Görlitzer Bahnhof verabredet. Als ich ankam, wartete er dort schon mit einem Koffer und dem letzten Rest seiner Habe. Alles Übrige hatte er bei befreundeten Menschen in Verwahrung gegeben. Er war bereits ‚illegal‘ – für die Öffentlichkeit verschwunden, verschollen und untergetaucht. Er erzählte, dass er seine Wohnung schon gegen Mittag verlassen und den Nachmittag noch mit einem halbjüdischen Freund verbracht habe, danach aber gleich zum Görlitzer Bahnhof gefahren sei. Als Illegaler brauchte er ja das Fahrverbot für Juden nicht mehr zu beachten.

Ich war überglücklich, dass alles so programmgemäß abgelaufen war, und nahm Jizchak gleich mit zu mir nach Hause. Bei meinen Eltern war er schon vor geraumer Zeit ganz ordnungsgemäss von mir ‚eingeführt‘ worden, und so war mein Vater mit seiner Beherbergung in unserer Wohnung auch bald einverstanden. So lebte Jizchak in den ersten drei Wochen seines neuen, seines illegalen Lebens bei uns; so lange, bis meine Mutter aus dem Urlaub zurückkam.

Am 27. Februar 1943 war der Tag der Fabrik-Aktion. Die Reste des Berliner Judentums wurden aus den Fabriken heraus verhaftet und in den folgenden Tagen nach Osten deportiert. Schon seit Monaten hatten Edith Wolff und Jizchak Schwersenz unter jüdischen Jugendlichen die Parole ausgegeben, sofort unterzutauchen, wenn es soweit wäre. Am Abend jenes 27. Februar 1943 wurde in der Kaiserallee in der Wohnung von Edith Wolff der Chug Chaluzi gegründet, der Pionier-Kreis.

An diesem Abend haben wir alles besprochen, und dann haben wir eine Art Gründungsstunde gemacht. Schon an diesem ersten Abend beschlossen wir, diese Gruppe zu gründen und illegal zu arbeiten, denn es meldeten sich so viele verzweifelte Menschen. Was allerdings Illegalität wirklich bedeutet, war uns in diesen ersten Stunden und Tagen gar nicht klar. Das ergab sich erst im Laufe der nächsten Wochen. Erst allmählich stellten sich die Notwendigkeiten und Begleiterscheinungen heraus. Zunächst hatten wir nur das Leitmotiv: Wenn die Menschen verboten werden, werden wir sie retten.

Ich bin dann Tag und Nacht unterwegs gewesen, um Leute zu fin-

den, wo unsere Illegalen über Nacht bleiben konnten. Das war dann meine Aufgabe, für alles zu sorgen. Denn die Menschen, die bereits illegal untergetaucht waren, konnten ja kaum noch selbst was unternehmen.

Zu meinen Aufgaben gehörte auch die Beschaffung von Ausweispapieren und Identitätsbescheinigungen. Hierzu hatte ich im Grunde nur geeignete Unterlagen beizubringen, die Günther Rogoff dann umarbeitete. Mein Postausweis war auf diese Weise schon für Eva Fleischmann, die Cousine von Schwersenz, gefälscht worden. Auch hatte ich von der Universität noch einen alten Studentenausweis und von meinen früheren Auslandsreisen her noch je eine englische und französische Personalkarte. Auch diese Papiere gab ich zur Bearbeitung an Rogoff weiter. Sie kamen über Dr. Kaufmann und Hallermann wohl anderen Flüchtlingen zugute.

An meiner Arbeitsstelle, dem Adressenverlag Diederichs, fand ich schliesslich auch eine Quelle für fremde Unterlagen. Dort gab es nämlich Briefkopfbögen verschiedenster Firmen, die für Reklametexte und Rundschreiben gelagert wurden. Man brauchte nur ein paar Blankobögen mit meist sehr repräsentativen Firmennamen zu besorgen, mittels einer Schreibmaschine zu beschriften und dann irgendwie authentisch abzustempeln, um jede gewünschte Arbeitsbescheinigung herzustellen.

Edith Wolff besorgte eine grosse Menge von Bögen und stellte sie auch dem Kreis um Dr. Kaufmann zur Verfügung. In einem illegalen Quartier von Rogoff lagerten Blankobögen der Temmler-Werke und der AEG.

Diese selbstverfertigten Zertifikate waren natürlich kein vollwertiger Ersatz für richtige Personalausweise, aber sie waren eine sehr glaubhafte Ergänzung zu diesen, zur Not waren sie immer noch besser als gar nichts, weil sie das Sicherheitsgefühl und den Mut der Untergetauchten steigerten. Und sie haben in mehreren Fällen auch tatsächlich genützt, wenn eine Razzia oder Polizeikontrolle vorgenommen wurde.

Meine Hauptarbeit konzentrierte sich mit der Zeit mehr und mehr auf unsere illegale Jugendgruppe, auf den Chug Chaluzi. Nur gelegentlich und nebenher half ich weiter, wo ich gebraucht wurde, auch anderen Menschen. Zu diesen Menschen an der Peripherie meiner illegalen Tätigkeit gehörte auch eine ehemalige Lehrerin und Kollegin von Jizchak aus der Jugend-Alijah-Schule, Hilde Laubhard-Rosenthal. Sie war mit ihrem Gatten in den Untergrund gegangen, lebte aber nicht in Berlin, sondern wechselte ständig ihren Aufent-

haltsort zwischen verschiedenen mitteldeutschen Städten. Ich besorgte für sie regelmässig jeden Monat eine komplette Serie von Lebensmittelkarten, die ihr durch eine christliche Mittelsperson mit der Post zugestellt wurden.

Eines Tages, im April 1943, erfuhren wir, dass sie in Mannheim von Gestapoleuten gefasst worden war. Zwei Monate später, am 18. Juni 1943, erhielt ich mit der Post die Aufforderung, mich am folgenden Tag frühmorgens um acht im Gestapo-Haus Burgstrasse einzufinden. Wir vermuteten gleich, dass dieser Befehl irgendetwas mit der Festnahme von Hilde Laubhard-Rosenthal zu tun haben könnte. Bis in die Nacht beratschlagten Jizchak Schwersenz, der gerade bei mir wohnte, Ernst Hallermann und ich, was nun zu tun sei.

Beide hielten es für den besten Ausweg, ja für den einzig möglichen und gleichsam auch selbstverständlichen, dass auch ich nun in die Illegalität ging. Doch je länger wir überlegten, desto mehr kam ich zu dem Entschluss, den Weg zur Burgstrasse anzutreten. Es erschien mir besser und richtiger, dem ‚Stellungsbefehl‘ zu folgen – gerade ich, die sonst und bei anderen immer so sehr dagegen war, hatte gute Gründe dafür.

Ich wollte unsere Jugendgruppe und die illegalen Jugendlichen, die ich bisher als Helferin betreuen konnte, nicht dadurch noch mehr belasten, dass ich nunmehr als Illegale ebenfalls auf Betreuung angewiesen war. Ich wollte auch wegen meiner Mutter nicht untertauchen, weil die Gestapo sie möglicherweise – als Geisel für mich selbst – in Sippenhaft genommen oder sich auf andere Weise an meiner Mutter schadlos gehalten hätte. Sie war durch meine illegale Tätigkeit ohnehin schon dauernd in Angst und Sorge.

Ausserdem wollte ich bei der Gestapo herausbekommen, an welcher Stelle unsere illegale Arbeit ein Loch bekommen hatte, denn die Sache mit den Lebensmittelkarten für Hilde Laubhard-Rosenthal war ja bis dahin nur eine Vermutung von uns gewesen. Ich wollte mich sozusagen vergewissern, dass nur dies, was ja ganz am Rande meiner Betreuungsaufgabe stand, der Anlass und die Ursache für meine Vorladung zur Gestapo war. Ich wollte sicher sein, dass man meiner eigentlichen Arbeit für die Jugendgruppe nicht auf die Spur gekommen und die Jugendgruppe selber nicht gefährdet war. Es war dann in der Tat genau so, wie ich gehofft hatte. Nur das geringfügige Delikt mit der Übersendung von Lebensmittelkarten nach Mannheim hatte zu meiner Verhaftung geführt, während ich doch in Wahrheit viel gravierender gearbeitet hatte.

Dies alles waren die rationalen Argumente für meinen Entschluss, die Illegalität für meine Person abzulehnen. Hinzu kam, dass ich mich

auch emotional für eine ‚totale‘ Illegalität nicht geeignet fühlte. Denn wäre ich ganz und gar zur Illegalität übergegangen, so hätte ich mich ebenso vollständig umstellen müssen, wie auch die anderen es getan und mit der Zeit gelernt hatten – eine Umstellung, die es verlangt hätte, mir selber untreu zu werden. Ich hätte mir beispielsweise die Haare färben und auch sonst eine ganz andere Person spielen müssen, als ich es in Wirklichkeit war oder bin. Ich hätte beim Untertauchen mit den Deutschen viel mehr kooperieren und zu viele Konzessionen an die nationalsozialistische Umwelt machen müssen. Dies aber war mir nicht gegeben. Ich wäre – ausser Mord – zu jedem Verbrechen gegen die Nazis fähig gewesen, aber mit ihnen zu agieren, das vermochte ich nicht.

Ich habe es niemals fertiggebracht, nicht einmal zur Tarnung oder Verschleierung meiner Absichten, wenn ich etwas Illegales durchsetzen wollte, auch nur den schon längst üblich gewordenen Tagesgruss ‚Heil Hitler‘ über die Lippen zu bekommen. Auch am Telefon nicht, wie ich es bei den Angestellten im Büro Diederichs ja täglich und stündlich mitanzuhören hatte. Allein schon dies war mir eine Quälerei. Bei einem Leben in voller Illegalität aber hätte ich, ebenso wie es die anderen taten, in der Öffentlichkeit nur noch den Hitler-Gruss anwenden dürfen. Und diese Forderung wäre nur die allermindeste gewesen...

Schliesslich kamen auch noch persönliche Dinge hinzu, welche mich bestimmt haben mögen, den Weg der vollen Illegalität für mich zurückzuweisen. Ich war nach zehn Jahren Nazi-Deutschland und nach allen vergeblichen Hoffnungen auf eine antifaschistische Wendung schliesslich doch ermattet und kampfes müde geworden. Die unmenschlichen Anstrengungen des gleichzeitig legalen wie auch illegalen Lebens, das ich seit Jahren führte – mit all den Begleiterscheinungen des totalen Krieges – hatten mich zuletzt doch irgendwie aufgerieben, so dass ich oft nicht mehr weiterkonnte – oder zumindest das Gefühl hatte; weiter geht es nun nicht mehr! Aber es musste natürlich dann doch immer wieder noch weitergehen.

Die Freunde hörten sich meine Argumente an, soweit mir diese selbst überhaupt schon klar bewusst waren, blieben aber bis zuletzt, bis zum letzten Moment dagegen. Bis zum letzten Moment, das heisst: bis zum nächsten Morgen, als Hallermann dann wiederkam, um mich gemeinsam mit Jizchak auf diesem letzten Weg zu begleiten, auf dem Wege in eine zweijährige Haft und Gefangenschaft. Sie waren nicht die einzigen; unterwegs, auf dem Bahnhof Feuerbach-Strasse schlossen sich auch Poldi und Zvi Abrahamsohn unserem Zuge an.

Ins Gestapo-Haus in der Burgstrasse ging ich dann nur noch in Be-

gleitung von Hallermann. Er war ja als Mischling der einzige, der auch dies noch riskieren konnte. Die anderen waren ja alle drei geflüchtete, getarnte und verfolgte Juden. Sie warteten auf der gegenüberliegenden Strassenseite; nur Jizchak war noch bis zum Portal des Gestapo-Hauses mitgekommen und ging dann ebenfalls zu den anderen hinüber. Sie wollten dort warten, bis ich mit Hallermann zurückkommen würde, denn wir hofften ja alle noch ein wenig, dass meine Vorladung vielleicht nur einer kurzen Befragung dienen sollte.

Ich bin also in der Burgstrasse angekommen und bekam erst mal Stockschläge mit einem Lineal, das so lang war, wie ich es nie wieder gesehen habe, auf den Kopf. Und dann wurde mir meine Handtasche abgenommen. Und man sagte mir: ‚Sie können sich wohl denken, was wir hier suchen!‘ Ich weiss nicht, vielleicht haben sie mich auch gleich mit ‚Du‘ angeredet. Sie fanden dann einige Marken, die ich immer bei mir hatte und fragten gleich: ‚Wo sind die grossen Lebensmittelmarken, die Sie für Illegale besorgt haben?‘ Und da wusste ich, dass sie die ganze Geschichte mit Hilde Laubhard, der Kollegin von Jizchak, herausbekommen hatten. Und da sagte ich ihnen, diese paar Marken, das seien doch meine eigenen gewesen.

Taktisch habe ich es bei allen Verhören so gemacht, dass ich erst mal rausbekommen wollte, was die Leute wussten. Wenn ich merkte, die wissen was, hab ich's nicht abgestritten, habe aber die Version etwas anders hingestellt. Ich habe das alles ein bisschen umgedreht, um es ihnen ein bisschen zu erschweren. Aber wenn sie etwas wirklich wussten, hatte es keinen Zweck, das abzuleugnen.

Der Zusammenhang zwischen Ewos Tätigkeit und der Existenz einer illegalen Gruppe fiel der Gestapo erst auf, als sie am 18. August Ernst Hallermann festnahm. Er hatte in einem Koffer Papiere von Edith Wolff bei sich. Einen Tag später wurde Kaufmann gefasst. Am 9. September wurde Edith Wolff aus der Untersuchungshaft im Arbeitslager Braunschweig nach Berlin zur Vernehmung überstellt. Vieles musste sie zugeben, denn zu vieles war inzwischen aus den anderen Verhafteten herausgeprügelt worden.

«Ich kenne Kaufmann seit mehreren Jahren aus dem Kreis der Bekennniskirche in Berlin-Dahlem. Ich selbst war nicht Mitglied, aber meine Mutter. Dadurch kam ich dann auch mit Kaufmann näher in Berührung. Bei unseren Unterhaltungen wurde dann die Lebensmittelkarten-Frage sowie die Ausweisbeschaffung für flüchtige Juden erörtert. An diesen Besprechungen nahm auch grösstenteils der mir bekannte Hallermann... teil. Er hat mich oft in der Wohnung meiner Mutter besucht, hat sich dann aber zurückgezogen, weil

meine Mutter ihn hinausgeworfen hat. Hallermann kam des Öfteren zu mir. Wir haben uns im Wesentlichen über die Frage der flüchtigen Juden unterhalten.»¹⁸

Am 2. Oktober wurde Leopold Chones, genannt Poldi, ein Mitglied des Chug Chaluzi, in der Wohnung der Schneiderin der Familie Wolff verhaftet. In dieser Wohnung hatten im Ringtausch auch Schwersenz und Rogoff übernachtet. Edith Wolff erinnert sich, wie es zu dieser Verhaftung kam:

Poldi wurde gefunden und festgenommen, weil er an Stelle von Jizchak bei Frau Lange gesucht wurde, nachdem meine Mutter die Adresse verraten hatte, um die eigene Tochter vor dem Schlimmsten zu bewahren, was sonst gedroht hätte: die unmittelbare Deportation. Nach meiner Verhaftung war meine Mutter von Gestapo-Leuten, die immer wieder zu ihr ins Haus kamen, bedrängt worden, den Aufenthaltsort von Jizchak Schwersenz mitzuteilen, der von der Polizei schon lange gesucht wurde. Man gab der Mutter die Zusicherung, dass ihre Tochter als Mischling dann nur in gewöhnliche Haft kommen würde.

Die Mutter nannte keine Namen und keine Adresse. Sie sagte den Gestapo-Leuten nur, dass sie am Sonntag wie üblich zur Kirche gehen würde und dort – nach Schluss der Kirche – wie schon öfters – mit einer Frau sprechen werde, bei welcher Jizchak Schwersenz möglicherweise zu finden sei.

Edith Wolff wurde nicht deportiert. Gemeinsam mit ihren Freunden – ausser Kaufmann – stand sie am 10. und 11. Januar 1944 vor dem Sondergericht 111 des Landgerichts Berlin-Moabit. Der Staatsanwalt beantragte gegen Edith Wolff zwei Jahre Zuchthaus. Das Gericht konnte ihr nur die Hilfe in Form von Lebensmittelkarten für Hilde Laubhard sowie zweimal Beihilfe zur Urkundenfälschung nachweisen. Es folgte dem Antrag von Staatsanwalt Poppe. Die bisherige Untersuchungshaft wurde ihr angerechnet. Theoretisch wäre Ewo also am 19.06. 45 entlassen worden. Doch damit wollte sich die Gestapo nicht zufrieden geben. Auf ihrer Gestapo-Akte war deutlich zu lesen: «Verlogen, widerspenstig – Rückkehr unerwünscht.» Schon am 19.05.1944 schrieb ein Beamter des Judenreferats an den Generalstaatsanwalt: «Ich bitte um Rücksichtigung der Wolff nach Verbüßung der Strafe sowie um Mitteilung, wann die Strafdauer beendet ist.»¹⁹ Das Kriegsende verhinderte dieses Schicksal. Edith Wolff durchlitt 17 Lager und Zuchthäuser.

Wenn ich alle Einzelheiten so vorausgesehen und vorausgewusst hätte, wie sie eingetreten sind, so wäre ich wohl doch lieber auf den

Vorschlag der beiden Freunde Jizchak und Hallermann eingegangen, auch für meine eigene Person in das illegale Leben einzusteigen. Aber es war nur gut, dass ich alles Schreckliche und Entsetzliche in seinem vollen Umfange eben doch nicht vorausahnen konnte, denn sachlich betrachtet bin ich auch heute noch der Meinung, dass es richtiger war, dass ich mich damals gestellt habe.

Zu den wichtigsten Mitgliedern des Kaufmann-Kreises zählte Ernst Hallermann. Sein Vater Carl Hallermann, Ingenieur, war Jude, seine Mutter Rosa war Christin. Nach den Rassegesetzen der Nazis war der 1911 geborene Hallermann ein Mischling ersten Grades. 1930 legte Hallermann die Reifeprüfung ab. 1933 beendete er eine kaufmännische Lehre und arbeitete danach als Kontorist und Expedient in einer Installationsfirma.²⁰

Ich war bei den Bluthunden, beim Grenadiertraditionsregiment IR9 in Frankfurt/Oder, ja, da war ich. Ich war Grenadier. Es war ein kurzes Gastspiel von Anfang April 1940, ich glaub' bis Juli, länger nicht.

Ich glaubte quasi aus der Schmutzlinie herauszusein, als ich zu den Soldaten eingezogen wurde. Der Bruch kam erst, wenn's ein Bruch war, mit dem Erlass vom 20. April '40, geheimer Führererlass, der die Mischlinge aus der Wehrmacht nicht direkt ausschloss, die vereidigt waren, das ging ja nicht, aber in die Ersatzreserve zwo, also aufs Abstellgleis schob. Für mich war symbolisch, als ich aus der Wehrmacht schon entlassen werden sollte, kam die Truppe von 'ner Übung zurück und sang: ‚Die Juden ziehen dahin, die Juden ziehen daher, sie ziehn'n ins Rote Meer. Herr, mach die Klappe zu, die Welt hat Ruh.‘ Seit der Zeit merkte ich, dass ich auch innerlich distanziert war.

Tja, dass der Führer mir die Treue nicht gehalten hat, die ich ihm gelobt habe, wo wir beide mal unberücksichtigt sein lassen wollen, ob ich diesen Eid hätte halten wollen, das ist ja vielen so gegangen. Aber ich habe gedacht, dass, wenn eine politische Entscheidung getroffen wird, sie vom Militär getroffen wird. Und deshalb hat es mein durch sieben Jahre Unterdrückung angeknackstes Selbstbewusstsein doch sehr aufpoliert, als ich plötzlich eine Knarre in der Hand hatte. Da fühlte ich mich als ein anderer.

Deutscher bin ich immer gewesen, deswegen bin ich in Deutschland geblieben. Ich hätte ja auswandern können. Hier, das, was da

passierte, war meine Sache. Damit habe ich mich immer identifiziert. Ich bin tausend Jahre mit geballter Faust durch Berlin gerannt. Als Deutscher. Christ war ich schon nicht mehr.

Nach dem, was wir Machtergreifung nennen – was ich immer den Anfang vom Zusammenbruch nenne, da versteht man ja hier was anderes drunter –, nach der Machtergreifung bildete sich ein Verein nichtarischer Christen. In diesem Verein waren aber auch die drin, die später nach den Nürnberger Gesetzen Juden waren, weil sie mehr als zwei jüdische Grosseltern hatten, und Sie wissen ja, wie viele Juden es in Berlin gab. Die Gedächtniskirche nannte man Taufhaus des Westens, weil um die Jahrhundertwende doch die meisten sich, wie Heine es sagte, das Eintrittsbillett in eine zivilisierte Welt durch einen Taufschein beschafften. Es gab da welche aus der zweiten oder dritten Generation, die kaum noch wussten, dass sie jüdische Grosseltern hatten.

Da fanden dann auch viele Besprechungen statt, und die Herren machten einander bekannt, die den Verein leiteten, ‚wer sind Sie und wer sind Sie?‘, und schliesslich erklärte dann der letzte der Herren, er sei von der Gestapo – soweit die Leitung des Vereins nichtarischer Christen. Der den führte, grüsste brav mit ‚Heil Hitler‘, jedesmal, wenn er aus seinem Büro herauskam, und die werden auch ihre Spitzel gehabt haben, das ist ganz klar.

Der Spitzname, unter dem sich alle diese Leute erkannten, hiess Mampe, nach dem Fabrikat ‚halb und halb‘. Oder man fragte einfach, wenn man sich in einem kleinen Café traf, ‚Sind Sie auch einer?‘, dann war er’s auch meistens.

Ja, also ich gehörte dem Mittwochskreis an. Und da habe ich auch Edith Wolff kennengelernt, zumal sich dieser Kreis auch in Privatwohnungen traf, also auch im Hause Wolff, wo Frau Wolff quasi den Vorsitz führte. Die Edith und der um sie gescharte Kreis der Zionisten hatte eine lockere Verbindung zu Kaufmann.

Ich habe Kaufmann durch Edith Wolff kennengelernt. Nun gehörte er ja auch der Bekennenden Kirche an, zumindest stand er ihr sehr nahe. Ich stehe innerlich der Bekennenden Kirche nicht nahe, obwohl ich viele Leute in meiner Tätigkeit kennengelernt habe, die in der Bekennenden Kirche waren.

Der Ursprung meiner Motivation ist aber trotzdem christlich. Meine Mutter, meine jüdische, hat meiner arischen Grossmutter versprechen müssen, dass ich getauft würde. Ich bin christlich erzogen, evangelisch, war in der christlichen Jugendbewegung, bei den christlichen Pfadfindern, also die ziemlich sehr orthodoxchristlich waren, und von daher habe ich wahrscheinlich auch diesen Pfadfinderkom-

plex mitgekriegt: ‚Jeden Tag eine gute Tat.‘ Ja, man mag drüber lächeln, aber unterbewusst war das wohl so. Und auch dieses: ‚der Starke schützt den Schwachen‘.

Eines Tages erzählte Kaufmann – dass nach Ausschwitz transportiert wurde, wussten wir alle, sind auch Leute hingefahren bis zum Bahnhof Ausschwitz und wieder zurück, das wussten wir alle, was da passierte –, erzählte Kaufmann eines Tages so Juni/Juli 1942, dass da in grossen Badeanstalten Leute mit Gas umgebracht wurden. Ich habe keinen Moment gezweifelt, ich bin auch nicht einer von denen, die sagen, ich habe nie etwas davon gewusst. Das war mir klar, wo sollten die denn hin? Soviel rechnen kann ich doch auch, es meldete sich doch keiner wieder, es kam doch kein Lebenszeichen, weder so noch so.

Damals versuchten zwar die Gemeindeglieder, die Fiktion aufrechtzuerhalten, man würde nur woanders hingebracht. Sie konnten aber dem Argument gegenüber, dass sich noch keiner von denen wieder gemeldet habe, nichts entgegenbringen, und allein, unter vier Augen zur Rede gestellt, sagten sie, sie haben es ja nur gut gemeint.

An einem Tag im Juni '43 bat mich Ewo in ihre Wohnung und zeigte mir die Vorladung der Gestapo. Sie meinte, sie habe ein paar Dutzend Gründe, warum sie vorgeladen werden könnte. Es gab eine längere Auseinandersetzung zwischen Ewo und mir, es gab eine Auseinandersetzung zwischen Schwersenz und Ewo. Ich habe gesagt: ‚Geh in die Illegalität. Es gibt genug Leute, die in der Illegalität leben. Du weisst ja, wie man darin lebt, und wir haben ja auch die Mittel.‘ Doch Edith war schon entschlossen, zur Gestapo zu gehen.

Gewollt oder ungewollt, geplant oder ungeplant – durch die Verhaftung von Ewo kam ich in direkten Kontakt mit Kaufmann und in die praktische Widerstandsarbeit dieser Gruppe. Ich lebte ja bereits in der Illegalität, aber nun wurde es gefährlich. Ich vermittelte Fotos und Pässe an Kaufmann, der sie an Rogoff weitergab. Ich holte die Lebensmittelkarten bei Poldi oder Heinz ab, oder sie brachten sie mir, und ich gab sie Kaufmann weiter bzw. verteilte sie auch an flüchtige Juden ausserhalb seines Kreises, zum Beispiel an den Bankier Gumpel.

Ich habe von Kaufmann Papiere weiter an den Graveur gegeben, oder es kam umgekehrt von einer anderen Quelle, die er mir nannte, habe ich Papiere abgeholt, ich habe sie ihm gegeben, damit er sie an Rogoff weitergab; je nachdem wo Rogoff sich aufhielt, änderte sich der Modus. Er hat überall versucht, wo Leute waren, die Geld gebrauchen konnten, diese Papiere aufzukaufen. Er hatte aber auch zwei Helfer, die auch Papiere besorgten, aber das waren ziemliche

Gangster. Einer davon wurde Fahnder der Gestapo und hat sich dann später das Leben genommen, seine Frau auch.

Ich habe immer Distanz gehalten, ich habe immer jede persönliche Bindung vermieden, das konnte ich mir nicht leisten. Erstens würde ich dann ungerecht werden, zweitens würde ich in Mitleidenschaft gezogen werden, meine Handlungsfähigkeit würde es beeinträchtigen. Ein chinesisches Sprichwort sagt: Wenn du einen aus dem Fluss ziehst, musst du auch für seinen Lebensunterhalt aufkommen. Wenn ich anfangs, einem zu helfen, dann bin ich für sein Schicksal auch mitverantwortlich, zumindest in dem Rahmen, in dem ich helfe, also eines von den dreien: Wohnung, Papiere, Lebensmittelkarten. Es ist ja so, mit zwei Problemen wurden die meisten fertig, es war immer irgendwie das dritte, eins von den dreien, wo es nicht klappte, wo es nicht klappen sollte und man nachhelfen musste.

Am 17. August 1943 wurde Ernst Hallermann vor dem Hause von Franz Kaufmann von zwei jüdischen Fahndern verhaftet. Er konnte zunächst fliehen, aber wenige Stunden später stellten die Fahnder ihn endgültig.

Fragen Sie mich nicht, was ich empfand, als die mich an der Feuerbachstrasse schnappten. Also ich habe nie so ein Gefühl der Ohnmacht gehabt wie in dem Augenblick, als die mich da gefasst haben, und vor allen Dingen – das waren ja selbst Gejagte, die möglicherweise in der Verzweiflung zu allem fähig gewesen wären. Da gab es eine besondere Sorte, die nicht streng abzugrenzen ist, die sich mit der Fahndung nach flüchtigen Juden befasste. Das konnte jeder sein, und jeder konnte auch mal in diese Rolle kommen, oder zur Bewachung von Leuten, die die anderen Juden identifizieren sollten. Am Dönhoff-Platz gab es eine Lebensuhr, die zeigte, wieviel Deutsche geboren wurden, jede Minute. Sie zeigte nicht, wieviel Juden abtransportiert wurden.

In der Hamburger Strasse wurde ich untersucht und hatte eine ganze Aktentasche voll belastendes Material: Stempel, Papiere, Lebensmittelkarten, fremde Lebensmittelkarten usw. Man machte mir klar, dass ich damit ans Messer geliefert sei, unmissverständlich.

Ich habe mit Todesurteil gerechnet, das musste ich. Ich war schwer geschlossen, in einer schweren Zelle. Als ich schliesslich nach vielem Hin und Her in Moabit landete, wurde ich erst mal sehr zusammengeschnauzt, der war ein Superscharfer. Dann musste ich mein Zivilzeug abgeben und kriegte einen gelben Streifen auf den Arm und kam auf eine schwere Zelle.

Ich musste mit der Möglichkeit rechnen, zu sterben. In der Gefäng-

nisbücherei Tegel hatte ich mir einige Bücher besorgt, zum Beispiel von Neumann in Schweinsleder gebunden die Reden des Buddha, allein literarisch ein Meisterwerk. Dann habe ich die Odyssee gelesen, und dann habe ich mal überlegt, was ist, wenn du sterben musst, und da ist es mir gegangen wie dem Kind, das wusste, dass es sterben sollte, und sagte: ‚Ich habe ja eigentlich alles gesehen‘. Doch das heisst nicht, dass ich keine Angst vorm Sterben gehabt hätte.

Das Komische ist ja, dass, wenn man dem Tod begegnet, das Lebensbewusstsein am stärksten ist. Dass ich lebe, habe ich gefühlt, als es in den Flügel nebenan einschlug und im Flügel davor. Man konnte es ja hören, wo die Bomben runterkamen – auf den Bauch gefesselt, und dann hatten sie so ovale Zinkbecken, und die habe ich mir auf den Kopf getan und dann in die Ecke, die ich für am sichersten hielt, die Mauer am Gang, die hielt ich für am sichersten.

Vor dem Urteil war ich im Polizeigefängnis Alex und wurde von da aus rübergeholt, kurze Zeit war ich in der Grossen Hamburger Strasse, und dann wurde ich nach dem Arbeitslager Grossbeeren evakuiert, und da herrschten schlechte Zustände. Das Essen war schlecht, die Sterblichkeit war gross – Ruhr, Krankheiten, die starben weg wie die Fliegen und wurden, wie die Franzosen sagen, begraben wie die Hunde. Als ich von da wiederkam, war ich körperlich ziemlich abgewrackt, und mein Zustand hat sich in Moabit auch nicht wesentlich gebessert, das wurde eigentlich erst besser, als wir nach Tegel verlegt wurden, nach dem Bombenangriff vom 23. November 1943, weil wir da die normale Gefängnisverpflegung kriegten, und die unterschied sich wesentlich von der in Moabit, ganz zu schweigen von der im Arbeitslager Grossbeeren.

Also in Tegel war es nicht so schlimm, da bekam ich zwar ein Holzessbesteck und musste abends meine Kleider vor die Tür legen, weil 'ne hohe Strafe zu erwarten war und Fluchtgefahr bestand. Ich kriegte in Tegel auch meine Zivilkleider wieder. Inzwischen wirkte sich auch die Fürsprache des dienstverpflichteten Staatsanwaltes Poppe aus, und ich wurde nachts nicht mehr gefesselt.

Ernst Hallermann wurde auf Grund der Ermittlungen gegen den Kaufmann-Kreis zum Hauptangeklagten, wie aus der Anklageschrift des Staatsanwalts Poppe hervorgeht.

«Unterstützt wurde Dr. Kaufmann in erster Linie von dem ange-schuldigten Hallermann. Dieser ist Mischling ersten Grades. Hallermann vermittelte in Kenntnis der näheren Vorgänge die Ausweis-papiere an die Abnehmer. Er wurde dann aber vor allem in die Vermittlung der Lebensmittelkarten eingeschaltet. Nach seinem

Geständnis hat er mindestens 30 volle Sätze und ausserdem noch eine Reihe von einzelnen Karten beiseitegeschafft. Er erhielt die Karten einige Tage vor der Ausgabe. Im Allgemeinen zahlte er für den Satz 250,-RM. Er nahm in den meisten Fällen für den einzelnen Satz 5,-Mark mehr, erhielt aber ausserdem als Ausgleich für seine Tätigkeit durch Kaufmann ein Darlehen von etwa 500,-RM.»²¹

Am 11. Januar 1944 wurde Ernst Hallermann vom Sondergericht III in Berlin-Moabit zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt.

Als das Urteil ausgesprochen wurde über acht Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust, da habe ich gelacht, äusserlich. Da bin ich nicht ernst geblieben, was mir mein Pflichtverteidiger natürlich übelgenommen hat, aber der hat mich ja nicht verteidigt. Verteidigt hat mich der Poppe, der Staatsanwalt, der hat mir auch das Leben gerettet, das ist klar. Weil es ja an sich humanitäre Beweggründe waren. Wir wurden ja alle um unsere Gründe befragt. Melanie Steinmetz hat ganz einfach gesagt: ‚Ich habe gemeint, man müsse helfens Was wolln’s dazu sagen?‘

Dennoch hatte Hallermann die schwerste Strafe bekommen. In ihrer «rechtlichen Würdigung» stellten die Richter – Landgerichtsdirektor Dr. Böhmert, Landgerichtsrat Herford und Landgerichtsrat Dr. Holleitfest:

«Bei der Strafzumessung war zu berücksichtigen, dass die Verhinderung der Evakuierung von Juden durch ihre Unterstützung mit gefälschten Ausweisen und gestohlenen Lebensmittelkarten einen schweren Verstoss gegen die Anordnungen des nationalsozialistischen Staates darstellen, die sich im Kriege als notwendig erwiesen haben. Die Taten der Angeklagten müssen daher streng bestraft werden.»

Der Absatz der Urteilsbegründung, der Hallermann den Kopf rettete, lautet:

«Dass Hallermann bei der Vermittlung der gefälschten Ausweise und der Lebensmittelkarten einen Verdienst gehabt hat, konnte ihm nicht nachgewiesen werden, da seine Angaben, von Kaufmann erhaltene Geldbeträge seien Betriebskapital für den Ankauf neuer Lebensmittelkarten gewesen, nicht zu widerlegen waren.»²²

Es sind keine Todesurteile ausgesprochen worden, aus der allgemeinen Stimmung, Stalingrad war vorbei, man bemühte sich allgemein, menschlich und verständlich zu sein, man tat sehr human.

Der Trend war schon nicht mehr so. Die Hakenkreuze, die Partei-

abzeichnen wurden weniger, der Hitlergruss war nicht mehr so zackig, die kleinen PG's rissen nicht mehr so das Maul auf. Es wehte da schon ein anderer Wind, und ich habe mich ja auch nicht gegen meinen Führer geäussert, sondern ich habe nur Juden geholfen, und so kam es auch, dass man es dabei belassen hat und es einem Gerichtsvorsitzenden gegeben hat, einem solchen Mann, der das mit dem nötigen Verständnis behandelte.

Im März 1944 wurde Hallermann ins Zuchthaus Brandenburg eingeliefert.

In Brandenburg war ein grosser Rüstungsbetrieb, ich kam in die Schneiderei, holte mir zwischenzeitlich eine Halsentzündung und konnte nichts essen, schlucken, verlor wesentlich an Gewicht, bin aber die ganze Zeit als Schneider tätig geblieben. Das waren Arbeiten an der Maschine, Wehrmachtsröcke und was sonst so anfiel, unter anderem auch Jacken für das KZ Ravensbrück, wo ich dahintergekommen bin, als ich die Knopflöcher anzeichnen sollte, da Frauenjacken ja bekanntlich anders geknöpft wurden. Ich kam dann in eine Gemeinschaftszelle, da war es einigermaßen erträglich, wenn auch harte Akkordarbeit.

Dass ich lebe, habe ich ja gefühlt, als ich im Zuchthaus Brandenburg an der Kanzlei des Hauptwachtmeisters Fiete vorbeiging und da die Belegschaftszahlen sah und las jetzt, es waren 397, das heisst, es waren soundso viele hingerichtet worden. Mir ist das Lebensbewusstsein nie stärker gekommen. Übrigens hingerichtet wurde nach Blutgruppen, nach Blutgruppen. Der geköpfte Leichnam wurde ausgepumpt, und das Blut kam in einen Thermophor – Sie kennen doch diese Esskübel, bei Grossküchenverpflegung gibt es doch grosse Thermosflaschen. In so einen Behälter wurde das Blut gepumpt, und das musste immer dieselbe Blutgruppe sein, damit man's für die Blutspende an der Front gebrauchen konnte. Das war der Kalfaktor Meier und sein Gehilfe, die diese Arbeiten machten. Soweit das Lebensgefühl.

Es waren so ungefähr 1'900 Hinrichtungen, die da stattfanden. Dann wurde die Zelle aufgeschlossen, und meistens kamen sie dann unten noch nach Parterre in die Zellen, und da trat dann der Beamte ein, schloss die Fessel auf – die waren ja alle gefesselt – und sagte: Ausziehen, alles ausziehn! Und dann kriegten sie alte Klamotten, damit diese Gefängniskleidung noch mal weiter verwendet werden konnte, die andere war nur notdürftig gereinigt, Blut geht ja schwer raus. Und von da aus wurden sie dann einzeln ziemlich an die Peripherie dieses Gebäudes geführt, da war so eine frühere Garage, und da stand die Guillotine.

Kurz vor dem Einmarsch der Russen hat man die Guillotine im Plönitz-See versenkt. Die Russen – auf einmal waren sie da, gingen durch die Gänge, es wurde aufgeschlossen, und da weinten die Gefangenen und sagten, so, jetzt sind wir befreit.

Ich bin ein Kriegskind des Ersten Weltkrieges gewesen, einer Zeit, da mein Vater für Gott, Kaiser und Vaterland voller Überzeugung hinaus-zog und kämpfte, an der französischen Front und an der russischen Front, unweit der Stelle, wo ihm der Dank seines Vaterlandes gewiss war, in Auschwitz. Er steht für viele, und er ist nicht der einzige²³.

Wir waren Charlottenburger. Und wenn ich durch die Krumme Strasse nach Hause ging in die Berliner Strasse, in der wir wohnten, so musste ich so manches Mal schnell laufen, denn man rief mir nach: ‚Jude Itzig, Lebertran, Jude in der Eisenbahn, Jude mit dem krummen Been, Jude, dir wird’s schlecht ergehn.‘ Und gelegentlich warf man mir Steine nach. Aber ich hatte gelernt, ganz im Gegensatz zu unserer Jugend in Israel, wegzulaufen, und ich gestehe, ich war ein feiges Kind, denn so war ich erzogen worden, ein ängstliches Kind. Aber mein Klassenlehrer, Herr Richter, pflegte, wenn ich bei ihm klagte, der Klasse zu sagen: ‚Liebe Kinder, auch die Juden sind deutsche Staatsbürger.‘

Ich kam dann mit zehn Jahren in das Schiller-Realgymnasium in der Schillerstrasse in Charlottenburg. Ich besuchte die deutsche Schule als einziger jüdischer Schüler in der Klasse. Unterrichtet wurde ich von Herrn Dr. Mainzhausen, der in den zwanziger Jahren die Nazizelle in dieser Schule leitete und sich geheim auf dem Schulhof mit Schülern der Hitlerjugend traf – der unterrichtete uns in Geschichte, denn die Weimarer Republik hatte nicht verstanden, was es heisst, Revolution und sauberen Tisch zu machen.

Dr. Meier unterrichtete mich in Latein. Er war ein stolzer Republikaner, wie er meiner Mutter sagte. Wir waren in schweren wirtschaftlichen Verhältnissen, und er sagte: ‚Nehmen Sie Ihren Sohn nicht von der Schule, ich Sorge dafür, dass er eine Wirtschaftsbeihilfe der Stadt Berlin bekommt.‘ So geschah es auch. Er ging auf ein Jahr nach Japan, um dort als Deutschlehrer tätig zu sein. Ostern 1933 kam er aus Japan zurück, kam in die Klasse – ‚Heil Hitler, liebe Schüler! Wollen wir Gott danken, dass er uns einen solchen Führer

geschenkt hat.' Eine der schwersten Enttäuschungen meiner Schulzeit.

Ich wuchs hinein in eine blühende jüdische Gemeinde hier in Berlin. Ich besuchte die Religionsschule seit meinem sechsten Lebensjahr und lernte dort Hebräisch, Bibel und Gebete. Ich war Schüler von Herrn Rabbiner Dr. Emil Levi, und ich besuchte die Synagoge Pestalozzistrasse, die damals eine konservative Synagoge war. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie zur Waschküche herabgewürdigt. Ich betrat sie mit bebendem Herzen, als ich 1979 das erste Mal wieder in Berlin war. Es war eine blühende Gemeinde von 200'000 Menschen aller Richtungen, ausser der äussersten Orthodoxie, die ihre eigene Gemeinde hatte. Eine Unzahl von Synagogen, Schulen, Bibliotheken, hervorragende Wohlfahrtseinrichtungen, Kinder und Waisenhäuser und Altersheime, ein Sportplatz im Grünewald.

Ich wurde Mitglied der zionistischen jüdischen Pfadfinderbewegung des JPD, des Jüdischen Pfadfinderbundes Deutschlands. Bis dahin war ich ein ängstliches und feiges Kind, aber diese jüdische Jugendbewegung stärkte mir das Rückgrat und gab mir Vertrauen. Wir zogen hinaus in die deutsche Natur, und ich lernte die deutsche Natur lieben und die deutschen Wälder lieben und die Zeugen deutscher Vergangenheit – mit hebräischen Liedern, die wir auf den Strassen sangen.

Wir sangen zum Beispiel im Jugendbund: ‚Zum Henker das Kriechen und Bücken und die Stirne zu Boden gesenkt, Gott hat uns den geraden Rücken und ein freies Auge geschenkt. Stolz wollen wir aufrecht schreiten und mit Freude für Israel streiten. Die Zeit der Schande ist nunmehr vorbei, hedat, hedat, auf, unsere Bahn ist frei!‘

In Brieselang war ein Jugendgelände mit Jugendherberge. Da trafen wir uns einmal im Jahr zum Treffen aller jüdischen Bünde in Berlin, mit Wettbewerben, mit gemeinsamem Singen, mit Liederwettbewerben, Sportwettbewerben. Und da sah ich dann auch den jüdischen Pfadfinderbund Kadimah. Der hatte eine Pfadfinderkluft, und das gefiel mir so gut, dass ich in diesen Bund übergegangen bin.

Einmal in der Woche hatten wir Heimabend, da trafen wir uns im Heim des Bundes und lernten dort etwas, sassen in der Gruppe zusammen. Es gab dort etwas, das nur jüdisch möglich war: ‚Oneg Schabatin‘, ein neuer Begriff, den der neuhebräische Dichter Byalik geprägt hatte, ‚Freude des Schabath‘. Das heisst, man kam zusammen, sang sehr viel, es wurden Dinge vorgelesen, jeder hatte etwas mitgebracht, Obst oder Kuchen, man ass das zusammen, am Samstagnachmittag.

Wir lernten im Bund Palästinakunde, wir lernten Geschichten vom Aufbau des Landes, von den jüdischen Kolonisten der achtziger Jahre und Anfang dieses Jahrhunderts; von den Wächtern, die die Böden bewachten. Wir lernten hebräische Lieder, die in Palästina gesungen wurden; und den Tanz, den man in Palästina tanzte, die Hora, diesen Reigentanz. Wir sahen Bilder, wir sahen schon damals Filme vom Wiederaufbau des Landes der Väter. Und wir wurden in dem Sinne erzogen, dass wir auch daran teilnehmen sollten.

Man lehrte uns eben, dass wir Juden in der Welt, nicht nur in Deutschland, letzten Endes Fremde seien und dass wir überall zu leiden hätten und nicht hingehörten. Wir lernten von den Pogromen in Russland und von den Verfolgungen dort.

Wenn ich darüber mit meinem Vater sprach, sagte er: ‚Ja, das ist Russland, aber bei uns in Deutschland kann das nie passieren, wir sind ein ‚Kulturstaat.‘ Und das sei ein Ding der Unmöglichkeit, das seien Barbaren, die Russen, gegen die hatte er ja auch im Weltkrieg gekämpft, als braver deutscher Soldat.

Wir wurden von der Hitlerjugend überfallen. Das begann ungefähr Ende der zwanziger Jahre, besonders schlimm wurde es dann in den Jahren 31/32. Es gab kaum ein Lager, das wir nicht auf polizeiliche Anordnung hin frühzeitig abbrechen mussten, weil die Polizei erklärte, sie könne uns nicht bewachen, sie könne die Verantwortung nicht übernehmen. Doch wir wehrten uns gegen die Überfälle. Ich bin heute noch froh, dass man auf der anderen Seite nicht mit Waffen kam, es ging höchstens mit Stöcken vor sich. Der schlimmste Überfall war 1931 in Dessau. Der ist mir deshalb so gut in Erinnerung, weil Dessau die Geburtsstadt von Moses Mendelsohn war, der als Vorkämpfer der Emanzipation für eine Synthese von Deutschtum und Judentum plädiert hatte.

Eines Tages waren wir in einem kleinen Lager an einem See in Mecklenburg, und zu uns kamen nachmittags ein paar Leute von der kommunistischen Jugend, Rote Falken. Sie sagten: ‚Kinder, hier in der Gegend ist Hitlerjugend, lasst uns heute Nacht zusammen sein, damit wir uns gegenseitig verteidigen können‘. Nach langer Beratung – wir waren ja nicht Kommunisten, sondern Zionisten – wurde das angenommen und sie kamen, einige 80, 90, 100 kamen von denen, und wir sassen mit ihnen gemeinsam am Lagerfeuer. Wir sangen ihnen auf Deutsch oder Hebräisch unsere Lieder vor, sie sangen uns ihre Lieder vor: ‚Wir haben gekämpft bei Büxenstein, und dafür sperrt man uns ins Zuchthaus ein.. .‘

Wir waren in Frankfurt an der Oder und übernachteten in einem Saal, der zu einer Kneipe gehörte, auf dem Boden. Und als wir uns da

schon zum Schlafen zurechtmachten, hörten wir plötzlich von nebenan Klavierspiel; man spielte das Horst-Wessel-Lied und erging sich in Parolen, Deutschland erwache – Jude verrecke. Wir bekamen es mit der Angst zu tun, das waren wahrscheinlich alles SA-Leute, und wir hatten Jüngere dabei, Zehn-, Zwölfjährige. Unter uns war ein guter Klavierspieler, Alex Jacobsohn. Und nach kurzer Beratung mit den Führern ging der raus, setzte sich ans Klavier und spielte Nazi-Lieder, die er auch kannte, und die grölten mit. Auf diese Weise entgingen wir einer Schlägerei.

Dann kam das Jahr 1933. Es kam das sogenannte Dritte Reich.

Ich hatte mit meiner Gruppe – inzwischen war ich selbst Gruppenführer geworden – in den grossen Ferien eine grosse Fahrt nach Holland vorbereitet. Man ging gerne ins Ausland, und wir fuhren im Sommer '33 für vier Wochen nach Holland. In Amsterdam bekam ich ein Telegramm von zu Hause: ‚Nicht zurückkommen, dort bleiben. Gruppe allein zurückschicken mit der Führerin, bleibe du dort – Gefahr!)

Was war geschehen? Ein Mitglied meiner Gruppe, Jacob Ehrenfreund, war verhaftet worden, windelweich geschlagen worden. Er endete später in einer Irrenanstalt in Berlin. Er war Student, und als ihm bekannt wurde, dass das Studium für ihn nicht weiter möglich war, riss er irgendwo eine Hakenkreuzfahne von einer Kneipe und warf sie in den Dreck, es war wohl im Februar oder März '33. Er wurde verhaftet, ich selber besuchte ihn noch in dieser Anstalt, er erkannte mich nicht mehr, es war vollkommen aus, so ist er wohl behandelt worden. Das brachte meine Mutter in grosse Furcht, dass sie auch zu mir kommen würden. Ich verbrannte alle Papiere, die zum Bund gehörten, und Adressenlisten usw. Aber sie fürchtete sich so sehr, die ganze Zeit, und deshalb sollte ich in Holland bleiben.

Ich blieb also und habe eigentlich das getan, wozu ich erzogen worden war; ich ging auf Hachscharah, auf Vorbereitung für Palästina. Ich kam zu einem Gemüsebauern bei Amsterdam, van der Weide hiess er, bei dem ich den Gemüseanbau lernte. Ich war in Einzelhachscharah, wohnte für mich und ging täglich zu diesem Bauern. Diese Hachscharah wurde mir vom Bund anerkannt.

1935 hätte ich dann nach zwei Jahren ein Einwanderungszertifikat für Palästina bekommen sollen. Doch Dr. Josef Burg vom Bachad (religiöse Zionisten) schrieb mir, du bekommst kein Zertifikat für Palästina, du musst noch ein Jahr hier in Deutschland für die jüdische Jugend arbeiten. Ich kam also 1935 bangen Herzens zurück nach Deutschland. Ich wurde nach Köln geschickt, wo ich ein Jugendheim der jüdischen Jugendhilfe aufbaute, der Organisation der Jugend-Alijah. Dort

konnte ich Religionslehrer werden an der noch bestehenden Akademie. 1937 ging ich schliesslich im Auftrag meines Jugendbundes in die Reichshauptstadt Berlin zurück, um hier in die Bundesleitung einzutreten, in der Meinekestrasse 10. Dort sollte ich in der Jugend-Alijah arbeiten, in enger Zusammenarbeit mit der Schulabteilung der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, die in der Kantstrasse 158 ihre Büros hatte.

Alijah heisst wörtlich Aufstieg und bedeutet Einwanderung nach Palästina, im Sinne eines Aufstieges im doppelten Sinne. Es ist ja ein Bergland, und beim Auszug aus Ägypten stiegen die Juden aus der Nilebene, vom Nildelta herauf in die Berge. Später ist Alijah auch gebraucht worden im Sinne von Aufstieg ins heilige Land.

Ich bin dann zur jüdischen Lehrerbildungsanstalt gegangen und Volksschullehrer geworden. Das war damals noch möglich. Im Frühjahr '39 bekam ich meine Unterrichtserlaubnis, versehen – Wahnsinn war Methode, wie immer in einer Diktatur – mit dem Hakenkreuzsiegel. Ausdrücklich stand darin, dass ich als Jude nur nichtarischen Schülern Unterricht erteilen durfte. 1939 wurde ich Leiter der Jugend-Alijah-Schule, die die Aufgabe hatte, jüdische Kinder für Palästina vorzubereiten. Sie hatte 450 Schüler. Dort lernte ich dann Gad Beck kennen. Offiziell hiess diese Schule ‚Vorbereitungslehrgänge der jüdischen Gemeinde für schulentlassene jüdische Jugendliche‘.

Diese Zeit war die Blütezeit der jüdischen Gemeinde. Ich weiss bis heute nicht, ob man damit recht getan hat. Man baute 1939 nach der Reichspogromnacht eine blühende jüdische Gemeinde auf, neue Schulen, ein zweites Gymnasium, neue jüdische Volksschulen, erweiterte Sozial- und Kulturarbeit neben dem Kulturbund, in dem beste Kräfte musizierten und schauspielerten. Man lebte mit den Judengesetzen, die Tag für Tag auf uns hereinprasselten – Einkaufszeit von vier bis fünf, Fahrverbot, Ausgangsverbot von acht Uhr abends bis sieben Uhr früh, unter dem wir jungen jüdischen Menschen sehr litten... Wir lebten damit und erweiterten unsere Arbeit.

Hannah Arendt und auch Recha Freier, die Mutter der Jugend-Alijah, jene hervorragende Frau, revoltierten dagegen. Man verschliesse die Augen vor der Wirklichkeit, sagten sie, und man richte sich ein mit den Nazis. Aber die führenden Menschen der jüdischen Gemeinde, der Vorstand der jüdischen Gemeinde, waren der Meinung, wir müssen alles tun für unsere Menschen, wir müssen unterrichten, wir müssen weitermachen trotz allem, wir müssen die Gottesdienste aufrechterhalten, wir müssen die Menschen stützen und stärken durch Kulturarbeit. Niemand hat das Recht, diese Frage zu

beurteilen, der nicht selber dabei war und in dieser Zeit gelebt hat, und ich kann mich nicht entschliessen, wie ich heute urteilen soll.

Die ersten Transporte gingen Ende 1941 von Berlin ab, nachdem sie in Stettin begonnen hatten. Die jüdischen Schulen wurden auf Verordnung im Oktober 1941 geschlossen, unsere Schüler kamen in den Einsatz für kriegswichtige Betriebe. Die Lehrer der jüdischen Gemeinde, 400 an der Zahl, kamen ebenfalls zum Teil in den Arbeits-einsatz, zum Teil aber wurden sie Gestapohelfer. Sie hatten mitzugehen, wenn unsere Menschen aus den Wohnungen geholt wurden: ‚Wir können doch noch helfen, wir können doch noch glätten, wir können doch noch beruhigen.)

Ich hatte das Glück, eine solche Aufgabe nicht zu bekommen, ich wurde Küchenjunge in der Volksküche der jüdischen Gemeinde in der Gormannstrasse, die damals alle Hände voll zu tun hatte, denn Sozialfälle damals gab es sehr viele. Wir machten ein warmes Mittagessen für die Sozialfälle, und zugleich schickten wir Essen in die Betriebe, wo Juden arbeiteten, da sie ja in der Kantine nicht essen durften. Wir schickten auch Essen in die Synagoge Levetzowstrasse, die als Sammellager für Transporte bestimmt war und von wo aus jeden Montag etwa tausend Menschen zum Bahnhof Grünewald gebracht wurden, um von dort den Weg in den Osten anzutreten.

Auch ich bekam per Post das Schreiben, mich zum 28. August 1942 vorzubereiten für die ‚Abwanderung‘). Andere Ausdrücke waren verboten, lächerlicherweise hiess es ‚Abwanderung‘). ‚Der Vorstand der jüdischen Gemeinde) – und wieder wundert man sich – ‚bittet Sie, sich in aller Ruhe vorzubereiten.)

Doch ich bin nicht hingegangen. Es war nicht meine Idee, und es war nicht mein Mut, denn ich war nicht mutig. Es war die Idee meiner Freundin Edith Wolff, kurz Ewo genannt, die zwölf Jahre älter war als ich, aus einer Mischehe stammte. Sie leistete Widerstand. Gab es denn Widerstand? Es gab keinen grossen Widerstand, diese Frage ist ja auch erörtert worden, es gab Widerständler. Und sie gehörte dazu. Sie wurde geschnappt dabei und zwei Jahre lang durch 17 Konzentrationslager und Zuchthäuser geschleppt, niemand weiss, warum man sie am Leben erhalten hat. Sie diskutierte nächtelang mit mir, doch um Gottes willen nicht mitzugehen mit dem Transport, doch auf alle Fälle zu versuchen unterzutauchen.

Ich sagte zu ihr: ‚Das kann man nicht. Man kann doch nicht lügen, und man kann doch nicht mit falschen Papieren leben und nicht mit falschem Namen leben.) Ich lehnte den Gedanken ab. Aber sie gab nicht nach. Und sie sagte: ‚Aber es gilt doch, Schüler und Schülerinnen von dir zu retten.) Und sie entwickelte den Gedanken, eine

Gruppe, eine illegale Jugendgruppe aufzurichten. Ich nahm den Gedanken an.

Alfred Selbiger, der letzte Leiter des deutschen Hechaluz und damaliger Bundesleiter des jüdischen Pfadfinderbundes Makkabi Hazair, zeigte mir einmal einen Brief aus Genf, vom Chef des Weltbüros des Hechaluz, Nathan Schwalb, worin es hiess: ‚Rettet euch, so gut ihr könnt, und versucht alle Wege dazu usw., wir werden euch nach Möglichkeit helfen.‘ Selbiger hat dies immer abgelehnt, und ich habe nur einen einzigen derartigen Brief gelesen. Mehr ist mir nicht bekannt. Man hat die Dinge nicht weitergegeben. Man fürchtete sich wohl. Man nannte das Untertauchen sogar Verrat. Ich bekam nur mit Schwierigkeiten und nach langen Debatten die Erlaubnis dazu. Ich nahm den Bund sehr ernst, und ohne Genehmigung wollte ich nicht in die Illegalität gehen.

Ich hatte also mit Selbiger darüber einige Unterhaltungen und legte ihm unseren Plan vor. Er für sich selber lehnte das ab, da er an der führenden Stelle stünde, die er keineswegs verlassen wollte. So wie er ja auch im Sommer '39 aus Genf vom Zionistenkongress zurückgekommen ist, obwohl er schon draussen war und man ihn dort überreden wollte, nicht zurückzukehren. Er sagte, dass er seine Menschen in Deutschland nicht im Stich lassen könne. Aber auch der Gedanke einer grossen, illegalen Rettungsaktion wurde abgelehnt.

Bekanntlich war eine ausserordentlich starke Gruppe oder die Mehrheit innerhalb des Hechaluz gegen das Untertauchen. Als disziplinierter Mensch, der ich immer gewesen bin, und als treuer Bundeschawer seit meinem neunten Lebensjahr wäre es mir nicht eingefallen, ohne eine Genehmigung Alfred Selbigers unterzutauchen. Schliesslich gelang es mir, ihn zu überzeugen. ‚Mach den Versuch und berichte uns, wie dieser Versuch gelingt‘, sagte er. Und ich bekam von ihm aus der schwarzen Kasse des Hechaluz, die er angelegt hatte, um rechtzeitig die Gelder zu retten, einen monatlichen Betrag für mein illegales Leben, der mir am Alexanderplatz von einem Mitglied, Hardy Plaut, monatlich überreicht wurde. Ich ging erst allein in die Illegalität, als Einzelwesen, am 28. August 1942.

Am Abend zuvor packte ich diejenigen Sachen in einen Koffer, welche ich aufbewahren und zu ‚Aufbew-Ariern‘ bringen wollte. Mein ehemaliger Schüler, Günther Davidowicz, kam um sechs Uhr abends in meine Wohnung, und wir brachten gemeinsam den Koffer weg. Am nächsten Tag fuhren wir in den Grünwald, und ich nahm mit Günthers Hilfe den Judenstern ab und legte das von Ewo bereits vorbereitete Hakenkreuz an dessen Stelle an. Ich ging in den Wald als Jude rein und kam als Nazi raus.

Wie ich die erste Zeit durchbrachte, das ist sehr einfach: Bei Ewo und mit Ewos Hilfe allein, denn die ersten vier Wochen lebte ich in ihrer Wohnung, da sie ja geschützt war infolge ihrer christlichen Mutter. Da Ewos Mutter verständlicherweise nicht begeistert war von dem ganzen Plan, haben wir uns schon in den ersten Wochen nach Quartieren umgesehen, und wir hatten auch Erfolg dabei.

Eine grosse Zahl von Menschen, die wir ansprachen, waren grundsätzlich bereit zu helfen, als Gegner des Naziregimes oder, ich möchte sagen, als anständige Menschen. Aber sie fürchteten sich davor, Quartier zu geben, was ja in der Tat sehr gefährlich war. Wenn sie aber irgendwie helfen wollten, so haben sie dann zunächst einmal mich, später uns, als die Gruppe gegründet war, zu Mahlzeiten, zu einer warmen Mahlzeit eingeladen. Viele, die auch das fürchteten, die Angst hatten vor der Spitzeltätigkeit, besonders der Portiers und Hauswarte, waren bereit, Lebensmittelmarken, Lebensmittel selbst oder Geld zu geben.

Nach zwei Monaten, nachdem Selbiger und ich uns häufig noch durch Hardy Plaut verständigt hatten und uns auch über die Frage einer weiteren illegalen Arbeit mit einer Kwuzah (zionistischen Gruppe) auseinandergesetzt hatten, wurde Alfred mit einigen anderen leitenden Angestellten der Reichsvereinigung und der Gemeinde plötzlich im November als Geisel für Untergetauchte verhaftet. Diese Nachricht wirkte auf uns alle furchtbar. Man musste sogleich das Schlimmste – oft Geahnte – befürchten. Nach einigen Wochen erreichte uns die grausame, unfassbare Nachricht, dass er erschossen worden sei. Alfred hat bis zum allerletzten Moment auf seinem Posten gestanden. Es mag sein, dass auch er im Laufe der jahrelangen Arbeit manches falsch gesehen, manchen Fehler gemacht hat. Doch ich bin fest überzeugt, dass Alfred mit derselben unbeugsamen Haltung in den Tod gegangen ist, die er in seinem Leben und seiner Arbeit immer vorlebte. ‚Chawerim, es wird sich bei uns nichts ändern an unserem Willen und an unserer Bereitschaft.‘ Das sagte er noch im Mai 1942.

In dem halben Jahr zwischen meinem Untertauchen und dem Februar '43 entwickelte sich die Idee, die Ewo von Anfang an vorge-schwebt hatte, weshalb sie mich ja auch überredet hatte, unterzutau-chen; wenn nicht für dich, dann um soweit wie möglich die Kinder zu retten. Ich hatte weiterhin, so gut ich's konnte, Kontakte zu unseren Jugendlichen. Und wir sagten zu ihnen, wenn es einmal soweit ist... Doch der Gedanke war völlig abzulehnen, dass wir die Gruppe so ohne Weiteres gründeten. Das hätte bedeutet, sie aus der Familie zu reissen und den Eltern wegzunehmen. Es schien uns auch zu schwer.

Es war noch nicht nötig, das Leben ging ja weiter, sie lebten noch in den Elternhäusern, immer in Gefahr natürlich.

Nun gab es ja in Deutschland das System, was in Polen undenkbar gewesen wäre, dass wir eine Woche vor der Deportation einen Brief nach Hause bekamen: ‚Sie haben sich da und da einzufinden.‘ So hatten wir Zeit und sagten, kommt der Brief, dann sind wir der Meinung, verlasst die Eltern, denn ihr könnt sie ohnehin dann nicht mehr retten und für sie nichts mehr tun. Wir wussten zwar noch nicht, dass man umgebracht wird, wir wussten aber, dass es ausserordentlich schwere Bedingungen im Osten sein würden. Wir wussten, dass wir in Arbeitslager kommen und dass die Familien getrennt würden. Diese Dinge waren schon durchgesickert. Aber der Gedanke, dass es zum Tode ginge, der war überhaupt noch nicht bewusst. Deswegen sagten wir, wenn es soweit ist, dann kommt zu uns, zu Ewos Adresse, denn die Familie dort ist geschützt, dort werden wir uns sammeln, und dann soll die Gruppe gegründet werden.

Dazu kam es aber nicht, sondern es kam zur ‚Generalliquidierung‘ am Morgen des 27. Februar 1943. Alle, die noch nicht auf die Transporte gekommen waren, wurden verhaftet, natürlich in einer preussisch pünktlichen und geordneten Aktion. Frühmorgens wurden sie in den Fabriken und in den Wohnungen abgeholt. Da gelang es eben denen, die gleich am Anfang den Weg zu uns fanden, von den Autos, den Lastwagen, abzuspringen. Oder wenn sie in den Fabriken sahen, dass die SS kam, gelang es einigen, über die Dächer zu entkommen und dergleichen.

Wir hatten vier Probleme zu lösen: Quartier, Essen, Geldmittel und Papiere. Die sogenannten technischen Probleme, wie ich sie nannte. Wir mussten unseren Menschen Nachtquartier geben, wir mussten ihnen wenigstens von Mal zu Mal irgendeine warme Mahlzeit zukommen lassen, wir mussten ihnen einige Geldmittel geben, ohne die es nun doch nicht ging, und wir mussten ihnen falsche Papiere besorgen. Alle diese Aufgaben löste bis zu ihrer Verhaftung vor allem meine Freundin Ewo.

Es gab viele Menschen, ohne die wir unsere Gruppe nicht hätten durchbringen können, Berliner, die uns beigestanden haben. Das ist Widerstand gewesen, das waren Widerständler. Berliner Menschen aus allen Lagern, Arbeiter wie Akademiker, fromme Christen wie Atheisten, die uns beistanden und wussten, dass es dabei auch um ihr Leben ging. Und so mancher hat als Judenknecht betitelt sein Leben lassen müssen. Diese Menschen hatten Zivilcourage und einen unglaublichen Mut, für mich waren das Engel. Ich möchte selbstverständlich sagen, es war eine Minderheit, selbstverständlich war es

eine Minderheit. Denn wirkliche Menschen gibt es nicht so viele unter den Leuten. Überall und immer sind diejenigen, welche das Gute tun, in der Minderheit.

Ich möchte hier nur zwei erwähnen: Da war Frau Bertha Gerhardt, evangelische Theologin und Oberstudiendirektorin. Den Beruf gab sie auf, als die Nazis an die Macht kamen. Sie war Direktorin der Schule von Ewo gewesen. In Zepernick hatte sie ein Häuschen, in dem ich so manche Tage verweilen konnte, bis es schliesslich herauskam. Freitag abends entzündete Bertha Gerhardt die Lichter für mich, ich zitierte ein Gebet aus den Freitagabend-Gebeten, und Bertha Gerhardt zitierte von ihrem Vorfahren Paul Gerhardt, das Gebet hängt bis heute an meiner Wand.

Dann war da Frau Erna Göring, die ein Reformhaus hatte in der Jungfernheide. Ich kam zu ihr, hatte die Adresse bekommen, um einen Jungen, der später umgekommen ist, Alfred Bernstein, dort als Laufbursche unterzubringen, damit wir Geld verdienen konnten. Es fehlte damals im Krieg an Arbeitskräften. Als ich bei ihr im Geschäft stand, sah ich dahinter einen Verschlag mit einem Bett, und ich sagte zu Frau Göring: ‚Zahlen Sie dem Jungen nichts, geben Sie uns dafür, dass er arbeitet, von Mal zu Mal das Nachtquartiere Da sagte sie erregt: ‚Entweder, Sie machen, was ich will, oder ich mache mit Ihnen überhaupt nichts ab. Sie bekommen für den Jungen bezahlt, und ich gebe ihm das Nachtquartiere Ich fragte: ‚Frau Göring, warum machen Sie das?‘ Und Frau Göring sagte mir einen Satz, den ich nicht vergessen werde: ‚Ich möchte einiges von dem gutmachen, was unser Volk an euch verbochen hate

Wir haben wenig gegessen in jener Zeit. Das ist kein Problem, man kann das. Wir hatten das Glück, dass niemand erkrankte. Ich denke heute mit Schrecken daran, was wäre gewesen, wenn Krankheiten über uns gekommen wären.

Wir bekamen Papiere. Ich selber wurde Fälscher. Meiner Freundin Ewo gelang es, Bögen der Templer-Werke, chemische Fabriken Johannisthal, zu entwenden. Ich schrieb mit einer Schreibmaschine Arbeitsausweise und unterschrieb sie mit zwei Unterschriften, der von einem gewissen Wolff und einem gewissen Rüger, die ich erfand. Ich lebte mit dem gefälschten Pass eines Hallermann. Wir verdienten uns Geld durch Arbeiten. Die Papiere hielten stand.

Am Vorabend des Neujahrsfestes 1943 hatte ich eine Strassennacht, ein Ausdruck, den ich damals prägte. Ich erwärmte mich am Lehrter Bahnhof, im Bahnhofssaal, die Türen schlossen sich. – Gestapo! Ausweise! Ich denke heute mit Zittern daran, was hätte sein können, wenn ich das nicht durchgestanden hätte. Und ich frage mich, wie

konntest du das durchstehen. Sie gingen von Tisch zu Tisch. Sie verlangten Ausweise. Sie kamen an meinen Tisch. Ich sprang auf, preussisch, ‚Heil Hitler!« Wahrscheinlich hat sie das überzeugt, dass sie es mit einem treuen Nazi zu tun hatten. Wie ich das konnte, ist mir heute ein Rätsel. Ich zeigte meinen gefälschten Pass. Der hielt stand. ‚Wo arbeiten Sie, was machen Sie hier?‘ Es war verboten, Wartesäle zu benutzen, nur mit Fahrkarte. Es gelang mir trotz allem zu sagen, dass ich aus Versehen zu früh aufgestanden wäre, der Wecker hätte zu früh geleutet, und ich wartete auf meinen Zug. Er verwarnte mich. Mein von mir mit zwei verschiedenen Unterschriften versehener Ausweis hielt stand! Ich zitterte nicht. Das hätte alles verraten. Ich konnte ihm in die Augen sehen. Der Mensch entwickelt Kräfte, an die er selbst nicht glaubt.

Viele von den Unseren wurden geschnappt. Sind nicht alle durchgekommen. Sie wurden verhaftet. Poldi Chones, eines meiner liebsten Kinder, dem ich den Namen Jehuda gab, wurde in Friedenau, in der Wohnung verhaftet, in der er übernachtete. Er wehrte sich, indem er die Gestapobeamten mit Presskohle bewarf. Er wehrte sich tapfer, wurde durch einen zweiten Gestapobeamten überwältigt, kam in die Grosse Hamburger Strasse, in das Sammellager für geschnappte Juden.

Ich strich herum um die Grosse Hamburger, im dummen Glauben, irgendetwas zu erhaschen. Und es gelang mir, Beziehung zu einem in der Grossen Hamburger Strasse tätigen Aufpasser aufzunehmen. Ich besitze Poldis Briefe, Kassiber, wie man es in der Gaunersprache nennt, die er herausschmuggeln konnte. Daraus erfuhren wir von den Folterungen, die er durchmachen musste, denn unsere Gruppe war bekannt geworden. Er warnte uns noch in seiner schweren Situation. Wir haben uns nicht mehr wiedergesehen. Er wurde in barbarischer Weise geheilt von den Wunden, die ihm in seinem Abwehrkampf beigefügt wurden, um dann nach Osten deportiert zu werden.

Ich ging durch diese Strassen in langen Strassennächten, wir hatten nicht jede Nacht Nachtquartier. Wenn es heute dunkel wird, kommt immer noch eine Depression über mich, psychologisch erklärbar. Wenn es dunkel wurde, fürchtete ich mich und fragte: ‚Wo übernachtetest du, wo werden die anderen übernachten?‘

Im Winter war es schwierig, draussen im Grünewald zu übernachten oder in Parks. Das war nur im Sommer möglich. Wir machten Strassennächte. Wir fuhren mit der U-Bahn, soweit es ging, man konnte ja nicht mit der gleichen Linie zurückfahren, und mit der S-Bahn. Wir gingen dann von der einen Endstation zur anderen Endstation zu Fuss, damit es nicht auffiel, und fuhren dann wieder, es gab ja auch Nacht-

linien der Strassenbahn. Wie kann man eine so lange Nacht draussen verbringen? Man hörte die Kirchturmglöcken, wieder eine viertel Stunde, wieder eine halbe Stunde, wieder eine Stunde. Ich bin heute dankbar für jeden Abend, wenn ich in mein Bett gehen kann und ein Dach über dem Kopf habe.

Es war uns klar, dass es uns nicht alleine darum gehen konnte, unsere Menschen durchzubringen und zu retten, sondern wir mussten sie auch als Menschen und als Juden durchbringen. Wir setzten deshalb unsere gesamte Kulturarbeit fort, so wie wir es gewohnt waren. Wir trafen uns im Tiergarten, wir trafen uns in Wohnungen, solange uns das möglich war und man uns solche zur Verfügung stellte, in Gruppen, um dort Hebräisch zu lernen, Bibel zu lernen, jüdische Geschichte, Palästinakunde. Wir wanderten zusammen. Heute frage ich mich, wie konnten wir es wagen, in Gruppen aufzutreten? Es ist uns aber wunderbarerweise nie etwas passiert. Einzelne wurden geschnappt. Man hätte uns schnell aufliegen lassen können. Wir waren geschützt. Wir summten unsere Lieder, denn wir konnten nicht mehr singen. Wir feierten die jüdischen Feiertage. Am Friedrichshain begingen wir einen Jom Kippur mit Gebeten, wie sie so innig vielleicht nie zuvor und nachher gebetet wurden. Doch wir mussten auf einen Fluchtweg sinnen, denn die Situation wurde immer unerträglicher. Wir fanden ihn. In die Schweiz.

Durch eine ehemalige Kollegin, die Studienrätin Gerhardt, wurde Jizchak Schwersenz der Kontakt zu Frau Meier, die im Grünewald wohnte, vermittelt. Diese Dame hatte zwei SS-Offiziere als Söhne, die gefallen waren – an der Ostfront. Und Frau Meier hatte Gerüchte gehört über das, was die SS im Osten tagtäglich an Verbrechen beging. Sie war getrieben vom Willen, etwas wiedergutzumachen. So hatte sie eine Fluchtorganisation aufgebaut, die Juden am Bodensee über die Grenze in die Schweiz brachte.

Kurze Zeit darauf stiess Schwersenz auch auf eine Möglichkeit, an die Grenze zu kommen, was zu jener Zeit nur mit Sondergenehmigungen oder als Wehrmachtsangehöriger möglich war. Wieder über Bekannte lernte er den Unteroffizier Strunck kennen, der im Fliegerhorst Staaken bei Berlin seinen Dienst tat. Strunck lieferte Papiere, Uniform und Wehrmachtsmarken – natürlich gegen viel Geld. Die Flucht kostete insgesamt etwa 6'000 Reichsmark, die Jizchak durch den Helfer-Kreis aufbrachte.

Wir hatten besprochen, dass ich als erster rausgehen sollte, weil ich am meisten gefährdet war, denn ich stand im Reichsfahndungsblatt, ohne Bild, das hatten sie nicht, aber mit genauer Beschreibung.

Denn durch die vielen Verhaftungen unserer Mitglieder, Kinder muss ich wohl sagen, kamen sie uns ja allmählich auf die Spur. Mit mir ging eine Frau Hertha Wachsmann. Diese Frau hatte den Mann und beide Söhne verloren. Sie waren erschossen worden bei den Polenaktionen 1939 an der Grenze gegen polnische Juden, und sie lebte weiter. Was für einen Mut diese Frau hatte, weiterzuleben, unterzutau-chen! Sie wurde mir von Strunck beigeordnet, denn er schickte immer Paare.

Nachdem ich als Ingenieur der Luftwaffe im Offiziersrang namens Werner Obst von Strunck ausgerüstet war und zusammengekoppelt war mit Hertha Wachsmann als Funkhelferin bei der Luftwaffe mit dem Namen Hertha Müller, sandte Frau Meier ein Telegramm nach Singen am Hohentwiel, dass die Ware dann und dann abzuholen wäre. Die Bauern hatten bis dahin schon eine Anzahl von Menschen herübergebracht.

Am Anhalter Bahnhof nahm ich den Zug nach Augsburg, von Augsburg dann nach Ulm. Von da ging es nach Singen am Hohentwiel. In diesem Zug war eine Kontrolle. Ich schaute gerade aus dem Fenster, als sich eine Hand auf meine Schulter legte: ‚Ihre Ausweise!‘ Mit ‚Heil Hitler‘, wie ich das gelernt hatte, um ja den Eindruck eines treuen Regimeanhängers zu erwecken, zeigte ich ihm mein falsches Wehrmachtspapier. Und das ging durch, und die Reiseerlaubnis vor allem.

Als ich in Singen am Hohentwiel ankam, erfuhr ich, dass der Grenzübergang wegen Neuschnees verschoben werden musste. Die Spuren der Helfer hätten sie auf ihrem Rückweg verraten. Hertha Wachsmann teilte mir das mit. Sie war in einem anderen Zug gefahren. Wir hatten uns getrennt, damit bei einer Verhaftung nicht gleich beide geschnappt wurden. Sie kam vor mir in Singen an und erwartete mich mit der schlimmen Botschaft am Bahnhof.

Wir mussten eine Nacht in Singen verbringen. Auch das taten wir an getrennten Orten, sie in Singen im Hotel, ich in Radolfzell am Bodensee. Ich übernachtete dort, bezahlte mein Abendessen mit meinen letzten Marken, Wehrmachtmarken. Im Speisesaal des Hotels schwiegen alle, als ich reinkam, denn man fürchtete sich damals schon vor Unbekannten. Besonders vor solchen wie mir, in deren Manteltasche die SS-Zeitung *Das schwarze Korps* steckte. Tragikomisch kann man dazu nur sagen.

Nachts um vier schlug jemand an meine Tür: ‚Sofort öffnen!‘ Ich schob meine Aktentasche, das war die Tasche Alfred Selbigers, in der die ganzen Bilder und Papiere waren, die ich retten wollte, unters Bett, öffnete, zackig allerdings, ‚Heil Hitler‘ grüßend. Die beiden, die

da standen, mussten wohl denken, wenn einer mitten in der Nacht geweckt wird und so treu seinem Führer ergeben ist, dann muss das stimmen. Sie fragten mich nur: ‚Sind Sie Werner Obst?‘ – ‚Jawoll!‘ – ‚Was machen Sie hier in Singen?‘ Ich sagte, und das allerdings hatte mich Frau Meier gelehrt: ‚Meine Familie in Berlin ist ausgebombt, ich suche für sie bei Bauern hier ein Quartier.‘

Es war schwer, noch auszuhalten bis zum Morgen, aber es war mir klar, ich hätte nicht flüchten dürfen, das wäre gefährlicher gewesen. Ich nahm am Morgen noch mein Frühstück und traf dann Hertha Wachsmann. Wir mussten leider den ganzen Tag in Singen bleiben, was auch nicht einfach war in einem verhältnismässig kleinen Ort. Wir gingen in ein Kino, um den Tag durchzubringen, all das war wahrscheinlich höchst gefährlich an einem Grenzzort, und trafen dann bei Einbruch der Dunkelheit die Bauern. Sie fuhren mit uns nach Beuren-Büsslingen. Wir gingen dann ein Stück mit ihnen, bis sie uns in eine Scheune brachten, wo sie uns versteckten und sagten: ‚Hier wartet ihr ruhig, ohne euch bemerkbar zu machen, bis wir zurückkommen.‘ Sie mussten den Weg abgehen, um zu sehen, ob er sicher war. Diese Minuten waren sehr schwer und wurden zu Stunden, in der Furcht, entdeckt zu werden. Sie kamen zurück, brachten uns ein Stück einen schneebedeckten Berg hinauf und sagten an einer bestimmten Stelle: ‚Von hier geht ihr in der Richtung alleine weiter.‘ Ich überreichte ihnen alles, was Strunck uns gegeben hatte, denn er wollte keine neuen Papiere ausstellen, bevor er nicht die alten zurück hatte. Es war also eine Verpflichtung.

Wir gingen dann alleine weiter einen Weg entlang, der uns oberhalb der Landstrasse am Zollhaus vorbeiführte, wo wir die Stiefel der deutschen Soldaten hörten. Frau Wachsmann sank im Schnee ein, eine schwere Person, und beschwor mich, sie liegen zu lassen. Es ist ja unglaublich, aber ich las derartige Dinge, vom Versagen im letzten Augenblick. ‚Lass mich liegen, du bist jung, geh du weiter!‘ Ich schleppte und zog sie. Wir kamen weiter und weiter, bis wir die Grenze überschritten hatten.

Frau Meier hatte uns gewarnt, vorsichtig zu sein, nicht wieder rauszukommen. Denn die Schweiz ist im Kanton Schaffhausen sehr verschlungen und sehr zipflig und sehr zickig. Es sind viele Menschen dringewesen und an falscher Stelle wieder rausgekommen. Wir gingen immer weiter, und irgendwann liess ich Frau Wachsmann stehen und ging den Berg hinunter zu einem Haus. Daran war ein Schild: ‚Turnverein Helvetia‘. Da wussten wir, dass wir gerettet waren.

Frau Meier hatte uns eingeschärft, möglichst tief ins Innere der Schweiz zu gelangen, da die Schweiz Menschen in den sicheren Tod

zurückschickte. Also gingen wir die Strasse entlang, um zur Bahn zu kommen, ich hatte vorher Karten studiert. Der nächste Bahnhof war Theyingen, dorthin versuchten wir zu kommen. Freunde hatten uns vorher extra Schweizer Franken mitgegeben.

Wir kamen zum Bahnhof, grüssten überall ‚Grüezi‘ und nahmen einen Zug nach Schaffhausen. Doch von dort fuhr kein Zug mehr nach Zürich, denn dort wollten wir hin, weil wir uns sagten, in Zürich ist eine grosse Gemeinde, Zürich ist eine Grosstadt, dort können wir untertauchen. Es ging kein Zug mehr. Was tun? Wir blieben also in der Wartehalle der Strassenbahn am Bahnhof, in der dummen Annahme, man könne das tun. Wir hätten aus der Stadt rausmüssen, aber es war ja auch winterlich, am 12. Februar 1944. Nach kurzer Zeit wurden wir von der Polizei aufgegriffen. Wir logen noch, wie wir das gewohnt waren, wir hätten den letzten Zug nach Zürich versäumt, wir wollten auf den ersten Morgenzug warten, ohne zu wissen, dass kein Schweizer Bürger draussen auf den Morgenzug warten würde. Aber das waren Dinge, die uns nicht geläufig waren, denn wir waren ja gewohnt, nächtelang auf den Strassen zuzubringen.

Wir wurden zur Polizei gebracht und dort in eine Zelle gesperrt. Das war ein schwerer Zusammenbruch, wir weinten bitter, denn wir waren eben in die Freiheit gekommen und sassen nun in einer Schweizer Zelle. Unter dem Verdacht der Spionage, blödsinnigerweise. Wir waren vier Tage in dem Polizeigefängnis und kamen dann ins Kantonsgefängnis, da war es schon besser. Für mich war das Brot im Kantonsgefängnis wie Kuchen.

Eines Tages kam dann strahlend ein Mann zur Tür herein, Herr Gideon, Präsident der jüdischen Gemeinde Schaffhausen. Man hatte ihn herbeigeholt, um uns zu prüfen, weil wir angaben, wir wären Juden, geflüchtet. Auf der Polizei war man recht unfreundlich. Als wir erzählten, wir wären geflüchtet, stellte man uns die Frage: ‚Wieso sind Sie geflüchtet?‘) Was für eine Frage! ‚Wieso sind Sie geflüchtet?‘) Herr Gideon sprach mit uns über jüdische Belange und von jüdischen Dingen und merkte natürlich sehr bald, dass wir die Wahrheit sagten. Am nächsten Tag kam ein Bote des Stadtpräsidenten, Herrn Walter Bringolf, und holte uns ab in ein Luxusrestaurant in Schaffhausen. Wir waren dann eingeladen von ihm, und er sagte, wir sollten das Geschehene verstehen. ‚Denn erstens glaubten wir nicht, dass überhaupt noch Juden in Deutschland leben, und wenn wir geglaubt hätten, dass sie leben, hätten wir nicht geglaubt, dass es ihnen gelingen würde, rauszukommen.‘)

Am nächsten Tag kamen wir in das Auffanglager Ringlikon auf dem Zürichberg, und dort war ich noch vier Wochen. Es gelang mir

dann, einen Brief an Nathan Schwalb herauszuschleusen. Schon am nächsten Tag stand Nathan Schwalb vor der Tür, mit Orangen, und umarmte mich. Er war ja Pole, und er sagte mir, dass er diese Haltung der deutschen Juden gar nicht fassen konnte, dass sie nicht alles taten, um zu flüchten. Durch Nathan Schwalb konnte ich dann sofort die Verbindung zu Gad Beck aufnehmen, der ja nun die Gruppe leitete, denn Schwalb hatte hervorragende Beziehungen zu Diplomaten und konnte mit Diplomatenpost unseren Briefwechsel organisieren. Und dann habe ich ihm alle Namen unserer Mitglieder genannt, und er hat sich in grossartiger Weise um sie gekümmert und auch grosse Geldsummen herübergeschickt.

Von Februar 1943 bis März 1945 sind etwa 40 Personen vom Chug Chaluzi betreut worden. Doch als Jizchak Schwersenz in die Schweiz geflüchtet war, lag die Gruppe am Boden. Nathan Schwalb überreichte er eine Liste mit dem Rest des Aufgebotes im Untergrund: Er nannte sie «Eppsteins Kinder»:

1. Abrahamsohn, Heinz, 16 Jahre, Berlin (Aufenthaltort)
2. Fleischmann, Eva, 11.1.1923, Peterswalde bei Wohlen, Ostpreussen
3. Zajdmann, Moritz, 7.2.1927, Berlin
4. Warburg, Else, 45 Jahre, Nordhausen am Harz
5. Warburg, Eva, 15 Jahre, Nordhausen am Harz
6. Warburg, Herbert, 20.4.1926, Nordhausen am Harz
7. Wolff, Edith, 15.4.04, Cottbus (Straflager)
8. Davidowicz, Günther, 8.11.26, Berlin
9. Feiweles, Margot, 16 Jahre, Berlin
10. Bernstein, Rudolf, 7.11.24, Berlin
11. Beck, Gerd (Gad), 30.6.23, Berlin
12. Beck, Margot, 30.6.23, Berlin
13. Segal, Manfred, 16 Jahre, Berlin
14. Safirstein, Paul, 18 Jahre, Neuendorf bei Berlin
15. Wallach, Erich, 18 Jahre, Neuendorf bei Berlin
16. Wallach, Alfred, 19 Jahre, Neuendorf bei Berlin
17. Fränkel, Rita, 16 Jahre, Jacobsdorf bei Berlin
18. Gattel, Suse, 17 Jahre, Breslau
19. Linke, Heinz, 27 Jahre, Berlin
20. Lewin, Sigmar, 16 Jahre, Berlin

Schwersenz gab zu dieser Liste noch einige Anmerkungen:

«Mein lieber Nathan,
die Chawerim – wie Frau Gerhard, die am besten hingehen soll – bekommen die weiteren Hilfsadressen. Diese sind zuständig für Ha-

zalah (Rettung) hierher, Beschaffung von Nejar (Papiere) für Reise. Sie sollen vor allem, ohne Kessef (Geld) dafür zu nehmen, die Hazalah durchführen.»²⁴

Nur ein einziger aus dieser Gruppe, Manfred Segal, überlebte den Krieg nicht. Das Geld, das Nathan Schwalb schon kurz nach der Ankunft von Jizchak Schwersenz in der Schweiz per Kurier nach Berlin schickte, half den jungen Juden, in der Illegalität zu bestehen.

Mein Vater, Chaim Beck, war Jude und stammte aus Wien. Meine Mutter dagegen war eine deutsche Christin. Sie kam aus einer polnischen Familie. Nach österreichischem Recht musste sie zum Judentum übertreten, da nur Eheleute des gleichen Glaubens heiraten durften. Und weil sie Jüdin geworden war, verbot ihr die eigene Familie das Haus. Dabei hatte mein Vater mit dem Judentum gar nichts im Sinn. Er ergriff vor seinem traditionalistischen Clan in Wien die Flucht nach Berlin. Dort verleugnete er seine jüdische Herkunft und nannte sich fortan Heinrich Beck.²⁵

Vater war Kaufmann. Er handelte unter anderem mit Tabak und Spirituosen. 1923 kamen Myriam und ich auf die Welt. Als wir gross genug waren, nahm Vater uns ab und zu mit zu seinen Kunden. Da gab es unter seiner Kundschaft einen kleinen Kioskbesitzer, Erich Möller. Den belieferte er mit Zigarren. Und immer, wenn Vater seine Kinder mitbrachte, gab der Onkel im Kiosk uns beiden einen Lutscher mit. Dann nickte der jüdische Heinrich, der in Wirklichkeit Chaim hiess, grüsste höflich, verliess den Kiosk und vergass dabei völlig, dass dieser Kioskbesitzer gar nicht wissen konnte, dass Chaim ein Jude war. Möller hätte sonst bestimmt den Lieferanten gewechselt. *Denn es war 1935, und wenige Jahre später sollte Erich Möller als Chef des Judenreferats in die traurige deutsche Geschichte eingehen. Man würde sich kurz vor Kriegsende wiedersehen.*

Zu dieser Zeit besuchte ich immer noch eine deutsche Schule, auf der ich täglich den Spiessrutenlauf erlebte. Unter den sechshundert Schülern befand sich etwa ein Dutzend Juden. Jeden Morgen mussten wir beim Fahnenappell an der Aussenwand des Schulgebäudes stehen, mit dem Rücken zum Hof. Wir Juden sollten nicht mit unserem Anblick die Zeremonie entweihen.

Mit dem Einmarsch Hitlers in Österreich verloren wir 1938 den schützenden Ausländerstatus. Nun schützte uns nur noch der Status der Mischehe. Ausserdem wurde Vater inzwischen beruflich boykottiert. Er hatte nicht mehr genügend Mittel, seinen Kindern eine schu-

liche Ausbildung zu finanzieren. Myriam arbeitete von nun an als Haushaltshilfe, und ich kam in eine Lehre. Wir verloren auch unsere Wohnung in Weissensee und mussten in ein sogenanntes jüdisches Haus ziehen. Die jüdische Gemeinde vermittelte uns eine Wohnung gegenüber unserem Geburtshaus, in der Prenzlauer Strasse in Berlin-Mitte.

Hier traf ich auf Erich Nehlhans. Zusammen mit dessen Familie bewohnten wir dort eine Wohnung im Vorderhaus. Nehlhans wurde nach dem Kriege der erste Leiter der jüdischen Gemeinde in Berlin.²⁶ Die Familie Nehlhans war sehr fromm, und Erich Nehlhans, damals etwa Anfang Vierzig, führte mich in den Kultus des Judentums ein. Von ihm lernte ich die Bedeutung des Twilim-Legens (jüdische Gebetsform, bei der Gebetsriemen angelegt werden) beim Morgengebet und des Gottesdienstes am Schabbes (Sabbat), und ich lernte die Abschnitte der Thora zu lesen.

Mein Vater war über diese Entwicklung sehr unglücklich. Er warf mir vor: ‚Dorthin, von wo ich geflüchtet bin, kehrst du nun freiwillig zurück! Und das in dieser Zeit!‘ Doch die Kontakte seines Sohnes hatten auch etwas Gutes: Um mich vor dem drohenden Arbeitsdienst in den Rüstungsfabriken zu bewahren, schickte er mich zum Palästina-Amt, wo man mir einen Platz im Hachscharah-Kibbuz Skaby vermittelte. Leider gehörte Skaby zur Älteren-Hachscharah, wo zumeist Pro-Forma-Ehepaare um die zwanzig Jahre für die Alijah nach Erez Israel ausgebildet wurden. Im Kreis dieser älteren Zionisten fühlte ich mich isoliert.

Nach den Regeln der Alijah musste ein Auswanderer zwei Jahre auf Hachscharah gehen, bevor er legal oder auch illegal auf die Reise geschickt werden konnte. Da jedoch die Durchführung der Transporte immer schleppender voranging, hatten sich auf Gut Skaby einhundertachtzig Chawerim angestaut, teilweise sogar schon mit Kindern, die auf ihre Alijah warteten. Ich stand also eigentlich ganz unten auf der Liste.

Der letzte Transport von Skaby ging mit der ‚Atlantic‘ unter der Leitung von Ephraim Frank 1940 nach Palästina. Zusammen mit dieser letzten Gruppe setzten sich auch sämtliche leitenden Kader ab. Es war das gleiche Bild wie überall. Doch völlig unerwartet wurde kurz vor der Abreise für mich ein Reserveplatz frei. Zwei Tage, bevor der Transport nach Wien abging, wurde ich ins Jüdische Krankenhaus in Berlin eingeliefert: ein Riss in der Magenwand. Erst drei Wochen später wurde ich entlassen.

Ich entschloss mich, nicht mehr nach Skaby zurückzukehren. Vom Arbeitsamt wurde ich zur Depago in Lichtenberg vermittelt, der

grössten Kartonagenfabrik Berlins. Dort lernte ich den Chawer Erwin Tischauer kennen, der eine Gruppe des Hechaluz in Berlin leitete. Ihm schloss ich mich an.

Die Chaluzim Berlins waren in Gruppen aufgeteilt, die etwa fünfzehn bis zwanzig Leute umfassten. Sie hatten untereinander rege Kontakte. All diese Gruppen waren illegal. Die Mitglieder und Führer waren junge Juden, die im jüdischen Arbeitsdienst standen, Chawerim, für die in den Hachscharah-Kibbuzim kein Platz mehr war oder die enttäuscht ausgestiegen waren.

Ein solches Hechaluz-Treffen führte zum Eklat zwischen mir und meinem Vater. Meinen Weggang nach Skaby hatte er zwar wohlwollend geduldet, aber nicht meine zionistischen ‚Umtriebe‘ in Berlin. Er wusste, dass Skaby legal war, die Gruppentreffen Erwin Tischauers jedoch nicht. Denn es gab ein Versammlungsverbot für Juden. Dennoch hatte ich die eigene Gruppe und Chawerim aus Gut Neuendorf wiederholt in unsere Wohnung eingeladen. Gemeinsam wollten wir den Geburtstag von Byalik und Herzl feiern, es war der 2. Mai 1941.

Als die dreissig Chawerim nach einigen Stunden die Wohnung verlassen hatten, platzte Vater der Kragen. Kreideweiss stürzte er in mein Zimmer, wo die Bilder der beiden grossen Zionistenführer an der Wand hingen. Mit einer Schere zerstörte er die beiden Porträts und brüllte mich an: ‚Solange du einen jüdischen Vater und eine christliche Mutter hast – vergiss nicht: deine christliche Mutter hält uns – wirst du solche zionistischen Götter nicht anbeten! Sonst werde ich andere Schritte ergreifen müssen!‘

Ich weigerte mich, mit meinen Eltern über diesen Vorfall zu diskutieren, und spielte den Überlegenen, auch dann noch, als Vater mir erzählte, dass ihn die polnische Portiersfrau im Hause gewarnt hatte. Sie hatte ihm ihren Eindruck geschildert, da oben in seiner Wohnung hätte sich wohl eine jüdische Zelle etabliert, und er solle bloss aufpassen, dass dies niemand merke.

Bei einem der Treffen zwischen der zionistischen Gruppe Erwin Tischauers und anderen Gruppen lernte G ad Beck den Jugendführer Jizchak Schwersenz kennen. Im Laufe des Jahres 1941 gewann er mit der Zeit das Vertrauen der verschiedenen Jugendführer und Kollegen von Jizchak Schwersenz. Er galt als engagiert.

Auf die Jugendlichen des Hechaluz in Berlin kam neben der Zwangsarbeitsverpflichtung eine wichtige Aufgabe zu, die einen engagierten Einsatz rund um die Uhr verlangte. Denn aus der Provinz strömten Hunderte von Jugendlichen seit den Deportationen des Jahres 1941 nach Berlin, die dort vom Hechaluz in die Bathe Haluz, soge-

nannte Pionier-Häuser, eingegliedert und betreut werden mussten. Hier wurden sie für die erhoffte Ausreise nach Palästina umgeschult und betreut.

Zu den Hachscharahlagern des Hechaluz rings um Berlin hielt die Berliner Stadtgruppe des Hechaluz regen Kontakt. Häufig bekamen wir Besuch aus Gut Neuendorf oder Gut Winkel. Durch einen dieser Besuche lernte ich ein gleichaltriges Mädchen kennen, die sich schon seit 1939, allein auf sich gestellt, mit ihrer kleinen Schwester durchgeschlagen hatte: Karla Wagenberg.

Karla hatte im Lager Neuendorf die gleiche Aufgabe, die ich in Berlin für einige Gruppen des Hechaluz übernommen hatte, nämlich die Leitung und Führung der Korrespondenz mit der Aussenwelt: So mit Gruppen, die Zwangsarbeitseinsatz hatten, wie die von Aron Menscher in Wien, die in einer Holzfabrik in den Bergen arbeiten musste; eine weitere Gruppe war bei Nordhausen im Einsatz, lauter Mädchen aus Österreich; sodann die verschiedenen Hachscharahplätze im Reich und natürlich Genf, Nathan Schwalb. Mindestens fünfzig solcher Adressen hatten Karla und ich zu betreuen.

Der regelmässige Postverkehr, der in teilweise kodierter Sprache durch unsere Hände ging, machte uns zu den bestinformierten Chawerim im Raum Berlin. Von Schwalb aus Genf zum Beispiel bekamen wir Rundschreiben. In diesen Zirkularen berichtete er über die Lage der Bewegung in Europa und über die Entwicklung in Erez Israel. Für uns Jugendliche waren solche Berichte über unser verklärtes Ziel Palästina eine der wichtigsten psychologischen Stützen. Während wir zur Zwangsarbeit verpflichtet waren, umgeben von einer feindlichen Umwelt lebten und unsere eigene Alijah plötzlich in weiter Ferne war, mobilisierten Nachrichten aus ‚Erez‘ neue Kräfte und Widerstandswillen.

So erfuhren sie in einem Brief von Schwalb vom 16. September 1941, dass die Führerin der Jugend-Alijah in Palästina, Henriette Szold, drei Jugendgruppen der palästinensischen Jugend, «die arm ist und keine Möglichkeiten hat, erzogen zu werden und Bildung zu erlangen, in verschiedenen Wirtschaften» des Landes hatte integrieren können. Sie erfuhren Neues von den Kwuzoth (kleinere Form des Kibbuz) und über die Situation der Kibbuzwirtschaft der jüdischen Gemeinschaft. Nathan Schwalb schloss diesen Bericht mit den Worten:

«Wir stehen am Rande des jüdischen Neujahres. Das verflossene Jahr war ein schweres für uns alle und für jeden Einzelnen. Es war aber auch ein Jahr voller gemeinsamer Anstrengungen in unserem

Aufbaulande sowie in unserem Leben in der Golah. In diesem Sinne wünsche ich Euch allen, liebe Chawerim, im Namen unserer Hista-druth und in meinem viel Erfolg, eine zuversichtliche Zukunft, viel Arbeit und Alijah! Herzlichst Schalom! Nathan S.»²⁷

Einen Monat später rollten die ersten Züge mit Berliner Juden in Richtung Osten.

Im August 1942 kam ein Brief aus der Schweiz zu uns ins Haus. Da meine Mutter Christin war, war unsere Wohnung eine wichtige Kontaktadresse für Nathan Schwalb. Ich sah den Brief auf dem Küchentisch liegen und öffnete ihn, obwohl ich wusste, dass er für Alfred Selbiger, den Leiter des Berliner Hechaluz, bestimmt war.

In eindringlicher Weise warnte Schwalb davor, dass sich Chawerim einzeln oder geschlossen nach dem Osten transportieren liessen. Nathan Schwalb rief die Hechaluzführung auf, das möglichste zu tun, um der Deportation durch Flucht und Widerstand zu entgehen. Dieser Brief war pures Öl, geschüttet in die feurigen Debatten der Hechaluzleitung in Berlin, wie man sich verhalten sollte, wenn es soweit war.

Ich eilte mit diesen Zeilen zu Lotte Kaiser, einer Hechaluz-Mitarbeiterin, die die Post weiterleitete, die bei mir für Alfred Selbiger ankam. Als wir über den Brief sprachen, stellte Lotte plötzlich eine unvermutete Frage: ‚Meinst du, man könnte Aron in Berlin verstecken?‘ Lotte hatte ihren Verlobten, Aron Menscher, aufgefordert, sich nach Berlin abzusetzen, bevor er aus Wien deportiert werden würde. Gemeinsam mit ihm wäre sie bereit gewesen, als erste aus dem Führungskreis des Hechaluz in die Illegalität zu gehen. ‚Ich weiss nicht. Möglich ist vieles. Aber es hat noch keiner von uns ausprobiert. Ich glaube, der einzige, der mit dem Gedanken spielt, ist Jizchak‘, antwortete ich.

Als wir uns verabschiedeten, meinte Lotte: ‚Wir werden dies alles in der Leitung diskutieren müssen.‘ Was Lotte nicht wusste oder nicht wahrnehmen wollte, war, dass Aron Menscher niemals seine letzten um ihn gescharten Schüler, mit denen er nach Auflösung der Jugend-Alijah-Schule in Wien zusammen in den Arbeitsdienst gegangen war, verlassen hätte.

Vater hatte längst aufgegeben, gegen die Umtriebe seines Sohnes zu protestieren. Wieder hatte ich eine Versammlung in seinen vier Wänden einberufen. Diesmal aus traurigem Anlass. Die Reichsvereinigung hatte offiziell den Tod von Alfred Selbiger und sieben anderen Mitverhafteten bekanntgegeben. Sie waren als Geiseln

erschossen worden für die zwanzig Personen, die nicht zum grossen Gemeindetransport erschienen waren. Der Iskor (Gedenkfeier) wurde bei mir einberufen. Die letzten Leiter des Hechaluz erschienen, Sonja Okun, die die Leitung übernahm, und Lotte Kaiser, die die Trauerrede hielt. Es war ein leiser Aufschrei, als sie alle summten: ‚Im eschkachech jeruschalaim, tischkach jemini – Wenn ich Dein vergesse, Jerusalem, verdorre meine Rechteb

Und dann sagte Lotte Kaiser, in Tagen gealtert, mit verbitterter Miene: ‚Nicht nur einer hier ist unter uns, der ihn verraten hat. Es haben ihn alle verraten, alle unter uns und alle anderen, die dafür plädiert haben, in die Illegalität zu gehen. Die von Hazalah reden und nicht wissen, was sie daherquatschen, von Untertauchen faseln und uns alle damit nur in den Tod treiben werdens Abrupt brach sie ab. Keiner widersprach ihr in diesem Augenblick.

Diese Worte hatten auch mir gegolten. Lotte hatte vergessen, was sie mich noch ein Vierteljahr zuvor gefragt hatte.

Ich setzte mein Leben fort wie bisher, ich traf die Jugendgruppe und dachte ans Untertauchen, wenn's soweit wäre. Denn keiner von uns Mischlingen hat je gedacht, uns würde nichts geschehen. Schliesslich fühlten wir, dass wir von den Nazis nicht gebraucht wurden.

Am 26. Februar 1943 bekamen wir die Nachricht, wir sollten uns am nächsten Tag beim Jüdischen Arbeitsamt melden. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete ich in einem landwirtschaftlichen Betrieb. Wir kapierten das natürlich nicht, denn wir wurden ja da benötigt. Ich zog mich also fein an, Breeches, Knobelbecher und ein Parka aus Fallschirmseide, den hatte ich von irgendwelchen Tanten bekommen. Für einen Juden sah ich toll aus. Ich kam also zum Arbeitsamt und wurde aufgefordert, durch eine Tür zu gehen. Ich ging durch, und da stand der Wagen. Es war der Tag der Fabrik-Aktion. Ich war verhaftet.

Meine Schwester wurde bei Siemens verhaftet, mein Vater wurde ebenfalls ins Arbeitsamt beordert und dort auf den Wagen geschickt. Das ging alles sehr zivil, mit Berliner Schnauze zwar, aber nicht brutal.

Dann hielt der Wagen plötzlich und ein Mann kam und fragte: ‚Wer ist ein Mischling ersten oder zweiten Grades? Aber dass mir hier nicht gemogelt wird!‘ Und so wurden wir Mischlinge dann nicht mit den anderen Juden zusammengepfercht, sondern kamen ins Lager Rosenstrasse. Da trafen wir uns alle wieder. Von diesem Augenblick an war mir klar, es wurde eine Auswahl getroffen. Deshalb hatte ich jetzt auch keine Angst mehr. Sie machten Unterschiede. Die meisten anderen allerdings sahen das nicht so. Die waren erschüttert und ent-

nervt. Ich stiess im Lager sofort auf einen alten Bekannten, den ich damals schon als Gestapo-Spitzel verdächtigt hatte, der war zur jüdischen Lagerleitung abkommandiert worden. Der machte mich gleich zum Ordner, und ich bekam 'ne Binde.

Verhaftet wurden am Tage der Fabrik-Aktion auch jene Juden, die auf der Schutzliste Görings standen. Bei jedem Verhafteten, der ins Sammelager Grosse Hamburger Strasse kam, wurde kontrolliert, ob er etwa zu diesen 200 Juden gehörte, die unter dem persönlichen Schutz des Reichsmarschalls standen. Auch in der Rosenstrasse befanden sich an jenem Tage solche «Schutzjuden». Gad Beck verbrachte die erste Nacht im Lager in Gesellschaft eines solchen Auserwählten.

Das waren Juden, die in den Hermann-Göring-Werken zum Beispiel in der Forschung tätig waren. Dieser Mann arbeitete dort als Chemiker und lebte in seiner eigenen Villa in der Heerstrasse. Er wurde jeden Morgen im Wagen abgeholt, zur Fabrik chauffiert, jeden Nachmittag zurück, Frau und Kinder total geschützt. In dieser Nacht erzählte er mir über die letzte Reise, die sie gemacht hatten, in den Schweizer Tessin. Eine total andere Welt.

Draussen standen die Frauen, jeden Tag. Ich sah meine Mutter, ich sah meine Tanten. Ich holte Pakete rein. Die warfen die Pakete auf einen bestimmten Platz, und wir holten sie rein. Ich winkte, ich konnte mit ihnen sprechen. Und kein Widerstand seitens der SS. Aber auch nicht einer stand da.

Gads Schwester Myriam erlebte die Rosenstrasse etwas anders:

«Das Lager war völlig überlagert mit Menschen. Und zwischendurch hat man immer Leute herausgeholt und Panik gemacht zwischen den Menschen. Unten war diese Demonstration. Ich kann mich noch heute erinnern. Auf einmal ist die SS reingekommen. Und wir sind gesessen einer am anderen in einem dieser Klassenzimmer. Das Lager war ja früher eine Schule gewesen. Sind sie reingekommen und haben gesagt: Von diesen Zimmern werden Zettel rausgeschmissen, um die Leute draussen zu benachrichtigen. Zur Strafe müssen jetzt soundsoviel in den Bunker. Nur um Panik zu machen. Und keine Toilettenmöglichkeiten. Furchtbar, furchtbar.»²⁸

Eine Woche nach ihrer Inhaftierung wurden die meisten Häftlinge aus der Rosenstrasse entlassen.

Die Rosenstrasse war also erledigt. Etwa 1'000 Mischlinge und Mischehpartner waren freigelassen worden. Die Firma Wählisch übernahm achtzig Prozent dieser Leute und setzte sie beim Abriss ein. In

den Tagen der Fabrik-Aktion waren fürchterliche Bombardements der Engländer über Berlin niedergegangen. Der Chef, Richard Wählich, kein Parteigenosse, profitierte von einer Abrissinstitution, wie man sich das heute gar nicht vorstellen kann, der Zentralstelle für fliegergeschädigte Gebäude. Die brauchten Fachleute und Fachfirmen, denn man konnte fachmässig aus bombardierten Häusern ein Vermögen machen, indem man sie ausschachtete. Ich bekam von Wählich schon bald eine Arbeit im Büro. Dort blieb ich bis Juli.

Von Anfang an hatte ich Kontakt zum Chug Chaluzi. Für Jizchak und Ewo überrredete ich eine Mischlingsfamilie namens Löwensteinde Witt, die ich auf dem Abriss kennengelernt hatte, dem Kreis zu helfen – denn Mischlinge waren ja für uns die bequemsten Helfer, sie fühlten mit uns. Das war so eine verrückte Familie, aber ohne Verrückte hätte man nichts machen können.

Im Sommer verschaffte mir Wählich eine neue Arbeit auf einem Schuttablageplatz für Schiffe im Westhafen. Dort gab es eine Bretterbude, und für die bekam ich einen Schlüssel. Dort besuchte mich Rudi Bernstein, auch ein Mitglied des Chugs. Und ich offerierte ihm diese Bude für den Chug als illegales Quartier. Bis zu dieser Zeit hatte ich schon Zvi und Poldi bei uns zu Hause auf dem Boden beherbergt. Das ging so lange gut, bis unsere polnische Hauswirtsfrau meine Mutter mal beiseite nahm und ihr sagte, sie solle doch zumindest darauf achten, dass über Tag da oben keine Betten rumlägen. Die beiden haben ewig vergessen, ihr Zeug wegzuräumen. Und fürs ganze Haus musste offensichtlich sein, dass auf den Böden irgendwas nicht ganz Koscheres ablief.

Ich war dem Chug Chaluzi also als Helfer verbunden. Eigentlich hatte ich eigene Pläne. Dieses pfadfinderische und religiöse Brimborium, mit dem Jizchak die Gruppe ausstaffierte, lag mir nicht. Ich fand das überflüssig. Und ich kannte zu diesem Zeitpunkt schon andere Illegale, die mit dem Chug nichts zu tun hatten, die aber auch Hilfe brauchten.

Jizchak bekam im Hause meiner Mutter seine letzte Mahlzeit vor der Flucht, grüne Bohnen, dann verschwand er. Um dieselbe Zeit wurde Zvi verhaftet, der ebenfalls seine Flucht vorbereitet hatte. Ihm fehlten noch fünfhundert Mark für die Finanzierung. Ich organisierte eine Aktion zur Befreiung. Ich wusste, dass mit Zvi noch weitere Freunde der Gruppe im Bunker des Sammellagers Grosse Hamburger Strasse sassen, nämlich Abraham Zajdmann sowie seine Kinder Moritz und Esther.

Frau Zajdmann informierte meine Schwester, in welcher Zelle die Freunde sassen. Myriam und ich schlenderten durch die Grosse Ham-

burger und entdeckten Luftschächte über den Bunkerzellen zu ebener Erde am Bürgersteig, vergittert. Meine Schwester liess dann Werkzeuge, Feilen und ähnliches – möglicherweise hatte auch das Frau Zajdmann besorgt – beim Vorübergehen in diese Schächte fallen.

Es war leider der falsche Schacht. Die Gruppe war in einer Zelle zum Hof untergebracht worden. Sie fand einen eigenen Weg zum Ausbruch.

Wir tauschten Kassiber aus und ich wusste, dass sie planten, in der letzten Woche des Jahres auszubrechen, oder in der ersten Woche 1944. Und wir wussten auch ganz genau, es hängt davon ab, wann Bomben fallen. In der Silvesternacht nutzten sie einen geradezu infernalischen Bombenangriff und flüchteten. Wieder durch Frau Zajdmann erfuhr ich, dass Zvi, Abraham und Moritz tatsächlich entkommen waren, dass aber Esther die Flucht nicht geschafft hatte.

Ich wusste, Zvi würde zunächst versuchen, bei seiner Tante Grünberg in Blankenburg unterzutauchen. Ich verabredete mich mit Zvi des Nachts an einer Bushaltestelle in Pankow. Als ich da wartete, stiegen ein paar Leute aus, aber nicht Zvi. Ich ging traurig weg, und vor mir lief ein alter Mann mit Hut und einem langen Mantel. Plötzlich stellte der sich in einen Hausflur. Ich sah hin – es war Zvi. Er sah aus wie ein sechzigjähriger Mann, vom Gesicht total fertig, Mund ohne Zähne. Er hustete stark, er hatte offene Tbc, wohl durch den Aufenthalt im Winter in dieser Laube, wo er verhaftet worden war.

Eines Tages bekamen wir Besuch vom jüdischen Gestapo-Spitzel Rolf I. Der war von Dobberke auf Zvis Spur gehetzt worden und hatte ein Kassiber gefunden, aus dem hervorging, dass Zvi mit meiner Schwester Kontakt hatte, als er noch sass. Darin stand, dass sie sich für den Fall der Flucht am Rosenthaler Platz verabredet hatten. Nun war Zvi geflüht, und Rolf I. besuchte uns und stellte sich als Gestapo-Angehöriger vor. Myriam musste dann mehrmals mit ihm zum Rosenthaler Platz – aber Zvi kam nicht, der war ja bei seiner Tante. Wir warnten ihn natürlich.

Etwa im April 1944 kam aus der Schweiz ein Kurier von Nathan Schwalb, ein Juwelier G., der im diplomatischen Kurierdienst der Schweiz tätig war und regelmässig zwischen Berlin und der Schweiz pendelte. Ich war nicht zu Hause. Doch er erwischte meine Eltern und überreichte ihnen ein Couvert mit einem Brief und 120'000 Reichsmark. Mein Vater musste zählen und quittieren. Am nächsten Tag hatte ich dieses Geld in der Hand – und in einem solchen Augenblick ändert sich dein ganzes Lebensgefühl, dein gesamtes Bewusstsein. In dem beigegefügt Brief standen so viele Adressen, so viele Namen, wo

kontaktiert und geholfen werden musste, ich brauchte zehn bis zwölf Tage, bis ich ihn überhaupt entschlüsselt hatte.

Nun war mir klar, jetzt fängt die Sache an. Denn inzwischen wusste ich ganz genau, wir gehen alle kaputt, wenn wir keine Gelder haben, denn zusammenbetteln für Fluchten, wie Jizchak das machen musste, das hätte nie geklappt, zumal wir inzwischen viel mehr geworden waren. Der Chug hatte sich ja vergrössert. Für mich kam jetzt Hilfe nur für jene in Frage, die ursprünglich Hechaluz-Mitglieder waren, oder für die Menschen, die ich für den Chug Chaluzi heranzog. Von jetzt an gab es eine ganz bestimmte Disziplin. Alle mussten sich dieser Disziplin unterwerfen. Denn nun waren sie politisch betreut. Ich vollzog etwas, was vorher nie festgelegt war: Die Zugehörigkeit zu einem Bekenntnis – wir, die wir nach Zion streben, jüngere, ältere, wir haben das Glück, dass man uns von Genf aus betreut in dieser Situation.

Am 20. April bestätigte Gad Beck dem Genfer Hechaluzchefden Empfang des Kuverts, in dem sich ausserdem noch ein südamerikanischer Schutzpass – von San Salvador – für Edith Wolff befunden hatte. Mit diesem Pass hätte für Ewo die Chance bestanden, in ein Zivilinterniertenlager zu kommen. Aber Ewos Mutter hat nicht den Mut gefunden, dieses Dokument der Gestapo vorzulegen. Sie fürchtete, der Schutzpass könnte ihrer Tochter eher schaden als nützen.

«Deinen lieben Brief habe ich ganz gut verstanden und sofort unsere liebe Studienrätin (Bertha Gerhardt) besucht, damit sie mir in einigen meiner täglichen Sorgen zur Seite steht. Auch mit Herberts Kindern (den letzten Mischlingen im Arbeitsdienst) habe ich meine Post fortgesetzt und Deine Grüsse und Bitten mitgeteilt. Liebes Schwälbchen, wir wollen Dich nicht enttäuschen, denn wir erkennen Jeziah (Flucht) als einzige Medizin für starken Blutverlust an. Deshalb konsultierte ich Frau Dr. W. (Ewos Mutter). Sie ist sofort mit Ediths Gesundheitsamt (Botschaft von San Salvador) in Verbindung getreten, damit diese recht bald als geheilt entlassen wird (aus dem KZ in ein Zivilinterniertenlager entlassen wird). Mit unserer alten Studienrätin bin ich gerade heute zusammen gewesen. In ihrer grossen Güte will sie alle ihre alten Schüler (Illegale in Berlin sowie in die Schweiz Entkommene) zusammenführen. Ich glaube, weil es so viele Chemiker (Illegale) gibt, dass zuerst dieselben untergebracht werden müssen und dann ich und alle Halbgebildeten (Mischlinge) drankommen können.»²⁹

Kurze Zeit darauf bestätigte Jizchak Schwersenz im Namen von Schwalb die Verantwortlichkeit von Gad Beck für die Untergrundgruppe des Hechaluz:

«Mit Hilfe des lieben Nathan, der auch so froh war über Euren Brief, wird nun alles, was wir uns vornahmen, so Gott will, gelingen. Hätten wir nur schon früher, als wir noch alle unsere Jugend-Alijah, den Makkabi Hazaiz und die Chaluzim hatten, auf ihn gehört! (...)

Dein Vorschlag, Gerd, erfreute mich. Du warst im Chug schon seitens der Chewrah verantwortlich. Du sollst es jetzt voll sein, solange es geht und richtig ist. (...) Handelt im Sinne der Tnuah (Bewegung)! Sie wartet auf Euch. Haltet die Verbindung mit allen der letzten Reschima (Liste). Unser lieber Nathan wird neue Angaben geben. Erst Hazalah für Chemiker, dabei erst Chawerim. Dann alle Laboranten-Chemiker (andere illegale Juden) und dann die Halbgebildeten (Mischlinge), doch auch da erst die dringenden Fälle. Doch all das müsst Ihr selbst entscheiden. Ihr beide (Gad und Myriam) sollt dann für alle Fälle Njar (Pass) wie Ewo erhalten.

Bei Else Sz. und Elisabeth werdet Ihr noch Chemiker finden. Vor allem will Nathan, dass allen Hazalah (Hilfe) gegeben wird, ob Chawerim, ob nicht, es ist unsere Pflicht! Uns fordert die Stunde.. .»³⁰

Durch verschiedene Verbindungen hatten wir seit Mai 1944 ein festes Quartier in Berlin Reinickendorf in der Oudenharder Strasse. Diese Wohnung gehörte einem deutschen Ingenieur, Dr. Dreyer, der für die amerikanische Firma Bells in Berlin arbeitete. Für zahlreiche Mitglieder des Kreises wurde die Oudenharder Strasse zur gelegentlichen Fluchtburg, für mich und Zvi war sie so etwas wie das Hauptquartier des Chug. Hier wurde ein Teil des Geldes aufbewahrt. Der grössere Teil war dem Vater von Hans Löwenstein-de Witt anvertraut worden, den ich zum Kassenwart bestimmt hatte, denn als Finanzkaufmann war er vom Fach. In der Oudenharder Strasse wurden aber auch alle Lebensmittelpakete und Medikamente gelagert, die aus der Schweiz zunächst an die Deckadressen in Berlin geschickt worden waren. Sechs bis sieben Personen konnten zugleich in dieser Wohnung übernachten, es gab eine Küche und einen grossen Keller, das Ganze für 28 Mark Miete im Monat.

Einen Steinwurf weiter, keine fünf Minuten entfernt, waren in der Iranischen Strasse das jüdische Krankenhaus und das Sammellager für aufgegriffene illegale Juden untergebracht, seitdem das Lager in der Grossen Hamburger Strasse eine andere Verwendung bekommen hatte. Auch die Iranische Strasse stand unter dem Kommando von SS-Hauptscharführer Dobberke.

Von Schwalb hatte ich ein Paket mit Kleidung, Schuhen und einer Schweinsledertasche geschickt bekommen. Damit konnte ich mich als Angestellter der Schweizer Botschaft ausgeben. Über den Kurier G. hatte ich dort einen Kontaktmann, der mir bei Nachfragen den Rücken

freihielt. Ausserdem hatte ich mir auf dem Schwarzmarkt einen Pass gekauft, von einem Juden, der aus dem Osten stammte, Günther Kaplan.

Mit diesem Namen begann ich nun meine Aktivitäten zur Vorbereitung einer Gruppenflucht. Zunächst ging ich zu Unteroffizier Strunck in die Augsburgers Strasse. Doch da, wo er wohnen sollte, ragte nur ein Stück Mauerwerk wie ein hohler Zahn in die Höhe. Strunck war ausgebombt. An der Wand fand ich einen Zettel mit seiner neuen Unterkunft.

Strunck kam mir gegenüber schnell zur Sache. Er verlangte pro Flüchtling 8'000 Mark und schlug eine Gruppenflucht vor. In Munitionskisten versteckt sollten 17 illegale Chaluzim an die Schweizer Grenze gebracht werden. Zunächst besorgte Strunck für 22 Mitglieder des Chug Arbeitsausweise vom Fliegerhorst Staaken.

Am 26. Mai schrieb Gad Beck in die Schweiz:

«Der Gesundheitszustand meiner Kleinen macht mir grosse Sorgen. Aber Dr. Augsburg (Strunck) hat mir versprochen, sie alle auf einmal zu sich in die Klinik zu nehmen (Gruppenflucht). Er rechnet, dass in ca. 14 Tagen die Betten frei werden und er dann gleich mit der Behandlung beginnen kann. Ich wollte erst die Jungen einliefern, schicke aber nun auf Anraten des Arztes gleich alle Kinder, da sie ja den Ansteckungskeim in sich tragen und so nur eine Gefahr bedeuten würden. So sind sie alle auf einmal in Behandlung und mit Gottes Hilfe sind sie in drei Wochen gesund (in der Schweiz). Dann komme auch ich endlich zur Ruhe. Nur kannst Du Dir vorstellen, was so ein Klinikaufenthalt kostet? 8 Al (8'000) zahle ich pro Tag für die Kerlchen. Übrigens wird Dich ein alter Bekannter demnächst besuchen (Kurier). Nimm ihn bitte freundlich auf. Wenn Onkel Kaspi (Geld) ihn mit halb so viel Liebe bewirten wird wie mich damals in den Ferien, wird er sicher zufrieden sein (wir benötigen nochmals 60'000 Mark.) Unsere liebe Studienrätin lässt herzlich grüssen, sie kommt jetzt auch zur Ruhe, da ihre 17 Zöglinge demnächst Berlin verlassen.

Also, Lieber, erbitte Gottes Hilfe für die Gesundung meiner Kleinen und denke besonders in 14 Tagen an mich, wenn die Kinder den Weg in die Klinik antreten.»³¹

In einem «Bericht zur Lage» schildert die illegale Gruppe die Situation in Berlin kurz vor der geplanten Flucht. Diesen Bericht nahm Kurier G. mit nach Genf.

«Gad hat es übernommen, alles selbst zu bearbeiten, da die Vorsichtsmassnahmen es verbieten, alle Chawerim mit Details zu belasten. Gad setzt alle Chawerim von der eventuellen Möglichkeit in

Kenntnis (Flucht). Es beginnt eine beinahe «normale», an frühere Zeiten erinnernde Aktivität. Fünf Chawerim – Mordechai, Amnon, Barak, Kurt und Schuschanna – kommen mit uns Berliner Chawerim in Kontakt. (Sie waren die letzten Mischlinge, die im Arbeitseinsatz bei Neuendorf arbeiteten.) Wie ungeheuer wichtig für uns Berliner Chawerim das Zusammenkommen mit den Neuendorfern ist, kann man nur verstehen, wenn man die gegensätzlichen Welten beider Gruppen kennengelernt hat. Hier gesundes, produktives, arbeitsreiches Leben auf dem Lande, dort illegales, schmutziges Herumbummeln, ein Vegetieren mit nervenaufreibenden kleinen Zwischenfällen, die immerhin den Kopf kosten können.

Gad hat erklärt, er nimmt alle Chawerim laut Reschima (Liste) in die Angelegenheit Jeziah (Reise), und muss bei näherer Bekanntschaft der Bedingungen doch eine sehr schmerzliche Auswahl treffen.

Der Ausführende des Planes (Strunck) verlangt von Gad, dass alle die Menschen, die man ihm vorstellt, von Gad als zuverlässig und fähig befunden werden. Die Dummheit eines kann das Misslingen des Ganzen und damit den Tod zwanzig anderer bedeuten. Arje, Reuben, Margot, Meir werden zur Seite gestellt. Suschka und Bibi wegen technischer Schwierigkeiten extra behandelt. Eva konnten wir nicht erreichen. Mosche lehnt diesen Derech (Weg) für sich ab. Mit Hilfe der Kaspis können wir unsere getauchten Chawerim, zu denen nun auch Gad und Myriam gehören, eine menschliche Behausung gewährleisten. Ja, zum Teil können sich unsere Chawerim etwas erholen, und wie wichtig eine nervliche Erholung für unsere Menschen ist, kann man noch nicht in der ganzen Wichtigkeit erkennen, nur – man ahnt es.

Wir können jetzt nur hoffen und glauben, dass unser Plan gelingt, aber eines wissen wir, eine Chewrah (Gruppe) sind wir in all den Kämpfen geworden, die auch für spätere Zeiten ein geschlossener Block sein wird.»³²

Doch nun wurde Gad von Unteroffizier Strunck Woche um Woche getröstet. In der Schweiz wurde man unruhig. Schwersenz schrieb: «Onkel Joachim wartet so sehr auf seine Kinder, und der Gute versteht auch nicht, warum sie nicht gekommen sind. »³³ Doch dafür gab es Gründe, sehr konkrete sogar:

Eines Tages traf Frau Löwenstein-de Witt rein zufällig eine alte Bekannte. Die erzählte ihr eine merkwürdige Geschichte. Sie war seit einiger Zeit illegal und hatte mit ihrem Mann zusammen ihre Flucht vorbereitet. Dabei hatte sie Kontakt zu einem Mann bekommen, der bei der Wehrmacht tätig war und Fluchten an die Schweizer Grenze

organisierte. Vor einigen Tagen war sie mit ihrem Mann mit dem Fahrrad in die Wälder nördlich von Berlin gefahren, um diese Flucht anzutreten. Es war eine Gruppenflucht, und sie wären in Munitionskisten verstaut mit der Bahn bis an die Grenze gebracht worden.

Wie verabredet fuhren sie in einen Wald nördlich von Berlin, mit dem Fahrrad. Aber sie kamen zu spät. Ein Lastwagen fuhr mit den übrigen Flüchtlingen los. Sie schrien und winkten. Ergebnislos. Sie radelten dem Laster hinterher, was sie aber bald aufgaben, als sie merkten, dass sich der Transport in Richtung Oranienburg bewegte, und dort lag ja bekanntlich das KZ Sachsenhausen. Ich musste also nun damit rechnen, dass Strunck ein Doppelagent war und mal für die eine und mal für die andere Seite arbeitete.

Am 2. Juni schickte Gad Beck per Kurier folgende Nachricht an Nathan Schwalb:

«Nachdem wir zunächst grosse Hoffnungen auf Freund Augsburg gesetzt hatten, hat sich leider gezeigt, dass dieser durchaus unzuverlässig und nicht im Stande ist, uns auch nur mit einiger Sicherheit auf den Weg zu bringen. Leider hat er uns dieses bisher bewusst verschwiegen, sogar immer das Gegenteil behauptet, bis wir einwandfreie Beweise seiner Unaufrichtigkeit in den Händen hatten. Wenn ich von Euch keine neuen Direktiven erhalte, bleibt uns nur noch eine kleine Zuflucht.

Von unseren Neuendorfern muss ich berichten, dass, wenn wir nicht bald eine Möglichkeit der Jeziah für sie finden, werden sie vom Arbeitsdienst eingezogen (Organisation Todt). Zvi hat auf Anraten des Arztes unbedingten Klimawechsel nötig. Sonst möchte ich nur erwähnen, dass sich hier die Dinge immer mehr zuspitzen. (...)

Der Schaliach wird Euch über alle Einzelheiten in Kenntnis setzen, und hoffen wir vor allen Dingen, dass Ihr ab und zu nach Möglichkeit Schaliach zu uns schickt, denn nur so können wir Euch auf dem Laufenden halten. Mit allen Freunden stehe ich in engster Verbindung, mit Breslau und Nordhausen, und alle unsere Chawerim stehen ihren Mann, wie es unsere grosse Aufgabe von jedem fordert. Also, liebes Schwälbchen, ich kann Dir jetzt nicht die einzelnen unsagbaren Schwierigkeiten so schreiben. Es gibt keine Idealisten, und fast alle jagen nur nach dem Kaspi.

Manchmal bin ich sehr verzweifelt. Unsere ganz jungen Chawerim in diesen Derech zu schicken, ist eine sehr, sehr grosse Verantwortung. Unterschätze das bitte nicht. Es handelt sich nicht, wie bei Joachim, um einen Erwachsenen, sondern um blutjunge Menschen. Sei auf diesem Wege für heute herzlichst gegrüsst, und drücke ich Dir im Geiste die Hand, unseren Gruss wie einen Schwur sprechend

– Chasak weemaz, lehitraot bacherut – bleiben wir stark, auf Wiedersehen im Lande! Dein Gad»³⁴

Doch schon am folgenden Tag hatte sich die Lage wieder verändert. Gad Beck erfuhr, dass an der Schweizer Grenze ein Fluchtversuch gründlich gescheitert war:

«Unser gestriger Bericht ist heute schon wieder überholt, da Freund Augsburg sich zur Zeit in höchster Gefahr befindet durch die Aussagen einer bereits festgesetzten Frau Brandt und den gleichfalls festgesetzten Werner Kristella. Frau Brandt ist auf dem Wege zu Euch festgenommen worden und hat durch ihre Aussagen Freund Augsburg und sämtliche von uns erreichbaren Grenzer kompromittiert. Wir wissen nicht, wo sich Augsburg zur Zeit befindet.

Also, die von ihm erhaltenen Ausweise sind durch die Aussagen der Frau unbrauchbar geworden. Die Beziehungen zur Grenze sind völlig unterbrochen bzw. aufgehoben worden. Frau Meyer im Grünewald befindet sich wahrscheinlich in der gleichen Lage wie Frau Brandt.

Wir können von hier gar nichts unternehmen und waren schon recht trostlos darüber. Nun macht uns aber Schaliach darauf aufmerksam, dass eventuell eine Möglichkeit bestünde, von Euch Ausweise/Pässe zu erhalten, wodurch uns eine Fahrt bis zur Grenze möglich würde. Sollte dies der Fall sein, so wäre uns natürlich schon sehr wesentlich geholfen. Vielleicht ist es Euch auch möglich, uns Adressen nachzuweisen von Leuten, die uns bei Gwul (Grenzübertritt) weiterhelfen. Gebt uns dann bitte auch eine genaue Anweisung über den Gebrauch der Pässe. Unsere bereits zu Euch gekommenen Freunde sind doch fast alle ähnliche Drachim (Wege) gegangen und müssten doch Adressen wissen.»³⁵

Und dann hielt es Gad Beck für angebracht, Nathan Schwalb – und damit Saly Mayer – zu erläutern, was mit dem bisherigen Geld geschehen war. Für 22 nun unbrauchbar gewordene Pässe hatte er 66'000 Mark an Strunck gezahlt. Um die Deportation von Werner Kristella zu verhindern, wurde die Gestapo bestochen. Hierfür waren 18'000 Mark nötig. Und für Fahrten, Spesen und den Unterhalt der Untergetauchten waren seit April 113'000 Mark draufgegangen. Von den bisher 265'000 Mark, die Nathan Schwalb nach Berlin geschickt hatte, waren also noch 69'000 verfügbar. Gad beendete den Brief:

«Nun, liebster Nathan, alle lieben Freunde, noch einmal will ich Euch versichern, dass wir alles, was in unserer kleinen Kraft steht, tun werden, denn nun ist uns nach den letzten Wochen ganz klar, was wir hier zu erwarten haben. Helft uns ! Wir sind sonst ziemlich hilflos !

Seid versichert, dass wir Euch nicht enttäuschen. Immer denken wir an Euch!»

Aber in den darauffolgenden Wochen trafen weder Geld noch andere Hilfe aus Genfein.

Während wir auf Antwort warteten, organisierte ich eine weitere Befreiung. Inzwischen hatte man die Neuendorfer ins Sammellager Schulstrasse gebracht. Sie sollten zur Organisation Todt eingezogen werden, ein Schicksal, das nun alle Mischlinge traf. Und wir wussten, die Parole bei der Organisation Todt hiess für Juden Rückkehr unerwünscht. Ich nahm mit den Kameraden auf deren Arbeitsstelle Kontakt auf, denn sie arbeiteten seit ihrer Einlieferung in der Iranischen Strasse unter Aufsicht beim Abriss. Einer der Neuendorfer erinnert sich:

«Wir haben mit Gad Kontakt gehabt auf einer Arbeitsstelle, wo wir in einem bombardierten Haus Steine angeklopft und zusammgelegt haben zum Wiederverbrauchen. Und ich glaube, dass andere, unsere Freunde und Kameraden, die mit uns waren, auch unsere Vormänner, die von der Schulstrasse, auch Juden, die dabei waren, ganz gut begriffen haben, dass hier irgendwas unterwegs ist. Und die waren nicht dagegen. Wer konnte, den hat man machen lassen, was er wollte. Und dann haben wir den Tag und praktisch auch die Stunde festgelegt, wann wir fliehen. Wir hatten eine Adresse, wo wir an einem bestimmten Tag hingehen sollten. Und da war auch ein Telefon. Da sollten wir warten, bis mein Freund von einer anderen Arbeitskommandostelle anrief. Er sollte dann wissen, dass wir es geschafft haben, und nicht mehr zurück in die Schulstrasse gehen. So war das organisiert.»³⁶

Die gesamte Mischlingsgruppe versteckte sich zunächst im «Hauptquartier», wo Gad ja ständig wohnte, in unmittelbarer Nähe des Sammellagers.

Für die Gestapo musste von diesem Tag an klar sein, dass hier was Organisiertes war. Da haute ihnen die ganze Bande ab – das war ein ungeheurer Schlag für die Gestapo. Wir brachten die Leute dann bei verschiedenen Helfern unter und versorgten sie.

Am 29.9.1944 konnte Gad in die Schweiz Vollzug melden:

«Wenn Du es erleben könntest, wie gross unser Chug schon ist. Er wächst mir bald über den Kopf, auch Rita und Paul Neuendorf sind vom ihm begeistert. Sie sind oft bei mir, um mit Chug zu spielen.»

Immer noch hofften die Illegalen auf eine Nachricht aus der Schweiz, um flüchten zu können. Doch dann kam am 5. Oktober eine ernüchternde Botschaft von Schwyz: «Die Kinder müssen mit der Krankheit sehr vorsichtig sein. Dr. Gwuli (Grenze) arbeitet wohl nun nicht mehr.»³⁷ Der Kriegsverlauf dämpfte die Enttäuschung darüber ein wenig. Allgemein rechnete man damit, dass bis Weihnachten 1944 die Waffen ruhen würden. Also beruhigte Gad seine Kontakteleute in der Schweiz:

«Wenn nicht anders, kann ich mit Hilfe von Onkel Kaspi meine Kinder auch ohne operativen Eingriff von ihren Schmerzen befreien lassen. Sie müssen dann hier bis Weihnachten im Krankenhaus liegen. Und wenn Gott will, schicke ich sie dann per Bahn zu Schwäbchens Klinik.»³⁸

Doch der Kampf ums Überleben im Untergrund währte fast fünf Monate länger; eine endlos lange Zeit, wenn man täglich in Lebensgefahr schwebt.

Als es dem Ende zukam, war es gefährlicher, ganz einfach, weil ein Teil der Leute die Nerven verlor. Irgendeiner der Gebrüder Ullstein, ein alter Herr, der hatte sich ausgerechnet, zweieinhalb Jahre hält er durch. Er hatte Gelder, er hatte Quartier, es klappte ihm. Und dennoch, weil es schon langsam mit den Reserven zu Ende ging, kam er in Kontakt mit mir. Und die Dame, bei der er lebte, kam eines Tages furchtbar verzweifelt: ‚Es geht nicht mehr, also jetzt dreht er durch.‘ – ‚Aber warum? Was fehlt ihm denn, es läuft doch alles weiter wie bisher?‘ – ‚Herr Beck, er hat keine Zigarren mehr.‘ Der war fertig. In diesem Falle war es keine Tragik. Irgendeiner der Kuriere, die aus der Schweiz zu mir kamen, brachte mir Zigarren für ihn. Ganze Kisten, der Mann konnte gerettet werden.

Das sind so kleine Anekdoten drum herum, die aber zeigen, Illegalität ist nichts Heldenhaftes in diesem Sinne, ist etwas Tagtägliches, etwas Grausames, etwas grausam Tagtägliches. Es kommt nicht zum Heldenkampf, wie es vier Wochen lang in Warschau war. Hier liegt der unerhörte Unterschied, dieser Einzelkampf des Menschen ums Überleben in einer Form, die nicht militant ist und dennoch Kampfeinsatz bedeutet, und die Notwendigkeit, den Tod vor Augen, drei Wochen, vier Wochen, bis zum Ende. Ich kann mir vorstellen, in der letzten Zeit, bei bestimmten Aktionen, haben auch Leute von uns durchgedreht.

Keiner dieser jüngeren Leute hätten sich in diesen letzten paar Monaten ergeben. Darum auch die Forderung nach Waffen. Ich kaufte Waffen für die jüngeren Leute, weil alle sich sagten, nun haben wir es fast geschafft.

Als dann die Front immer näherrückte, beschloss ich, einen Grossteil des Geldes in Diamanten anzulegen, damit die Werte der Bewegung nicht verlorengingen. Denn man rechnete mit einer Entwertung der Reichsmark bei Kriegsende.

Bei dem Versuch, dieses Geschäft dingfest zu machen, fiel die Gruppe schliesslich doch noch der Gestapo in die Hände. Der Diamantenhändler, zu dem die Jugendlichen Kontakt aufnahmen, war ein Gestapo-Spitzel. Am Morgen des 5. März 1945 wurde Gad Beck gemeinsam mit Zvi Abrahamson in der Wohnung in der Oudenharder Strasse verhaftet.

Zvi wollte sofort schiessen, aber ich sagte ihm, er solle das lassen. Es hätte keinen Sinn gehabt, da hätten wir uns auch gleich selber erschiessen können. Die gingen mit uns in den Keller, da fanden sie alle unsere Papiere, Sitzungsprotokolle vom Chug – und meine pazifistischen Gedichte. Als ich den jüdischen Spitzel A. ansprach, er solle dafür sorgen, dass wir flitzen könnten, sagte er: ‚Die Zukunft unseres Volkes liegt im Osten.‘ Allen Ernstes!

Wir wurden dann abgeführt. Hundertfünfzig Meter bis zum Sammelager, bis zu Dobberke. Der nahm Zvi und schlug ihn halb tot in meiner Gegenwart. ‚Du Schwein, du Dreck, du Mist, du bist mir mal wegelaufenb Und dann brachte er ihn weg. Ich kam in Einzelhaft. Unten im Bunker.

Zwei Tage später kam es zu einem weiteren Zwischenfall. Am Prenzlauer Berg hatte Gad Beck einige der «Mischlinge» bei einer Prostituierten untergebracht. Dort fielen sie den Verfolgern in die Hände:

Die jungen Juden, die Waffen hatten, wurden von irgendwelchen Luftschutzwarten in einer Wohnung aufgegriffen, und die wehrten sich und schossen auf deutsche Polizisten und verwundeten einen sehr schwer.

Zwei konnte man nicht ergreifen, und einen schnappte man, der war Asthmatiker. Er konnte nicht so schnell laufen, den schlugen sie halb tot. Er hatte einen Zettel bei sich, wo einige Namen aufgeschrieben waren, das war streng zwischen uns verboten, aber er war sehr jung.

Die haben den regelrecht zerschlagen. Dann warfen sie ihn in meine Zelle. Der Kleine sah aus wie ein aufgeblasener Pfropfen. Er sass – er sprach nicht. Er ist ein Nichts. Man kann sich nicht vorstellen, wie Menschen aussehen, wenn sie körperlich zerstört sind. Ich kann das nicht beschreiben. Es war alles kaputt an ihm, ein Bündel.

Und dann war da diese Prostituierte. Die ist noch in der Nacht quer durchs brennende Berlin gerannt und hat die Leute gewarnt, die sie

kannte und die nun wegen des Zettels hochzugehen drohten, unter anderem die Familie Löwenstein-de Witt.

Ich kam dann zu Verhören in die Französische Strasse, wo die Gestapo sass. Und da stiess ich nun auf Erich Möller, der mich als den Leiter des jüdischen Widerstands behandelte. Auf seinem Schreibtisch lagen die ganzen Papiere, daneben stand was, das sah aus wie Daumenschrauben. Er sagte: ‚Sie werden mir mit Sicherheit alles erzählen.‘ Und da erzählte ich ihm davon, dass er früher von meinem Vater den Tabak bekommen hatte und ich von ihm einen Lutscher. Er legte mir keine Daumenschrauben an. Ich weiss nicht, wer mich sonst verhörte, ihn sah ich zweimal.

In den Verhören drehte ich unheimlich auf, ich übertrieb, machte mich wichtig, weil ich spürte, dass das der beste Schutz war. Ich hatte also internationale Verbindungen, in die Schweiz, zu Schwalb, zum ‚Weltjudentum‘. Und von dem erhofften die sich ja bis zum Schluss den rettenden Westkontakt, den Separatfrieden.

Wie wichtig ich für die Gestapo war, merkte ich, als meine Zelle einen Volltreffer bekam und auch noch das nächste Stockwerk auf die Trümmer fiel, die mich verschüttet hatten. Dobberke gab die Anweisung, mich lebend zu retten. ‚Wer das schafft, kommt frei.‘ Die haben stundenlang gebuddelt und mich tatsächlich rausgeholt.

Die Russen standen vor der Stadt. Curt N., jüdischer Lagerordner seit 1942, berichtet über das Ende:

«Als ich am 19.4.45 zufällig in Möllers Dienstzimmer kam, sprach er gerade mit einem mir unbekanntem SS-Führer. Im Vorzimmer hörte ich, dass sie unter anderem über die in den Berliner Lagern befindlichen Juden sprachen und dass Möller sagte: ‚Ich kann mich darum nicht mehr kümmern, denn ich muss in Ahrensfelde den Volkssturm organisieren; die Juden werden alle erschossen. Diese Weisung habe ich von oben erhalten (...). Nachdem Möller gegangen war und ich hoffte, dass er nicht wieder zurückkehren wird, begab ich mich mit der Telefonistin, Frau Margarete Schindler, in das Postamt Berlin W 8, Französische Str., und rief von dort Dobberke im Lager Schulstr. an. Ich teilte ihm mit, dass alle Juden aus den Lagern entlassen werden sollten. Auf seine Frage, wer dies angeordnet habe, sagte ich ihm, es sei ein Befehl von Möller, der sich nach Ahrensfelde begeben habe und nicht zurückkehren werde. Er zweifelte meine Worte an, und ich übergab daraufhin den Hörer Frau Schindler, die meine Angaben wider besseres Wissen bestätigte.»³⁹

Auch Selmar N., Wirtschaftsleiter des Jüdischen Krankenhauses, wo Gad Beck nun als Bombenverletzter lag, erinnert sich:

«Im April 1945 wurde bekannt, dass Dobberke sich mit einem besonders fanatischen Gestapo-Mann geschlagen hat. Es ging hierbei um die Ausführung eines vom RSHA gegebenen Erschiessungsbefehls, demzufolge sämtliche noch im Krankenhaus befindlichen jüdischen Menschen, etwa 800, erschossen werden sollten. Die Ausführung dieses Befehls hat Dobberke verhindern können.»⁴⁰

Wenige Tage bevor die Rote Armee Berlin besetzte, wurden die inhaftierten Juden freigelassen.

Die Gruppe als solche arbeitete, bis die Rote Armee kam und Berlin befreite. Ich selbst wurde von der Roten Armee befreit, und einige der Aktiven beschlossen dann sofort, Berlin zu verlassen, sich einer Hechaluzgruppe anzuschließen, die Auschwitz überlebt hatte, die in Buchenwald war, in der Nähe von Buchenwald, die dort bereits vier Wochen nach dem KZ einen Bauernhof übernommen hatte und dort wiederum einen Umschulungsplatz aufbaute, so dass die Tätigkeit der Chaluzim nun sofort weiterging.

Ein Teil der Aktiven stellte sich sofort zur Verfügung bei der Organisation der Flüchtlingslager in Bayern. Das heisst die, die ganz bewusst den Chug Chaluzi gegründet haben, ihn letzten Endes durchgeführt haben als Aufgabe, stellten sich sofort eine neue Aufgabe. Das war übrigens auch im Grundsatzprogramm des Chug Chaluzi so beschrieben. ‚Nächste Aufgabe: Sammlung der Zerstreuten, Einwanderung nach Israel, Hilfeleistung an die, die so schwer betroffen wurden.‘)

Stella K. gehörte zu den gefürchtetsten jüdischen Gestapo-Spitzeln in Berlin. Mit Misshandlungen und Erpressungen hatten die SS-Angehörigen Schwöbei und Dobberke sie dazu gebracht, illegale Juden aufzuspüren. Sie hatte nicht die Kraft, diesem brutalen Druck zu widerstehen. Ihre Geschichte mag ein Beispiel geben für die Atmosphäre von Misstrauen und allgegenwärtiger Bedrohung, in der der jüdische Widerstand ums Überleben kämpfte.

Stella K. war die Tochter eines jüdischen Komponisten, und sie wuchs zunächst wohlbehütet in bürgerlichen Verhältnissen auf. Doch schon bald nach der Machtergreifung bekam ihr Vater Auftrittsverbot, und sie musste 1935 im Alter von dreizehn Jahren das Oberlyzeum verlassen. Die mittlere Reife machte sie auf einer englischen Privatschule. Danach besuchte sie die Höhere Handelsschule und begann im Herbst 1939 eine Ausbildung als Modezeichnerin. Mit einem Dutzend anderer junger Leute gründete sie eine Musikgruppe. Die Eltern dieser Jungen und Mädchen hofften, bald nach Amerika ausreisen zu können. Für Stella K. jedoch wurde daraus nichts. In einem Brief an den gegen sie ermittelnden Staatsanwalt schrieb sie 1956 übersieh und jene Zeit:

«Ich habe durch die Nazizeit-Verfolgung seit meinem zehnten Lebensjahr nur in Peinigung und Elend gelebt. Immer geduckt – der Vernichtung ausgesetzt, konnte ich mich nur sehr schwer bilden und emporarbeiten. Ja, ich muss sagen, eine Lebensaussicht oder eine Jugend in dem Sinne, sorgenfrei, kannte ich nicht. Sie werden es wohl empfinden können, was es bedeutet hat, stets als etwas Zweitklassiges zu gelten!

So litt ich schon allein darunter, dass mein Vater nie zu seiner Entfaltung als Künstler und schaffender, geistiger Mensch kam. Daran zerbrach ich als Kind schon! Als ich 1941 den Sohn von Dr. Kurt K. heiratete, so war das nur eigentlich, weil wir weder eine Zukunft, noch eine Lebensaussicht in Deutschland hatten. Meine Eltern dachten, dass sie wenigstens etwas Glück in mein Leben damit brachten, dass zwei junge und sich liebende Menschen sich fanden. Die Zwangsarbeit in der Fabrik und alles andere zerriss uns seelisch.»⁴¹

Mit ihren Eltern zusammen war Stella K. bei der Firma Graetz in Berlin-Treptow zwangsverpflichtet, während ihr Mann bei einer Baufirma in Borsigwalde arbeitete. Sie hatte in der Firma Graetz im Keller ein Versteck ausgemacht, wohin man sich flüchten konnte, falls eine Verhaftung drohte.

Am 27. Februar 1943 hatte ihr Vater Nachtschicht. Stella arbeitete mit ihrer Mutter morgens, als die SS den Betrieb stürmte. Stella reagierte blitzschnell, als die Vorarbeiterin kam und alle Jüdinnen aufforderte, in den Betriebshof zu kommen. Es war soweit. Sie eilte zu ihrer Mutter. Mit den anderen verliessen sie als letzte den Werkraum. Durch ein Fenster konnten sie auf dem Hof die Laster der SS sehen, mit bewaffneten Einheiten. Sie riss ihre Mutter in eine dunkle Nische und verschwand mit ihr auf der Kellertreppe. Beide versteckten sich für mehrere Stunden im Keller.

Während Stellas Mann Fred sich ohne Anstalten verhaften liess und in die Grosse Hamburger Strasse gebracht wurde, eilten nun Mutter und Tochter in die Wohnung, um den Vater zu holen. Mit wenigen Handgriffen war das Nötigste zusammengeklaut. Ein paar Stunden später waren Stella K. und ihre Eltern untergetaucht. Ihren Mann sollte Stella nie wiedersehen, er wurde drei Tage später nach Auschwitz deportiert. Zu dritt im Untergrund zu leben war jedoch nahezu unmöglich. Als der Sommer begann, waren sie am Ende und nahe daran, aufzugeben. Da lernte Stella Rolf I. kennen, der sich Jagow nannte. Er war ebenfalls ein untergetauchter Jude. Von ihm bekamen Stella K. und ihre Eltern falsche Papiere wie auch von Günther Rogoff.

In der Zeit der Illegalität bewahrte Stella K. offensichtlich nicht nur ihre Familie vor der Deportation, sondern versuchte auch anderen zu helfen. Dies geht aus der Aussage eines ehemaligen Bekannten hervor:

«In der damaligen Zeit war mir nicht bekannt, dass die Stella selbst Jüdin war. Ich erinnere mich, dass sie in der Zeit unserer Bekanntschaft wiederholt an mich herangetreten ist, irgendwelche Personalausweise für sie zu beschaffen, die sie dann vermutlich an Juden, die zu der damaligen Zeit keinerlei Personalausweispapiere besaßen, weiterleiten wollte. Ich habe seinerzeit während der Bombenangriffe einige Male mit Erfolg von damaligen Behörden Blankoausweise darüber bekommen, dass der Besitzer dieses Ausweises bei einem Bombenangriff ausgebombt worden sei. (...) Diese Ausweise habe ich an Stella weitergeleitet. Was diese mit den Ausweisen weiter gemacht hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ausserdem erinnere ich mich, dass ich von Stella in der damaligen Zeit einige bestimmte Adressen, die Namen kann ich heute jedoch nicht mehr angeben, erhalten habe. Diese Personen befanden sich

seinerzeit in den Konzentrationslagern Ravensbrück und Auschwitz. Den Namen nach zu urteilen, soweit erinnere ich mich noch, dürfte es sich bei diesen Personen um Juden gehandelt haben. In diesem Zusammenhang bat sie mich, an die mir übergebenen Anschriften im Rahmen des Möglichen Lebensmittel- und Kleiderpakete zu senden. Ich habe dann auch von Königsberg wiederholt Pakete mit Lebensmitteln, Kleidern und auch Medikamenten an die angegebenen Anschriften abgesandt.»

Am 2. Juli 1944 wurde Stella K. zusammen mit Rolf I. von einem jüdischen Spitzel im Lokal Bollenmüller in der Friedrichstrasse verhaftet.

«An diesem Tage wurden wir zur Gestapo, Burgstrasse, gebracht. In den Gestapokellern der Burgstrasse wurde mir ein doppelter Steissbeinbruch getreten, eine Rückgratkrümmung geschlagen; ich blutete aus Mund, Ohren und Nase, konnte acht Tage nicht essen noch meine Lippen bewegen – man wollte mich erwürgen – dreimal legte man mir die entscherte Pistole an die Schläfe. Völlig zerschlagen und vernichtet blieb ich ohnmächtig liegen. Da trat man mit Schaftstiefeln nach mir – ich gab mein Leben auf. Dann wurde ich weiter unter schweren Misshandlungen nach der Bessemerstrasse ins Frauengefängnis transportiert...

Es gelang mir, aus der Zahnstation in der Scharnhorststrasse, wo ich hintransportiert worden war, zu fliehen. Ich sah nur meine armen Eltern vor mir, wie sie ohne mich sicher verhungerten und verzweifelten. Denn für mich waren sie mit in die Illegalität gegangen – ich war ja ihre Lebensfortsetzung, ihr alles. Als ich das vor mir sah im Geist, türmte ich unter grossen Schwierigkeiten aus der Polizeiklinik, die gerade an diesem Sonnabend nicht so bewacht war, und schleppte mich zu Freunden.

Diese sagten mir das Entsetzliche, dass meine Eltern am Ende wären und wenn ich sie nicht heute noch finden würde, sicherlich sich das Leben nehmen würden. So nahm ich meine letzte Kraft und suchte sie. Am späten Abend fand ich sie bei Bekannten in Weissensee, eine Mischehe, wo ich einen Koffer hatte, völlig darnieder. Als ich ins Zimmer trat, dachte man an eine Vorsehung. Ich kann und möchte nicht über dieses Wiedersehen berichten, was so erschütternd war, dass ich noch heute nervlich nicht daran denken darf. Jetzt war meine Energie am Ende. Die Reaktion kam, und ich konnte kaum mehr laufen. Meine Mutter und mein Vater sahen meine Misshandlungen. Sie weinten um ihr Kind. Es war gerade mein Geburtstag.»

Stella K.s Eltern nahmen ihre zerschlagene Tochter und wechselten das Quartier. Sie entschlossen sich für eine Pension in der Kaiserallee. Die

Familie konnte nicht wissen, dass der Vermittler, durch den sie auf diese Pension gestossen waren, inzwischen verhaftet worden war.

Keine zwölf Stunden war Stella K. in Freiheit gewesen, als in der Kaiserallee die Gestapo-Beamten Kurz und Schwöbei vor ihr standen. Und wieder wurde sie geschlagen, dann gefesselt. Sie kam zurück in die Bessemerstrasse, diesmal zusammen mit ihrer Mutter, während ihr Vater ins Polizeigefängnis Dirksenstrasse gesperrt wurde. Anfang August wurde auch die Mutter in die Grosse Hamburger Strasse gebracht.

In der Bessemerstrasse stiess Stella K. wieder auf Rolf I., der wahrscheinlich schon zu dieser Zeit als Gestapo-Spitzel arbeitete. Er war ein hervorragender Graphiker und hatte als begehrtter Passfälscher Kontakt zu vielen untergetauchten Juden.

Am 24. August lernte Stella K. in der Bessemerstrasse das Inferno des Bombenkriegs kennen. Am Abend dieses Tages wurde der erste grosse Bombenangriff auf den Bezirk Tempelhof geflogen.

«Dort sassen mit mir mehrere hundert Frauen, Ausländer alles. Unser Gefängnis wurde mit Minen und Sprengbomben und Phosphor belegt. Mit Karabinern wurden wir in die Flammen zurückgeschlagen. Betend lagen die Frauen auf den Knien. Sie verbrannten lebendig. Ein Teil der Zellen war nicht geöffnet worden. Die Trümmer der Opelwerke fielen auf den Weg des Gefängnisses. In letzter Minute, als das Tor geöffnet wurde, noch vor der Explosion der Güterwagons, die dann alles dem Erdboden gleichmachte, konnte ich mich mit einer ungarischen Jüdin retten. Wir krochen auf allen vieren über das Geröll. Dicker Qualm benebelte uns. Ich war einer Ohnmacht nahe, da zerrte mich diese Frau hoch, sie rief mir zu, ich kam etwas zu mir, und so erreichten wir die Strasse. Da ging der Angriff weiter. Wir mussten uns retten. Als wir merkten, dass die Gefängnispolizei versuchte, die Frauen etwas zusammenzuholen, versuchten wir nach dem Alboin-Park durchzugelangen. In letzter Minute rettete ich noch eine jüdische Frau, die barfuss aus dem Brand kam.

Mein inneres Gefühl und meine Liebe zu meinen Eltern liessen mich zu dem Entschluss kommen, in der Hamburger Strasse mit ihnen das gleiche Los zu ertragen. Ich stellte mich dort, nachdem ich noch dreieinhalb Stunden per Fuss nach dem Angriff nach Bahnhof Börse lief. Ich hatte eine Phosphorvergiftung und Prellungen am ganzen Körper. Meine Beine waren grün und blau mit Blutergüssen bedeckt. Meine Schuhe fielen von den Füßen wie Asche.

An diesem Tag waren meine Eltern auf Auschwitz-Transport durchgeschleust, und meine Mutter erreichte unter grossem Krwall, dass sie zurückblieben, weil man ihr versprochen hatte, sie kämen mit mir zusammen fort.»

«Während meiner Vernehmungen durch die Gestapo (Herrn Neumann) wurde ich gefragt, wo sich Günter Rogoff aufhalten könnte. Ich sah auf dem Schreibtisch des Neumann eine Reihe von gefälschten und eigene Papiere des Rogoff liegen. Der Personenkreis, der von Rogoff gefälschte Papiere erhalten hatte, wurde in der Grossen Hamburger Strasse festgehalten. Über den Wohnort des Rogoff konnte ich keine Auskunft geben. Man drohte mir, und übergab die weitere Bearbeitung zwei anderen Personen, die ich als sog. Fahnder der Gestapo später kennenlernte. Es handelte sich hier um A. und G.

A. war ein ehemaliger Studienkollege von Rogoff. Es lag ihm daran, unter allen Umständen Rogoffs habhaft zu werden. Dieser A. hat mich in der Folge laufend erpresst, ihm bei der Fahndung nach Rogoff behilflich zu sein. Meine Eltern sowie ich sollten zu dieser Zeit mit einem Transport nach Auschwitz gebracht werden, was für uns alle den sicheren Tod bedeutete.

Ich habe über meine Berührung mit A. mit meiner Mutter gesprochen und wollte von ihr wissen, wie ich mich verhalten soll. Durch die damaligen Zeitverhältnisse war ich als Mädels im Alter von 20 Jahren nicht fähig, allein Schlüsse zu fassen, und hörte auch auf den Rat meiner Mutter, der zum Inhalt hatte, dass ich versuchen solle, über die Zeit des Abtransportes nach Auschwitz zu kommen. Ein Transport nach Theresienstadt wäre besser, da dort bessere Lebensverhältnisse herrschen.

Dem A. erfand ich gegenüber, dass sich Rogoff im Bezirk Moabit aufhalten würde, und ich wurde dann von A. und G. zur Turmstrasse in Moabit geführt, wo wir gemeinsam Rogoff auflauern wollten. A. bekam jedoch spitz, dass ich ihn nur täuschen wollte und den wahren Aufenthalt des Rogoff verschwie. Wiederum wurde ich von ihm vor die Tatsache gestellt, dass ich endgültig zusammen mit meinen Eltern nach Auschwitz transportiert werde. Den ersten Transport hatte ich bereits überbrücken können. Eine weitere Verantwortung konnte A. für mich nicht übernehmen. Ich erhielt Gelegenheit, den SS-Hauptscharführer Dobberke zu sprechen, das heisst, vor dem erfolgten Transport nach Auschwitz, der den Abtransport meiner Eltern und für mich verschob.

A. ermöglichte es mir ferner, mit dem Vertreter von Dobberke, Kommissar Lachmuth, zu sprechen. Durch ihn wollte ich erreichen, dass meine Eltern und ich nach Theresienstadt verbracht werden. Während der Unterredung erfuhr Lachmuth, dass meine Mutter Künstlerin ist und genau wie er bei dem gleichen Gesanglehrer, Schützendorf, ausgebildet wurde. Im Übrigen hatte Lachmuth für mein Schicksal volles Verständnis, und er wollte mir helfen. Diese

ermöglichte, das Lager Grosse Hamburger Strasse ohne Bewachung und ohne Judenstern zu verlassen. Meine Aufgabe bestand darin, Rogoff ausfindig zu machen. Meine Eltern wurden als Geiseln im Lager für mich zurückgehalten, für den Fall, dass ich die Flucht ergreifen würde.»

Stella K. hatte einige Zeit vorher Kontakt mit Rogoff gehabt, den sie von früher her kannte. Doch seinen Aufenthaltsort wusste sie tatsächlich nicht. Als Dobberke erkennen musste, dass sie ihm nicht den heiss-ersehnten Fang verschaffen konnte, zwang er sie zu anderen Spitzel-diensten. Als Gegenleistung wurden ihre Eltern zunächst nicht deportiert, und sie erhielt ab und zu Geldzuwendungen von der Gestapo. Sie trug keinen Stern und bekam einen Dienstausweis.

Eines ihrer ersten Opfer war Paul R.:

«Etwa ein halbes Jahr vor meiner Festnahme habe ich die Stella K. in einer Konditorei Teschendorf durch einen Freund von mir vorgestellt bekommen. Zu dieser Zeit lebte sie illegal. Am Tage meiner Festnahme traf ich sie zufällig auf dem Kurfürstendamm.

Gegen 13 Uhr befand ich mich auf dem Kurfürstendamm an der Joachimsthaler Strasse. Stella sprach mich an und sagte etwa: ‚Wir kennen uns doch.‘ Ich antwortete: ‚Ja, ja, ich erinnere mich.‘ Sie schilderte ihre schlechte wirtschaftliche Lage und sie hätte nicht mal einen warmen Mantel. Sie war – es wurde in diesen Tagen kalt – nur mit einem leichten Kleid und einem Regenmantel bekleidet. Sie bat mich, sie zum Mittagessen einzuladen. Sie schlug das Lokal ‚Klausener‘ in der Grolmannstrasse vor. Da sie offensichtlich in schweren wirtschaftlichen Verhältnissen war, liess ich mich erweichen und ging mit ihr in den Klausener. Sie bestellte ihr Mittagessen und verliess dann unverzüglich den Tisch. Sie müsse telefonieren gehen.

Nach ihrer Rückkehr scherzte ich noch und fragte sie, ob sie mit ihrem Freund telefoniert habe. Sie antwortete: ‚Diesmal nicht.‘ Nach weiteren zehn Minuten verliess sie wieder den Tisch, ohne einen Grund zu nennen. Sie war gerade weg, als fünf Männer das Lokal betraten. Drei Gestapo-Leute traten an mich heran, darunter auch Dobberke. Sie umstellten den Tisch. Dobberke sprach mich an: ‚Sie sind doch Jude!‘ Ich bestritt das und lachte ihn an. Da sagte Dobberke: ‚Ihren Ausweis bitte!‘ Ich gab ihm meinen falschen Ausweis. Der Ausweis wurde konfisziert und ich wurde festgenommen.

Man brachte mich in die Grosse Hamburger Str., und hier sah ich nach einigen Stunden die Stella wieder. Ich konnte mich nicht an sie wenden, da ich von zwei Beamten begleitet wurde. Von anderen Juden hörte ich in diesem Lager dann, es sei doch stadtbekannt, dass die Stella für die Gestapo arbeite.»

Paul R. konnte sich retten. Kurz hinter Berlin lief bei seinem Auschwitz-Transport eine Achse heiss. Der Zug stoppte, und er sprang ab.

«Nach meiner Flucht, als ich wieder illegal lebte, habe ich die K. am Kurfürstendamm und Umgebung sehr häufig gesehen. Vor allem sah ich sie auch immer wieder Lokale durchstreifen. Z.B. habe ich sie sehr oft das damalige Café Heil am Olivaer Platz durchstreifen sehen. Mich konnte sie nicht erkennen, da ich mich durch Brille und Schnurrbart unkenntlich gemacht hatte.

Im Lager in der Gr. Hamburger Str. habe ich z.B. auch einmal gehört, dass sie an einem Tage 62 Juden am Wannsee, die sich dort in Lauben versteckt gehalten hatten, aufgespürt hat und dass sie sie hat abführen lassen. Zwei Juden in diesem Lager haben mir auch selbst erzählt, dass sie durch die K. festgenommen worden seien.»

Gleich zu Beginn ihrer Tätigkeit als Fahnderin für die Gestapo denunzierte Stella K. die Blindenwerkstatt Weidt. Otto Weidt hatte schon seit Beginn der Deportationen seine Werkstatt zu einem Quartier für verfolgte Juden gemacht. Seine Frau Else bezeugte:

«Mein verstorbener Mann hatte in Berlin-C 2, Rosenthaler Str. 39, eine Blindenwerkstatt. Wir stellten Bürsten und Besen her. In dem Betrieb wurden zahlreiche erblindete und teilerblindete Volljuden beschäftigt. U.a. arbeitete auch bei uns Herr Chaim Horn. Herr Horn war nicht erblindet, wurde aber, wie auch andere bei uns, als erblindet getarnt. Er lebte übrigens, wie auch einige andere Juden, schon illegal und hatte in einem unserer hinteren Räume Unterschlupf gefunden.

Eines Abends im September 1943, als ich zur Werkstatt in die Rosenthaler Str. zurückkam, sah ich vor der Tür unserer Werkstatt Herrn Horn mit der Stella K. stehen. Es war bereits nach Arbeitschluss. Stella K. war mir nicht persönlich bekannt. Sie war aber damals für alle illegal lebenden Juden ein Begriff. Es war allen bekannt, dass sie für die Gestapo nach illegal lebenden Juden fahndet. So befürchtete ich auch bereits das Schlimmste, da Herr Horn sehr mitteilksam war. Ich konnte ihn nicht warnen, da dann die K. dies bemerkt hätte. Ich sah Herrn Horn dann noch in unser Gebäude hineingehen, während die K. vor der Tür stehen blieb.

Ich fuhr sofort zu uns nach Hause... um meinen Mann zu unterrichten. Am nächsten Tage, schon in den frühen Morgenstunden, kam die Gestapo vorgefahren, besetzte alle Ausgänge und nahm alle bei uns arbeitenden Volljuden mit in das Lager in der Gr. Hamburger Str. Einige sehr alte und kranke Juden konnte sich mein Mann nach ein paar Tagen aus dem Lager wieder abholen. Die übrigen, darunter auch Herr Horn, kamen... teilweise nach Theresienstadt, teilweise nach Auschwitz...

Herr Horn und seine Familie sowie auch alle übrigen festgenommenen jüdischen Arbeiter sind nie wieder zurückgekehrt. Wir hatten zunächst noch mit den verschleppten Personen Verbindung und konnten ihnen nach Theresienstadt und Auschwitz Pakete schicken, bis auch dies unterbunden wurde. Seitdem fehlt jede Spur von den Verschleppten.

Nach dieser Festnahmeaktion hat mein Mann mir erzählt..., die K. hätte sich nach einem Unterschlupf erkundigt. Sie hätte Herrn Horn erzählt, sie lebe illegal und hätte keinen Unterschlupf, ob er nicht für sie einen Schlupfwinkel wisse. Herr Horn soll ihr gesagt haben, er hätte einen Unterschlupf und wäre untergetaucht. Ob er noch mehr gesagt hat, weiss ich nicht...

Wir lebten mit den jüdischen Arbeitern wie eine Familie zusammen. Durch den Verrat der K. sind sie alle zugleich festgenommen worden. Die Juden arbeiteten bei uns z.T. nicht offiziell, sondern wir hielten sie, wenn sie in die Illegalität hatten gehen müssen, bei uns versteckt und sie waren getarnt als jüdische Zwangsarbeiter.»

Von einer anderen Verhaftungsaktion berichtete Gerda K. der Staatsanwaltschaft:

«Von 1940 bis zum 28.2.1943 war ich bei Siemens zwangsverpflichtet. Dort habe ich mit Frau L. zusammengearbeitet. Vom Sehen kannten wir schon aus dieser Zeit die Stella K.

Vom 28.2.1943 an habe ich in Berlin zusammen mit Frau L. illegal gelebt. Wir haben immer wieder bei anderen Bekannten übernachtet und die Unterkunft gewechselt. Bei Aron P. ... haben wir uns tagsüber oft aufgehalten. Ich habe für den Wohnungsinhaber und seine Söhne dort auch gekocht. Im Laufe der Monate erfuhren wir von anderen illegal lebenden Juden, dass die Stella K. und auch ihr späterer Mann für die Gestapo arbeiten. Ich wusste also, dass die Stella nach uns illegalen Juden fahndet.

Am Freitag, den 15.12.1943, als ich wieder zu P. wollte... sah ich die Stella auf dem Hof stehen. Sie schaute auf die im Hinterhaus parterre gelegene Wohnung des P.

Als ich am nächsten Tage, am Sonnabend, den 16.12.1943, zusammen mit Frau L. an der Wohnungstür des Herrn P. klopfte, öffneten uns die jüdischen Fahnder B. und L. Beide eröffneten uns, dass Herr P. mit seinen beiden Söhnen am Tage zuvor noch abgeholt worden sei und dass die Wohnung besetzt bleibe, da viele illegal lebende Juden dort verkehrten. Wir beide wurden dann von herbeigeholter Verstärkung in das Lager in der Gr. Hamburger Str. gebracht.

Der SS-Führer Dobberke machte mir das Angebot, ich solle drei illegal lebende Juden nennen, dann käme ich nach Theresienstadt

und nicht nach Auschwitz. Als ich nach drei Tagen Einzelhaft dies abgelehnt hatte, kam ich Ende Dezember 1943 zusammen mit Frau L. nach Auschwitz, von wo ich im Januar 1945 nach Ravensbrück gekommen bin. Erst am 2. Mai 1945 wurden wir befreit.

Im Lager in der Gr. Hamburger Str. habe ich Herrn P. und seine Söhne wiedergetroffen. Er hat mir erzählt, dass er am Tage zuvor gegen 22Uhr mit seinen Söhnen abgeholt worden sei. Er sei durch mehrere jüdische Fahnder.. .abgeholt worden. Er hat mir ausdrücklich weiterhin erzählt, dass die Stella K. bei seiner Festnahme draussen auf dem Hof vor seiner Haustür mit zwei oder drei jüdischen Ordnern gestanden habe. P. und seine beiden Söhne sind dann auch nach Auschwitz gekommen. Die Söhne leben heute in Australien.

Einen Tag nach mir, am Sonntag, den 17.12.1943, ist Frau F. mit ihrem vierjährigen Kind in den Nachmittagsstunden in der von jüdischen Fahndern besetzt gehaltenen Wohnung des P. festgenommen worden... Frau F. ist mit ihrem Kind dann zusammen mit mir nach Auschwitz gekommen. Sie ist sofort nach dem Eintreffen in Auschwitz vergast worden. Ich war selbst zugegen, wie sie zur Vergasung geführt wurde..

Bei einer meiner Vernehmungen durch den Lagerleiter Dobberke war die Stella dabei. Ich sehe sie noch genau während der Vernehmung in das Zimmer treten. Sie hat meiner Vernehmung einige Minuten beigewohnt, ohne etwas zu fragen. Als sie gehen wollte, sagte Dobberke noch: ‚Na, wo geht es heute hin?‘ Sie antwortete: ‚Ins Theater.‘ Dobberke sagte daraufhin zynisch: ‚Na, dann viel Erfolg.‘ Ich erinnere mich noch genau an die Kleidung der Stella. Sie trug ein grünes Kostüm und ein Jägerhütchen.»

Am 16.12. 43 ging die in der Illegalität lebende Familie Z. in die Oper. Die Oper war ein bevorzugter Aufenthaltsort für Illegale, denn wer vermutete dort schon Illegale? Doch nur jene, die selber illegal waren – oder gewesen waren. Moritz Z. berichtet:

«In der Oper sassen wir nicht zusammen. Nach Beendigung der Vorführung gingen wir zum Ausgang, das heisst zum Foyer, wo wir unsere Garderobe holen wollten. Plötzlich bemerkte ich, wie meine Schwester Esther von einem Manne im Foyer am Arm festgehalten wurde. Der Mann sah sich suchend um. Den Mann kannte ich nicht. Ich erfuhr später, dass es sich um den berüchtigten Spitzel Rolf I. handelte. Ohne mich weiter um den Vorgang zu kümmern – ich wusste, dass ich als Jude meiner Schwester nicht helfen konnte –, ging ich zum Ausgang und versuchte, das Theater zu verlassen.

An der Tür merkte ich plötzlich, dass mich jemand an dem Gürtel meines Wintermantels festhielt. Ich drehte mich halb um und sah

eine Frau mit langen blonden Haaren. Diese Person kannte ich nicht. Ich erinnerte mich aber sofort, dass es sich nur um Stella K., den Schrecken aller illegal lebenden Juden, handeln konnte. Unter Zurücklassung meines Mantelgürtels riss ich mich gewaltsam los und flüchtete in Richtung Brandenburger Tor. Hinter mir hörte ich, wie die Stella rief: ‚Festhalten, Jude‘. Von Passanten, hauptsächlich Personen in Uniform – Soldaten und OT-Angehörigen – wurde ich verfolgt und in Höhe des Reiterdenkmals festgehalten und zur Oper zurückgebracht. (...)

Von den Polizisten und den beiden Spitzeln wurden meine Schwester, mein Vater Abraham und ich zu einem Pol.-Rev. in der Charlottenstrasse gebracht. Von dem inzwischen herbeigerufenen Hauptscharführer Dobberke wurden wir zum Sammellager Grosse Hamburger Strasse geschafft. Dobberke schlug mich mit der Faust ins Gesicht. (...)

Wir blieben in dem Sammellager, und es gelang mir, mit meinem Vater und fünf anderen Insassen aus dem Bunker zu flüchten. Dies war am 1.1.1944. Danach lebte ich mit meinen Eltern wieder illegal.»

Zw diesem Zeitpunkt waren Stella K. und ihr Freund Rolf I. schon berüchtigt. Man nannte sie «Das blonde Gespenst».

Alexander Rotholz arbeitete damals als Maler und Verdunklungsarbeiter in sämtlichen Evakuierungslagern Berlins. Als Jude war er zwangsverpflichtet. Er gehörte zu den wenigen, die zur Aufrechterhaltung des Lagerbetriebs bis 1945 offiziell in Berlin bleiben durfte, denn «arischen» Menschen war es ja untersagt, in den Einrichtungen für Juden zu arbeiten. Er erinnert sich:

Bei den Taten der K. war ich nicht unmittelbar zugegen, habe aber oft beobachten können, wie sie gemeinsam mit Rolf I. illegal lebende Juden in das Lager Gr. Hamburger Str. bzw. Schulstr. brachte. Weiteres weiss ich aus dem Munde der eingebrachten Juden, die mir über die Handlungsweise der K. berichteten. Mir lag es seinerzeit insbesondere daran, meinen jüdischen Glaubensgenossen zu helfen, und darum habe ich mich bemüht, mit den Beauftragten der Gestapo, insbesondere SS-Führer Dobberke, und den jüdischen Ordnern Kontakt herzustellen und zu halten. Mein Wissen gab ich meinen jüdischen Glaubensgenossen bekannt. Speziell berichtete ich Herrn Werner Scharff, der mit mir einer Widerstandsgruppe angehörte...

Diese hatte es sich u.a. zum Ziel gesetzt, sämtlichen Fahndern das Handwerk zu legen. So wollten wir auch dem Rolf I. und der Stella das Handwerk legen. Ich möchte nur Folgendes z.B. sagen: Wir hatten damals in der Landhausstrasse ein Zimmer gemietet und wollten

den Rolf Lund die Stella unter dem Vorwand, in jener Wohnung würden illegale Juden leben, hinlocken, um sie zu beseitigen. Dies mag zeigen, für wie gefährlich wir diese Frau und ihren späteren Mann hielten. Sie war mit die gefürchtetste Fahnderin...

Um ihr damals einen Schreckschuss zu versetzen, ebenso dem Rolf I., haben wir beiden durch die Post ein Todesurteil zugehen lassen. Wir hatten ein normales Justizformular dazu verwandt. Der letzte Satz hiess noch: ‚Das Urteil wird nach Kriegsende vollstreckt.‘»

Diese Widerstandsgruppe hiess «Arbeitsgemeinschaft für Frieden und Aufbau». Im März 1944 flog der Widerstandskreis, dem unter anderen Rotholz, Scharff, Ilse Gruen, Bernhard Gruen, Johanna Schallschmidt, Edith Hirschfeld, Günther Samuel und Hans Winkler angehörten, nach einer Denunziation auf.

Der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof ermittelte wegen Hochverrats und Landesverrats. Aus den Handakten des Oberreichsanwalts kann man Einzelheiten über die Tätigkeit der Gruppe entnehmen.

Sie war in Luckenwalde als «Sparverein» gegründet worden. Zunächst wurden Geld, Lebensmittel und Lebensmittelmarken für illegal lebende Juden gesammelt. Hans Winkler, ein Justizinspektor, beschaffte Stempel und Formulare für Personalausweise und aus dem Wehrmeldeamt in Jüterbog Wehrpässe für seine Schützlinge. Ab Mitte 1944 begannen die Mitglieder, die die Gestapo nicht hatte festsetzen können, auch mit Propagandaarbeit. Flugschriften wurden verteilt. Attentate und schliesslich der bewaffnete Untergrundkampf wurden vorbereitet. Scharff wollte das Lager Schulstrasse mit Waffengewalt befreien. Er wurde am 13.10.1944 als Haupt der Gruppe von der Gestapo verhaftet und später im KZ Sachsenhausen erschossen.

Bei dem «Todesurteil», das die Gruppe Stella K. und Rolf I. hatte zu kommen lassen, handelte es sich um einen eingeschriebenen Brief, der im Februar 1944 mit dem Stempel des Postamtes Möckernstrasse der «Ordnerin der SS» ausgehändigt wurde. Das Gerichtsformular war echt, formgerecht ausgestellt mit allen amtlichen Stempeln. Nur die Ortsangabe fehlte.

Im Oktober 1944 heiratete Stella K. ihren Mitfahnder Rolf I. Die Heiratsurkunde weist sie als Angestellte der Gestapo aus. Zu diesem Zeitpunkt scheint sie jedoch schon keine nennenswerte Greifer- und Fahndertätigkeit mehr ausgeübt zu haben. Ihr muss bewusst gewesen sein, was nach Kriegsende auf sie zuzukommen drohte. Der Zeuge W. erinnerte sich später:

«Als ich mich einmal Anfang 1945 mit der Stella in dem Lager in der Schulstrasse über die Sache unterhielt und sie mir vorhielt, dass sie ja Juden geschützt hätte, sagte ich ihr, das möge alles sein, aber wenn man nur einen verraten hätte, dafür müsse man sich verantworten. Da sagte sie mir wörtlich: ‚Es geht ja dem Ende zu, da kann ich mir ja jetzt schon den Scheiterhaufen Zusammentragens»

Kurz bevor die Rote Armee in Berlin einmarschierte, setzten sich Stella K. nach Liebenwalde und ihr Mann nach Lübeck ab. Doch noch im selben Jahr wurde Stella K. gefasst. Sie hatte unter falschem Nachnamen einen Antrag auf staatliche Zahlungen für Opfer des Faschismus gestellt. Dieser Antrag landete in Berlin in der jüdischen Gemeinde auf dem Tisch von Alexander Rotholz, der dort inzwischen als Rechtsbeistand tätig war. Er entdeckte ihre wahre Identität.

«Von der Kriminalpolizei Liebenwalde wurde Stella K. festgenommen und zunächst zur Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Str. gebracht. Es hatte sich inzwischen herumgesprochen, dass ich die Stella K. aufgespürt hätte, und es sammelte sich daher eine grosse Anzahl von Juden in der Jüdischen Gemeinde an, die bei Eintreffen der K. sie lynchen wollten. Ich entsinne mich, dass ihr beispielsweise die Haare abgeschnitten wurden.

Die K. wurde dann von mir und dem früheren Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Herrn Erich Nehlhans, und dem Sachbearbeiter, Herrn Heinz Bickel, zur damaligen Kriminalpolizei in der Dirksenstr. gebracht und dem diensttuenden Kommissar Blomé übergeben. Gegenstand der Untersuchung waren Verbrechen gegen die Menschlichkeit.»

Stella K. wurde in der damaligen SBZ zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt. Nachdem sie entlassen wurde, ging sie nach West-Berlin. Dort strengte Rotholz erneut ein Verfahren gegen sie an. Nach einem langwierigen Prozess entschied auch hier das Gericht auf zehn Jahre Haft. Unter Anrechnung der bereits verbüsstes Strafe wurde sie jedoch freigelassen. Sie durfte einen neuen Namen annehmen und lebt heute in der Bundesrepublik.

Karla Wagenberg – Ein Brief aus Auschwitz

Karla Wagenberg war eine junge Pionierin. Sie lebte im Landwerk Neuendorf bei Fürstenwalde in der Nähe Berlins. Dort betrieb der deutsche Hechaluz seinen wichtigsten Kibbuz. Seit 1941 war dieser landwirtschaftliche Betrieb, ein Hachscharah-Lager, in den jüdischen Arbeitsdienst eingegliedert worden. Nachdem die jüdischen Gemeinden in Deutschland zerstört und deportiert worden waren, existierte nur noch in jenen Hachscharah-Lagern, von denen die Zionisten einst Dutzende unterhalten hatten, jüdisches Leben. Nach und nach wurden auch diese Kibbuzim von der SS aufgelöst. Zum Teil wurden die Chaluzim deportiert, zum kleineren Teil in Neuendorf eingegliedert.

Damals hat's geheissen, wer flüchtet, wird erschossen. Und wir haben gesagt: ‚Na die Blöden, haben probiert zu flüchten.‘) Wir haben die Grösse der jüdischen Tragödie nicht erfasst und konnten sie nicht erfassen, weil wir das nicht menschenmöglich gefunden haben. Das ist eine ganz einfache Sache.⁴²

Es gab immer mehr Transporte in den Osten, und es kam auch schon vor, dass Juden sich versteckten. Doch im Hechaluz herrschte die Ansicht: Wir haben eine Verpflichtung ans Volk, und man soll aufrecht ins Lager gehen; das ist doch nur ein Arbeitslager, und man kann auch das überleben, und der Krieg wird ja doch mal zu Ende sein, und solange man zusammenhält...

Ich hatte damals schon Nachrichten, dass in Polen irgendwas mit meinem Cousin passiert war, der Deutscher war, so wie ich, aus Leipzig. Und dann gab es diese Diskussionen, die so ein bisschen zerfleischend waren; sollte man sich schleppen lassen, ohne zu wissen wie und wohin, oder sollte man sich verstecken? Und wenn man dann gefasst wird, wird man wie ein Hund totgeschlagen.

Sehr viele waren der Meinung, das sei eine Schande, und ich gehörte auch zu ihnen. Wir haben gesagt: Immer heisst es ‚der feige Jud‘, und wir sollen zeigen, aus was wir gemacht sind. Wenn der Lagerkommandant kam und sagte: ‚Ihr habt wunderbar gearbeitet‘, wenn es in

der Fabrik hiess: „Ihr seid viel besser als die polnischen Fremdarbeiten, dann waren wir stolz darauf.“

Wir wussten schon die ganze Zeit, man hatte uns schon Monate zuvor gesagt, dass man uns in ein Arbeitslager in Polen vielleicht in der Nähe von Kattowitz schicken würde. Ein Teil von uns hat dort in Neuendorf in der Umgebung bei Bauern gearbeitet, und da hat's geheissen, die werden weiter bei Bauern arbeiten, und ihr, die ihr schon in Kriegsfabriken gearbeitet habt, werdet weiter in Kriegsfabriken arbeiten.

Doch dann kam der Kristallisationspunkt, als Alfred Selbiger Ende 1942 verhaftet und umgebracht wurde. In diesem Moment erwachten Zweifel in uns, in einem Teil, besonders in unserer Gruppe wurde das immer mehr diskutiert.

Die Frage hiess: Wo kann man sich verstecken, soll man sich verstecken, ist das ehrenhaft? Und ich war immer noch dagegen, trotz Alfred Selbiger. Da waren die Razzien, dauernd haben sie welche gefunden, und die hatten keine Chance, die haben sie halb totgetreten. Aber ich hatte gewisse Zweifel. Was war die beste Überlebenschance? Das hat man sich gefragt im Hechaluz.

Anne Borinsky, damals Jugendführerin von Karla, vertrat den Standpunkt der Hechaluz-Leitung in Berlin:

«Unsere Anweisungen haben wir von unserer Bundesleitung bekommen, vom Makkabi Hazair, und wir haben – das heisst, ich als Leiterin habe – meiner Ansicht nach blind und mit nicht sehr viel eigener Stellungnahme das angenommen, was von oben gesagt wurde. Ausserdem waren wir auch unserer Richtung entsprechend sehr diszipliniert, wir haben gelernt zu gehorchen. Und deshalb haben wir damals allen unseren Chawerim mit der für uns allen massgeblichen Bundesleitung zusammen gesagt, wer versucht, sich dem gemeinsamen jüdischen Schicksal zu entziehen, der gehört nicht mehr zu uns. Für uns war das, was man mit uns tat, gemeinsames jüdisches Schicksal.

Ich würde sagen, es hat das Gefühl dahintergesteckt, dass man nicht fliehen darf, sondern dass man sich ergeben muss. Wir waren sicher, dass man, wenn man gesund und vernünftig ist und bereit ist, sich mit schwerer Arbeit durchzukämpfen, alles überstehen würde. Ausserdem fühlten wir als junge, gesunde und tatkräftige Menschen die Verpflichtung, denen, die nicht so kräftig waren, zu helfen.

Das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird – daran haben wir natürlich nicht geglaubt. Wir waren immer, von Anfang bis zum Ende, auch noch in der ersten Zeit, als wir in Auschwitz waren, bis wir durch dieses grosse Tor gegangen sind, der Ansicht: Wir kom-

men in ein Arbeitslager, wir werden schwer arbeiten müssen, vielleicht wird der eine oder andere dabei kaputtgehen. Aber wir haben nie, nie geglaubt, dass so etwas möglich ist wie Vernichtungslager.

Ich weiss, dass die Bewegung beschlossen hatte, jeden auszu-schliessen, der versuchte, ohne eine offizielle Erlaubnis unterzutau-chen.»⁴³

Schweren Herzens entschloss sich Karla Wagenberg, dem Rat der Berliner Gruppe um Gad Beck und Jizchak Schwersenz, zu denen sie engen Kontakt hatte, nicht zu folgen. Sie liess sich deportieren. Um den 10. April 1943 bekamen die Neuendorfer ihre Listen. Wenige Tage später wurde diese letzte Gruppe des deutschen Hechaluz ins Sammellager Grosse Hamburger Strasse gebracht. Dort harrten sie drei Wochen auf ihre Fahrt nach Osten. Karla Wagenberg war dort zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Freundin Hilde Grünberg.

Man hatte uns gesagt, wir könnten jeder einen grossen und einen kleinen Koffer mitnehmen. Mein Onkel hat mir sogar durch einen alten Diener, der nicht Jude war, noch Leuchter und Silberbesteck mitgegeben.

Wir sind in Viehwaggons ohne Fenster, ohne Türen, ohne Bänke, ohne Stühle geladen worden, in einigen lag Stroh, in den anderen gar nichts. Und es war noch empfindlich kalt, es war ein ziemlich strenger Winter. Dann hatten wir das Gefühl, wir fahren zickzack. Ganz oben im Waggon war ein winziges Fenster, und wir haben ein kleines Mädchen hochgehoben, damit sie hinaussehen konnte. Da waren Bauern, die auf dem Feld arbeiteten. Sie haben Zeichen gemacht, dass man uns köpfen wird. Und andere haben etwas wie ein Feuer nachgemacht. Alle haben uns Zeichen gegeben. Und die Frauen haben die Hände vors Gesicht geschlagen.

Wir sind, glaube ich, drei Tage gefahren. Wir waren wahnsinnig durstig. Dann hat man uns aus dem Viehwagen herausgeworfen, herausgepeitscht. Und wir mussten uns in einer langen Reihe aufstellen. Unsere Sachen sind alle zurückgeblieben, man hat gesagt, das käme in einem Frachtzug nach; nur was wir auf dem Leibe hatten, konnten wir behalten.

Dann war die Selektion, vor Auschwitz, vor den Toren von Auschwitz. Oder den Toren von Birkenau, das weiss ich auch nicht mehr, denn dieser Anblick war so furchtbar, dass Leute so etwas tun können. Ein Mädchen hat man mit den Stiefeln getötet, fast zu Tode getreten, aufgestanden jedenfalls ist sie nicht mehr. Und eine Freundin von mir und ich, wir waren damit beschäftigt, meine Schwester hochzuheben, die weniger als anderthalb Meter gross war. Damit sie durchkommt.

Sie war damals, im Juni '28 geboren, noch nicht sehr erwachsen, sehr erwachsen waren auch wir nicht. Aber es ist gelungen, meine Schwester durchzubringen.

Wir wussten ja noch nicht, was man mit den anderen Leuten machte, die man zur Seite gestellt hat, aber es hat geheissen, sie kommen in ein anderes Lager. Die Hilde Grünberg aus Neuendorf, meine Schwester und ich, wir haben irgendwie zusammengehalten, wir drei. Man hat immer Dreierreihen gebildet, und es ist uns gelungen, meine Schwester hochzuhalten. Diese ganze Geschichte hat Stunden gedauert, und ich habe Tage danach meinen Arm noch nicht gespürt.

Am nächsten Abend oder demselben Abend habe ich Feuer gesehen vor den Baracken, Riesenfeuer. Ich habe begonnen, die Slowaken zu fragen, doch mit denen konnte ich kaum sprechen. Ich fand eine Slowakin, Piri hat sie geheissen, die Deutsch sprach. Sie war im nächsten Block. ‚Was ist das?‘ habe ich sie gefragt, doch sie hat gesagt: ‚Besser, du weisst es nichts Aber es hat mir keine Ruhe gelassen, denn nach dem Feuer kam der Geruch, es roch so ähnlich wie Seife. Deutsche oder Fremdarbeiter, die haben gesagt, es wird Seife dort gemacht, damit man sich waschen kann. Doch Seife haben wir nirgendwo gesehen.

Am zweiten oder dritten Abend habe ich verstanden. – Und es hat in mir gebrannt, und es hat in mir gewurmt: Wie sage ich meinen Freunden in Berlin, was hier passiert? Kein Arbeitslager, sondern eine Vertilgung auf einer Skala, die die Weltgeschichte nicht gesehen hat, die noch nicht dagewesen ist, Millionen.

Am nächsten Tag kam ein Transport von Zigeunern, und die wurden vernichtet. Niemand ist mehr rausgekommen von denen, so hiess es im Lager. Mit diesem Druck bin ich zwei Monate herumgegangen. Wie sage ich das, was mache ich?

Dann kam eine Freundin, die von jemandem gehört hatte, dass eine Kapelle gegründet werden sollte. Grosse Musiker vor dem Herrn waren wir alle nicht. Blockflöte, die man in der Schule lernte; ich konnte zufällig Noten lesen, meine Schwester auch, weil man ja in Deutschland immer alles sehr gründlich gemacht hat...

Da war eine SS, die schrecklich gern Musik hörte. Sie hielt sich für besonders zivilisiert und wollte auch klassische Musik haben. Es fehlten nur die Noten, da meistens nur ein Exemplar da war, und da ich 'Noten schreiben konnte, hatte ich nun eine Ganztagsbeschäftigung. Und dadurch waren wir schon befreit.

Vorher war ich in der Brennesselkompanie, und dann war ich in einem Aussenkommando in einem Rübenfeld. Da habe ich was mit der Peitsche abgekriegt, habe mich nicht tief genug gebückt, weil der

Rücken nicht mehr wollte. Und dann bin ich weg von diesen Kommandos – kommt Sonnenschein, kommt Regen, kommt Schnee, wir haben draussen gegessen und gespielt.

Die SS-Leute haben dann begonnen, uns Lebensmittelpakete zu geben, die aus der Schweiz kamen. Manchmal kam auch einer von den Offizieren rein und sagte, jetzt spiel mir was vor. Und diese Sachen konnte ich natürlich ohne Noten spielen.

Die Behandlung war nicht schlecht, solange man nicht irgendwie aus der Reihe getanz ist. Aber wer krank wurde, war sofort weg.

Da war ein SS-Mann, der sagte immer: ‚Ach bei euch ist’s so schön, man hört die Musik, ich stehe gern hier.‘ Ich habe ihm immer ‚Guten Tag‘ gesagt und die Tür aufgehalten. Das gab’s auch.

Karla beschloss, die Sympathie des SS-Mannes auszunutzen. Sie wollte einen Brief nach Berlin schicken, um ihren Freunden die Wahrheit über Auschwitz mitzuteilen. Adressatin war Hedwig Beck, die Mutter von Gad Beck. Karla machte sie gegenüber dem SS-Mann zur Tante.

Ich sagte zum ihm: ‚Oh, meine Tante wird sich so schrecklich sorgen, sie hat bald Geburtstag, ich möchte ihr so gerne schreiben.‘ Immer wieder habe ich ihm vorgeweint, jedes Mal, die Tante, die Tante, die ist doch Christin. Sie hat doch keine Schuld. Er meinte dann, ich sähe auch überhaupt nicht jüdisch aus. Denn wenn sie einmal näher hingesehen haben, dann haben sie den Unterschied nicht mehr bemerkt, der ihnen eingetrichtert wurde.

Ich habe ihn bearbeitet, wie man einen Stein mit Wasser bearbeitet. Ein Kuvert hatte ich nicht, so habe ich ihn gebeten, mir eins zu besorgen. Da war noch nicht besprochen, dass er es auch wegschicken sollte. Auch um das Porto habe ich ihn gebeten. Schliesslich hat er gesagt: ‚Weisst du was, die arme Tante braucht wirklich nicht zu leiden, schreib ein paar Zeilen und gib sie mir. Ein Kuvert bekommst du dann auch.‘

Ich schrieb die Adresse in seinem Beisein mit seinem Bleistift, denn Bleistifte waren eine sehr heikle Angelegenheit dort, wir hatten ja keinen Besitz, meistens nur, was wir auf dem Leibe trugen. Er versprach, es der Tante zu schicken, auch wenn es nicht mehr rechtzeitig zum Geburtstag käme. Ich habe ihn vollkommen eingeseift mit der Tante, aber das war die einzige Möglichkeit, denn er hätte es weder nach Genf geschickt, noch irgendwoanders hin. Das wäre verdächtig gewesen.

Und so schrieb Karla Wagenberg:

«Ihr braucht Euch nicht viel Sorgen zu machen um mich. Wir sind hier zu zweit und haben unsere Arbeit. Wie gut ist es, dass ich das Flötenspiel gelernt habe, denn das hat mich gerettet. Wir arbeiten in der Küche. Das Leben und die Arbeit wären ganz erträglich, wenn nicht in der Nähe der Kamin wäre...»

Das Wort «Kamin» hatte sie in hebräischen Buchstaben geschrieben. Drum herum hatte sie Herzchen gemalt.

Er war schrecklich zufrieden über diese Küsse, die ich um den ‚Kamin‘ gemalt habe. Da habe ich gesagt, das sind die Küsse an die Tante, so habe ich von klein auf immer geschrieben.

Es musste alles furchtbar ungebildet ausschauen – ein kleines Mädchen schreibt an die Tante –, sonst hätte er es nicht geschickt. Ich wollte sagen, dass sehr viele nicht mehr da waren, dass ich lebte und wo ich war, dass sie sich nicht zu sehr sorgen sollten und dass dies und jenes dort vorhanden war. Ich konnte nicht schreiben: Kommt nicht!

Stattdessen schrieb sie:

«.. .Täglich kommen Hunderte hinein. Wir verlieren nicht die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Oft singen wir oder unterhalten uns. Wir versuchen auch noch zu lernen. Ich habe nur eine Bitte: Schliesst uns immer in Euren Kreis bei Eurer Hawdalah (Gebet am Ende des Sabbat) ein und vergesst uns nie! Eure Karla. N. B. Viele von uns sind schon bei Alfred.»⁴⁴

Ich habe in diesem Brief geschrieben, dass ich lebte, dass aber sehr viele meiner Freunde schon bei Alfred Selbiger, also schon tot waren, und das enthielt die Botschaft: Kommt nicht! Geht nicht! Tut was ihr könnt, um beieinander zu bleiben! Ich kann mich an den genauen Wortlaut nicht erinnern, aber ich weiss, ich hab‘ es Wochen in meinem Kopf herumgetragen.

Tage und Wochen habe ich überlegt, wie kann ich noch ein Wort kürzen, wie kann ich noch etwas hereinbringen. Dann habe ich gesehen, wenn ich zu übergescheit bin, dann wird gar nichts daraus. Und ich habe gelernt, dass es sich bei solchen Sachen immer bezahlt macht, sich zu geben wie ein kleines Kind; denn Kinder haben sie alle.

Ich hoffte, dass sie es so, wie ich es geschrieben hatte, mit diesem Satz über Selbiger, weitergeben würden. Und so ist es auch gelungen. Das wird im Juni ‘43 gewesen sein.

Tatsächlich schickte der SS-Mann den Brief zu seiner Frau nach Berlin, die ihn dort bei der Post aufgab. Jizchak Schwersenz erinnert sich: «Auch ohne, dass uns alle Sätze klar waren, das Wort ‚Kamin‘ in he-

bräischen Buchstaben geschrieben, traf uns in furchtbarer Eindeutigkeit. »

Karla Wagenberg, der es so gelungen war, ihre Freunde zu warnen, musste nun ihre eigene Existenz in Auschwitz behaupten.

Wo sind die meisten Menschen umgekommen? Bei 40 Grad minus haben wir im Appell gestanden, stundenlang, und die Leute sind umgefallen, einer nach dem andern. Die haben nicht überlebt, sie sind sofort danach ins Krematorium geschickt worden.

Ich erinnere mich, was 1943 am Jom Kippur passiert ist. Wenn die Leute nicht gefastet hätten, hätten Tausende noch überleben können. Am Mittag hatte man uns zu essen gegeben, und es entstand eine Diskussion: Sollen wir fasten, sollen wir nicht fasten? Es war uns so im Blut. Ich weiss noch, dass speziell ältere Leute, die noch immer irgendwie durchgekommen waren, vor Schwäche diesen Tag nicht überlebt haben. Und ich habe an diesem Tage geschworen: Niemals mehr!

Wir haben gesagt, es gibt keinen Gott, der so etwas zulassen kann, dass so viele umkommen deswegen. Warum die Leute zusammengefallen sind wie Fliegen, während wir stehengeblieben sind, das weiss ich nicht, aber wahrscheinlich haben wir einen grösseren Willen gehabt.

Es gab kein Bereuen, wir haben nie zurückgeschaut, denn das war Selbstmord. Damit wäre das Selbstmitleid gekommen. Und wir mussten kämpfen, jeden Tag, jede Stunde kämpfen. Und in der Zeit im Lager haben wir noch andere zum Zionismus bekehrt, denn die Religion hat ihnen keinen Halt mehr gegeben. Es gibt sehr, sehr viele, die das Fasten am Jom Kippur heute nicht mehr einhalten. Das ist ein Aufstand gegen Gott, der so etwas zugelassen hat, gleichgültig welcher Gott. Wenn es einen Gott gibt – wo ist die Gerechtigkeit? Aber jeder Tag hat unseren Lebenstrieb gestärkt. Wir konnten kaum auf unseren Füssen stehen, aber wir wollten!

Zum Schluss habe ich mich am Flecktyphus angesteckt. Das ist eine Krankheit mit wahnsinnig hohem Fieber und Bewusstlosigkeit. Man bekommt Flecken davon, die nicht zu übersehen sind. Es ging mir schon besser, ich war schon über den Berg, da hat man uns eines Tages alle herausgeholt. Es war eiskalt, wir mussten uns nackt ausziehen, und der Dr. Mengele hat uns alle inspiziert. Wir konnten überhaupt nicht mehr laufen.

Die slowakischen Schreiberinnen hatten eine Dose mit Körperpuder. Den haben sie über mich ausgeschüttet, bevor Mengele kam, denn wir hatten ein gutes Verhältnis zueinander. Das waren auch Leute aus der zionistischen Jugendbewegung, wir haben irgendwie

zusammengehalten. Mengele sah mich an und sagte: ‚Sie hat doch Flecktyphus!« Sage ich: ‚Ich kann Ihnen um den Bau herumlaufen.‘ Sagt er: ‚Was, Mut hast du auch? Sehr blass bist aber ja.‘ Das kam durch den Puder, aber so hat er die Flecken nicht gesehen. Schliesslich liess er mich wieder gehen, und so bin ich am Leben geblieben.

Bis zuletzt war ich in der Kapelle. Alle, die nicht krank wurden, konnten hier überleben, solange sie relativ gut waren, sich der Disziplin fügten, sich dran gewöhnten. Wir hatten ein grosses Plus, wir Deutschen, weil wir immer die Sprecherinnen waren.

Ich rühre heute kein Instrument mehr an. Ich konnte ein bisschen Klavier spielen, aber ich tue es nicht mehr, ich lese auch keine Noten mehr. Ich habe gerne klassische Musik und bin früher teilweise in Konzerte gegangen, doch es hat mich zu stören begonnen, jedesmal sehe ich die Bilder vor mir:

Wir sitzen vor dem Tor oder direkt an dem Tor auf Stühlen und spielen dort, während die Kolonnen ausmarschierten. Wie viele sind zusammengefallen, wie viele sind auf dem Weg liegengeblieben? Spiel! Spiel! Man hat nicht mit der Wimper zucken dürfen, weil einem die Hände abgefroren sind. Denn mit Handschuhen konnte man ja nicht spielen.

Wenn man dann die SS gesehen hat, wie sie die anderen gepeitscht hat und wir sassen da und spielten: Das hat in uns diesen Lebenswillen gestählt. Wir müssen! Und daraus hat sich bei der Musik ergeben, dass man alles tun musste, um dabei zu bleiben.

Im November '44 wurden wir plötzlich ohne Instrumente auf einen Zug geladen und in Viehwaggons nach Bergen-Belsen gebracht. Einer sagte zu uns: ‚Wenn ihr hierbleibt, seid ihr in Gefahr, die Russen kommen.« Weiter nichts. Das war von einem Tag auf den anderen. Irgendwie waren wir sogar beleidigt und überlegten, ob wir ihnen als Orchester wohl nicht mehr gut genug waren. Das war ja unser Leben, die Leute um uns herum sind wie die Fliegen gestorben.

Im April 1945 wurde Karla Wagenberg im Konzentrationslager Bergen-Belsen von den Engländern befreit.

Ich arbeitete im jüdischen Arbeitsdienst bei den Deutschen Tachometerwerken in Berlin-Kreuzberg, am Kottbusser Tor. Dort hatte ich einen Kollegen, der hiess Georg Robert Michel. Er war früher mal in der KPD aktiv gewesen. Wir rechneten alle schon seit Ende 1942 mit einer grossen Aktion, die Berlin judenrein fegen sollte. Michel und ich hatten beschlossen, dann zusammen in die Illegalität zu gehen. Wir wollten nicht in den Osten. Damals war ich vierzehn Jahre alt.⁴⁵

Dann kam dieser Tag, dieser 27. Februar 1943. Ich kam am frühen Morgen von der Nachtschicht nach Hause, und als ich um die Ecke bog, da sah ich die SS. Sie hatten die Strasse abgesperrt. Einige sassen mit aufgefanztem Bajonett auf den Lastern, andere drangen in die Häuser ein, wo die Juden wohnten. Ich rannte sofort davon. Ein paar Minuten später war ich schon bei Michel. Ich habe zu ihm gesagt: ‚Komm, jetzt gehen wir in die Illegalität. Alles andere hat keinen Sinn. Noch ein paar Augenblicke, und sie werden dich auch abholen.‘ Doch er wollte nicht mehr: ‚Nein, tut mir leid, ich gehe nicht. Ich gehe mit den anderen.‘)

Michel war immer ein bisschen kränklich gewesen, schwach auf der Brust. Und in diesem Augenblick hatte ihn die Kraft verlassen. Er hatte den Mut verloren, in die Illegalität zu gehen. Er gab mir noch die Adresse eines Mannes, der mir vielleicht mit einer Unterkunft helfen könnte. So ging ich allein wieder fort. Michel habe ich nie wieder gesehen.

Ich habe vom Gleisdreieck von der S-Bahn aus sehen können, wie man die Judentransporte in den Güterzügen verschickt hat. Die SS stand rings um die Güterzüge herum, als sie die Leute aufgeladen haben. Das war ein schrecklicher Schock. Ich bin dann zu meinem Freund Poldi gegangen, mit dem war ich zusammen auf der jüdischen Schule gewesen. Der war jetzt auch illegal. Er brachte mich zur Familie Beck und da hörte ich zum erstenmal vom Chug Chaluzi.

Meine Eltern waren deportiert und Poldi lebte schon lange

allein. Nach der Aktion hatten wir keine Bleibe mehr. Deshalb beschlossen wir, zunächst mal in die Wohnung meiner Eltern zu gehen, solange wir nichts Besseres hatten. Wir sind bei Nacht durchs Vorderhaus raufgestiegen, und über den Dachboden sind wir dann rüber in meine Wohnung. Die Schuhe hatten wir mit Schmattes – mit Lappen – umwickelt, um keinen Lärm zu machen. Dort haben wir ein oder zwei Wochen lang jede Nacht geschlafen.

Ein paar mal sind wir auch länger in der Wohnung geblieben, auch bei den Bombenangriffen haben wir uns hier versteckt. Aber meistens sind wir morgens wieder raus. Die Wohnung war versiegelt, auf der Tür war ein Kuckuck. Jeden Abend haben wir ihn gelöst und morgens wieder raufgeklebt.

Eines Abends bemerkten uns dann die Nachbarn im Treppenhaus. Poldi konnte sich noch gerade aus dem Staub machen, aber für mich war es schon zu spät. Die Leute im Vorderhaus kannten mich natürlich. Die wussten, dass ich Jude war. Bei ihnen war einer von der Partei. Der fragte mich: ‚Was machen Sie denn hier?‘ Doch eine Frau half mir. Sie sagte: ‚Ja, der Junge wohnt hier. Er wohnt doch im Hinterhaus.‘ Aber von der Nacht an war es aus.

Ich bin dann zu diesem Mann gegangen, von dem mir Michel die Adresse gegeben hatte. Ein Kommunist. Der nahm mich sehr gut auf, und er war tatsächlich bereit, mich unterzubringen, auf einem Laubengrundstück in Karlshorst, am Höhnower Wiesenweg. Dort habe ich dann zusammen mit einem Freund gewohnt. Wir waren für die Kommunistische Partei tätig. Das war unsere Gegenleistung für das Quartier. Bei Nacht sind wir rumgefahren und haben überall verschiedene Flugblätter hingelegt, die wir vorher gedruckt hatten. Für meine illegale Arbeit hatte ich mir eine Waffe besorgt, denn ich war ständig unterwegs. Und wenn es wirklich mal irgendwie zu einer Verhaftung kommen sollte, dann wollte ich mich wehren.

Ich habe Lebensmittelkarten gekauft und auch verkauft. Dadurch habe ich Geld verdient und konnte mich unterhalten. Anfangs war ja kein Geld da, es war ja nichts vorbereitet.

Im März oder April lernte ich einen polnischen Juden kennen, Zaj Ostroszewa. Der hatte Kontakte zu einem Drucker in der Reichsdruckerei, der doppelte Serien druckte. Die doppelt gedruckte Serie gab er an Zaj weiter. Ich traf mich regelmässig nach Beginn einer neuen Kartenperiode mit Zaj nachts am Alex. Das ging blitzschnell, ich gab ihm das Geld, er mir die Karten. Zeit zum Kontrollieren gab es nicht. Man vertraute sich.

Der Kontakt zwischen Kaufmann und mir wurde durch Ewo hergestellt. Aber ich habe mich mit Kaufmann nur einige Male getroffen,

um abzusprechen, was ich ihm zu welchem Preis zu liefern hatte. Später, als diese Treffen zu gefährlich wurden, haben wir diese Sachen dann durch Mittelsleute machen lassen, denn ich war sehr vorsichtig, mich überhaupt mit Leuten zu treffen.

Die Verhaftung von Ewo im Juni und von Hallermann und Dr. Kaufmann im August '43 waren böse Vorboten. Wir merkten immer mehr, wie sich die Schlinge zuzog. Die Gestapo war uns auf den Fersen. Und dann kam im September die Verhaftung von Poldi. Ein schwerer Schlag für uns. Aber wir mussten weiterleben. Ein Kamerad fällt, und die anderen gehen weiter. Wir sind sehr ängstlich geworden und haben ein immer zurückgezogeneres Leben geführt. Aber trotzdem hat man sich mit Menschen treffen müssen. Man kann sich nicht einfach in irgend-ein Zimmer setzen und warten. Denn letzten Endes muss man ja leben, man muss was einkaufen, was kaufen oder verkaufen, man muss irgendwie leben, eine Beschäftigung haben. Und so bin ich mit Jizchak Schwersenz und Gad Beck zusammengekommen. Durch Jizchak lernte ich dann auch die Oberstudienrätin Gerhard kennen, eine alte Dame, die uns die ganze Zeit über geholfen hat.

Zvi Abrahamson stand ganz oben auf der Fahndungsliste der Gestapo. Hauptscharführer Dobberke erfuhr am 30.8.1943 von einer deutschen Zeugin:

Zuletzt habe ich ihn im März gesehen. Wie der betreffende Heinz mit Vaters Namen heisst, weiss ich nicht, da er mir denselben nie genannt hat. Im Laufe einer Unterhaltung erwähnte er mal, dass er in einer Laube ausserhalb Berlins wohnt. Mir ist es so, als wenn die Gegend Mahlsdorf oder Rahnsdorf in Frage kommt. Der Heinz ist ungefähr 16 bis 17 Jahre alt, blond und etwa 150 bis 155 Zentimeter gross.»⁴⁶

Damit hatte Dobberke zwar nicht den richtigen Ort, aber den richtigen Stadtbezirk, in dem er nach Abrahamsohn fahnden musste. Er brauchte zweieinhalb Monate dafür.

In der Laube habe ich immer mit der Waffe geschlafen. Jede Nacht war ich dort, bis zum 18. November. An diesem Morgen, um vier Uhr früh, haben mich zwei Fahnder aus dem Bett geholt. Das war eine Holzbude, und die Tür war offen. Es war kein Problem, da hineinzukommen. Ich wollte noch die Waffe ziehen, aber es war schon zu spät: Beide hatten schon ihre Waffen in der Hand. Juden! Es waren keine Gestapos, keine richtigen Gestapoleute, sondern wie üblich jüdische Spitzel. Ich musste mich anziehen, und dann wurde ich mit Handschellen ins Gestapo-Lager abgeführt.

In der Grossen Hamburger Strasse hat mir Dobberke als erstes meine

Zähne zerschlagen. Ein Schlag genügte. Die Gestapo versuchte von mir herauszupressen, was nur irgendwie möglich war. Immer wieder hat Dobberke mich verhört. Er empfing mich mit ein paar Backpfeifen, das war seine tägliche Begrüssung, und dann fing er an: ‚Nun erzähl du mal. Was hast du gemacht von dem Tag an, als du in die Illegalität gegangen bist? Und woher hast du Geld gehabt? Und wo bist du die erste Nacht gewesen? Und wo die zweite, die zehnte, die hundertste Nacht und bis heute Nacht?‘

Und nun steh du vor dem Gestapo-Mann und erzähl ihm alles nach Punkt, Komma und Strich, jede Sache, die du gemacht hast, ohne jemanden zu verraten. Denn er schnappt dich ja bei jedem falschen Wort, das du sagst. Dann heisst es: ‚Du lügst, so war es doch gar nicht, eben hast du noch ganz anders ausgesagt, und der oder der hat doch auch anders ausgesagt, warum erzählst du das jetzt so, das steht doch im Widerspruch mit dem, was du vorher gesagt hast oder was der Zweite oder Dritte gesagt hat...‘ Stundenlang in einem solchen Verhör zu sein, das ist etwas ganz Schlimmes.

Als ich einige Wochen in der Gestapo-Haft war, kamen noch andere Chawerim dazu, die dem Chug angeschlossen waren. Wir waren unten im Keller des Gestapo-Lagers in verschiedenen Bunkern untergebracht, das war für die schwereren Fälle. Wir hatten ständig polizeiliche Bewachung im Bunker, im Gang und auch ausserhalb. Trotzdem hielten wir ständig Verbindung mit dem Chug draussen. Von Mal zu Mal bekamen wir Nachrichten reingeschmuggelt, in Briefen und Gesprächen. Das war ein Kalfaktor, der hatte Verbindung nach draussen, und mit dem konnten wir kleine Papiere raussenden, so dass wir ständig in Verbindung waren mit Gad. Jeder Einzelne von uns hat natürlich überlegt, was man tun könnte, um rauszukommen. Denn in der Gestapo-Haft weiss man, dass einem der sichere Tod bevorsteht. Vielleicht wird man morgen abgeschoben oder nächste Woche oder nächsten Monat. Wer weiss? Alle paar Tage war doch ein Transport. Neben unserem Bunker war ein Luftschuttkeller, der nicht bewacht wurde. Und wie es der Zufall wollte, haben wir da verschiedene Werkzeuge in einem Verschlag gefunden. Dabei war auch eine Spitzhacke, und die haben wir uns geholt.

In unserem Bunker waren Lichtschächte mit Eisengittern. Diese Eisengitter waren von zwei Metallschienen gehalten, die mit Nieten befestigt waren. Mit der Picke brachen wir den Niet durch, mit einem grossen Knall sprang er auf, und ein Gitter war frei. Dann haben wir alles zurückgestellt, wie es war, denn es war ja Tag und wir konnten nicht raus.

Dann kam die Silvesternacht. Es war ein grosser Luftangriff, ge-

rade auf den Stadtkern von Berlin. Und in dieser Nacht beschlossen wir zu flüchten. Bei Luftalarm mussten wir alle auf den Gang hinaus. Da standen dann aus jedem der fünf Bunker vielleicht zwölf Leute. Als das Licht ausgemacht wurde, haben wir uns in unseren Bunker zurückgezogen, und als geschossen wurde und die Bomben fielen, sind wir einer nach dem anderen raus. Erst als sieben Mann draussen waren, ist es entdeckt worden. Leider Gottes, das Mädels, das dabei war, kam nicht mehr mit raus.

Im ganzen Haus war Alarm, und die Gestapo-Leute suchten uns, aber wir haben es schliesslich doch geschafft, auf die Strasse zu entkommen. Dort sind wir noch auf einen Polizisten getroffen, der hat uns ganz gross angeschnauzt: Was macht ihr denn hier draussen bei Luftalarm. Doch wir sind schnell weggelaufen. Er hat uns nichts getan. Wir haben uns dann gemeinsam bis nach Neukölln durchgeschlagen. Wir wussten, wo wir hingehen konnten, und so sind wir in eine sichere Unterkunft gekommen.

Zu dieser Zeit hatte sich Jizchak Schwersenz bereits vom Chug Chaluzi als Untergrundführer zurückgezogen und die Leitung Gad Beck übertragen. Ein Brief beschreibt die Lage der Gruppe:

«Jizchak ist fort. Da er sich seit einigen Wochen schon völlig distanziert hat, ist für uns seine Abreise nicht so wesentlich spürbar.

Wir sind nur noch vier Chawerim!

Können der grossen Gefahr wegen nur ab und zu, unregelmässig, uns bei Dunkelheit auf der Strasse treffen. Zwei unserer Chawerim wissen, dass von den ausgebrochenen Kameraden nur noch sie zwei übrig sind und dass mit allergrösster Nervenstärke und Glück sie sich hier halten können. Sie leben in einer Umwelt, die sich aus Betrügern, schmutzigen Geschäftemachern, Spielern und Zuhältern zusammensetzt. Schlaf kennen sie kaum. Das Essen ist zum Verhuntern gerade zuviel, aber einmal satt werden?

Mit Menschen zusammenzukommen, an denen sie Halt hätten, ist ihnen beinahe unmöglich gemacht worden. Nur auf zwanzig Minuten des Nachts können sie sich treffen, um die kleinen Zusätze Lebensmittel in Empfang zu nehmen, kurz die wichtigen Neuigkeiten durchzusprechen und dann sich wieder trennen zu müssen, mit schwerem Herzen und sehr wenig Hoffnung auf eine baldige Besserung der Lage.

Unsere Illegalen können kaum noch an jene Reinheit und Idealismus der Menschen glauben, die bisher unsere Chawerim ausgezeichnet haben, da sie bisher immer ausgenutzt wurden von jenen hilfreichen Idealisten, die ausser 450 RM monatlich noch politische

Es fing eine schwere Zeit an. Zunächst hatten wir noch eine neue Hoffnung, denn wir glaubten, dass es uns ähnlich wie Jizchak gelingen könnte, in die Schweiz zu kommen. Doch daraus wurde leider nichts. Immerhin bekamen wir nun Geld von dort. Als die ersten Gelder kamen, da konnten wir doch etwas aufatmen, denn damit konnte man arbeiten, man konnte einkaufen, man konnte auch Unterkünfte besorgen.

Ich habe dann an verschiedenen Plätzen geschlafen, bis Gad die Wohnung in der Oudenharder Strasse besorgt hat. Das wurde nun unser ‚Hauptquartier‘, eine Parterrewohnung, nicht sehr gross. Wir waren viele Leute, bis zu siebent haben wir manchmal da geschlafen. Dort haben wir auch Lebensmittel untergebracht, die wir an Leute verteilten, die nichts hatten. Wir haben dort sehr schöne Stunden verbracht. In einer anderen Zeit ohne all den Schrecken hätte es vielleicht ganz lustig sein können.

Mittlerweile hatte man bei Zvi eine Lungentuberkulose festgestellt. Gad Beck schrieb an Nathan Schwalb:

«Zvi hat auf Anraten eines Arztes unbedingten Klimawechsel nötig, da sein Gesundheitszustand sehr zu wünschen übrig lässt.»⁴⁸

Auch die christliche HelferIn, Studienrätin Gerhardt, schaltete sich ein. Am 17. Oktober 1944 schrieb sie deprimiert nach Genf:

«Die Kinder, für deren Entwicklung Sie sich so besonders interessieren, würden Ihnen, so fürchte ich, eine Enttäuschung bereiten. Die Verhältnisse sind wohl nicht ganz einfach. Nur den Jüngsten (Zvi), der es ja auch am nötigsten hat, kann ich als alte Omi ein bisschen betreuen, für den mein bewährter Hausarzt dringend zu Wald- und Höhenluft – Schwarzwald, Allgäu oder so – rät. Es geschieht aber nichts in dieser Sache ausser grossen Worten.»⁴⁹

Als klar wurde, dass ein Fluchtversuch in die Schweiz aussichtslos war, mussten wir erst mal dafür sorgen, dass jeder seine Unterkunft hatte, dass jeder sein Essen bekam, dass jeder irgendwie leben konnte, und das war eine grosse Aufgabe. Trotz all der Gelder, die wir hatten, war es doch eine schwere Sache, alles so zu organisieren, dass jeder irgendwie sicher seinen Tag und seine Nacht verbringen konnte.

Anfang 1945 standen die Russen schon an der Oder, und das Kriegsende war abzusehen. Wir waren noch in Berlin und hielten Gott sei Dank irgendwie stand. Da sich das Geld tagtäglich entwertete, da man täglich mehr bezahlen musste, überlegten wir, was wir mit diesem vielen Geld tun sollten. Schliesslich wurde beschlossen, das Geld irgendwie anzulegen, in Gold oder in Brillanten.

Paul Dreyer, der Inhaber unseres ‚Hauptquartiers‘, brachte uns dann – nicht in die Wohnung – jemanden, der bereit war, uns Edelsteine zu verkaufen. Er gab uns eine Warenprobe, grüne Steine, Smaragde, und er machte uns ein faires Angebot. Dreyer kaufte für uns die Ware. Aber dann stellte sich heraus, dass dieser Lustig ein Spitzel war, ein Agent der Gestapo. Er meldete der Gestapo, dass Dreyer irgendwie in Verbindung sei mit einer illegalen Gruppe. Man verhaftete Dreyer, folterte ihn, und er gab natürlich alles preis, erzählte alles, was er wusste.

Es war am Morgen des 5. März. Gad und ich kamen nach einem Bombenalarm nach Hause. Der Hauswart ging noch auf und ab, und das war sehr ungewöhnlich. Er hat wohl die Spitzel benachrichtigt, dass wir zurück waren. Sie stiegen im Hof durchs Klofenster ein, wieder mit der Waffe in der Hand. Ich wollte meine Pistole ziehen, doch Gad hielt mich davon ab. Die beiden Spitzel blendeten uns mit einer Taschenlampe, und dann stiess der eine einen Schrei aus: ‚Das ist ja der Zvi von damals!‘ Die waren vollkommen überrascht, mich dort anzutreffen.

Wir sprachen mit den beiden und sagten zu ihnen: ‚Was wollt ihr uns verhaften, wozu wollt ihr uns jetzt der Gestapo ausliefern? Das steht schon kurz vorm Abschluss. Dann werdet ihr später geschnappt werden, und was wird man euch tun? Man wird euch doch aufhängen für die Arbeit, die ihr jetzt leistet.‘

Aber sie gingen nicht darauf ein. Sie wollten uns nicht freilassen und sagten, sie hätten den Befehl bekommen, uns zu verhaften. Im Gestapo-Quartier stand Dobberke schon da und rieb sich die Hände. Er hatte diese zwei Leute zu uns geschickt, aber mit mir hatte er ganz und gar nicht gerechnet. Er war ganz überrascht, mich zu finden, und dementsprechend empfing er mich auch. Er gab mir einige Backpfeifen, die Zähne hatte er mir ja schon vorher ausgeschlagen. Er hatte mich vom 1. Januar 1944 an gesucht und hatte mich nicht gefunden. Ein Jahr und zwei Monate hatte er gebraucht, um mich wiederzufinden.

Es war im Grunde genommen unser Todesurteil. An dem Tage glaubten wir wirklich nicht mehr, dass wir noch mal rauskommen würden. Denn wir wussten, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, uns nach Auschwitz zu schicken, dann würden sie uns erschliessen. Das war doch die leichteste Sache.

Was passierte stattdessen? Erst mal wurden alle Leute eingeliefert, einer nach dem anderen. Und ausserdem gab es ja noch viele andere Gefangene. Die Russen kamen immer näher nach Berlin, man hörte schon die Kanonen, man hörte schon das Schiessen. Und Dobberke

hockte immer noch da im Gestapo-Lager. Eines Tages beschloss er dann, ich meine auf eigene Faust, die Leute, die im Lager waren, alle zu befreien. Er hoffte wohl, dadurch seine Haut zu retten. Eine Gruppe nach der anderen schickte er nach Hause. Wir blieben als letzte im Bunker, bis er dann am letzten Tag auch zu uns kam. Am 21. April gab er uns den Befreiungsbrief – und wir waren frei.

Es hat verschiedene Phasen des Widerstands gegeben, entsprechend den Etappen der Verschärfung innerhalb des Krieges. Am Anfang wussten wir ja noch nicht, was auf uns zukommen würde. Vorerst dachten wir, sicher – es kommt eine neue Lage, verwirrende Bedingungen. Aber das mussten wir erst erleben, ermessen und dann handeln.

Das Wichtigste für uns war, zunächst auf allen Wegen die Auswanderung anzukurbeln, die Hachscharah-, die Umschichtungspunkte auszubauen und schnellstens Zertifikate zu organisieren oder illegale Wege für die Auswanderung zu finden.

Und als das Schrecklichste kam, was sich ein Mensch überhaupt vorstellen kann, da hat sich der Hechaluz umgewandelt: Aus einer Ausbildungs- und Auswanderungsorganisation wurde er zum Dynamo der Hilfs- und Rettungskomitees der Histadruth und der Jewish Agency. Seine Parole lautete nun «Hilfe und Rettung auf allen Wegen». Ich betone: Auf allen Wegen.

Die Möglichkeiten dafür waren von Region zu Region unterschiedlich. Deshalb konnte ich auch nie Weisungen geben. Das Hechaluz Geneva Office gab Informationen, Ratschläge, es organisierte das Mögliche. In den neuralgischen Zeiten, ab Mitte 1940, gaben wir Empfehlungen. Wir sagten: «Wir haben eure Lage analysiert, wir haben uns beraten, und uns scheint das und das für euch der richtige Weg zu sein.» Das Befolgen stand vorerst jedem einzelnen Chaluz und jeder Gruppe frei. Denn so klug konnten wir in der fernen Schweiz nicht sein, dass wir hätten sagen können, das und das ist der Weg. Ich habe in meinen Briefen geschrieben: Ist es für eine Hachscharahgruppe nach eurer lokalen Überzeugung besser, sich dem Arbeitslager im Gestapo-Sinn oder einer Deportation zu entziehen, so ist das gut. Seid ihr überzeugt, dass ein illegaler Grenzübergang möglich ist, so sollen einige diesen Weg versuchen. Und damit alles klappte, haben wir dann mitberaten und mitorganisiert.

Ich habe mich immer gewehrt oder wehren wollen, wenn jemand den Begriff der Illegalität lediglich auf das Sich-Verstecken redu-

zierte. Das ist mir zu primitiv, zu einfach. Illegalität ist ein sehr breiter Begriff. Illegal ist schon jene Demonstration, die sich gegen Gesetze richtet, jene Handlung, die diese Gesetze unterläuft.

Deutschland ist eigentlich zugrunde gegangen durch einen sehr missverstandenen Begriff des Gehorsams. Das ist meine Lehre aus der gesamten Geschichtsphilosophie der Deutschen. Wäre dieses Volk nicht so in seinem inneren Wesen, ein Hitler wäre trotz aller seiner terroristischen Handlungen in den zwanziger und Anfang der dreissiger Jahre nie an die Oberfläche gekommen. Wir waren davon meilenweit entfernt. Wir haben im Hechaluz in unserer normalen Erziehung schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg diesen Begriff oder die Anschauung der Gehorsamkeit selbst in der naivsten oder laschesten Bedeutung abgelehnt. Und so haben wir die Jugend erzogen, besonders der Teil der Bewegung, der ich angehörte. Makkabi Hazair, oder der noch ältere, die Gordonia.

Es gab ja den Hashomer Hazair, wörtlich übersetzt «Der junge Wächter», aber nicht im militaristischen Sinne, sondern der Wächter des Gedankens, des Geistes, des Erziehungsideals. Wir waren eine Parallele zu dieser Bewegung. Wir wollten avantgardistisch sein. Wir negierten die Diaspora aus Überzeugung. Wir sagten, unsere Heimat ist Palästina, Erez Israel mit der Lebensform des Kibbuz. Und weil wir die Diaspora mit der Zerstreung der jüdischen Gemeinden in aller Welt ablehnten, boykottierten wir auch die Sprache der Diaspora, das Jiddische, den Jargon. Wir lernten unsere Nationalsprache, wir haben gesagt, wir sprechen Hebräisch, wir denken hebräisch, wir schreiben hebräisch. Wir in der Gordonia haben gesagt, das jüdische Volk lebt in einer Anomalie, die man gesunden muss durch produktive Arbeit, durch gemeinsame gegenseitige Hilfe, durch mehr Leben in der Natur. Wir negierten sogar das städtische Leben, darum sind wir in die Landwirtschaft gegangen. Wir wollten eine zionistische, sozialistische, volkstümliche Bewegung sein – keine Elite. Der Status einer Elite hätte uns beim weiteren Lebensweg und der Verwirklichung unserer Ideale isolieren können. Wir und alle anderen waren dabei vom Grundsatz her auf das Pioniertum ausgerichtet.

Und so, wie wir in Friedenszeiten die Pioniere zum Aufbau von Erez Israel waren, so wurden wir während der Shoah zum Pionier der Hilfe und Rettung für unser Volk. Und wieder war dabei unser Ziel das Erreichen Israels, nicht nur als rettendes Ufer, sondern als Heimat. Hazalah, Bricha, Alijah – Rettung, Flucht und Einwanderung, das waren die «Anweisungen» der Weltzentrale an alle Punkte des Hechaluz in Europa. Und jeder Aktivist, verantwortlich entweder in der Zentrale oder in einer Hachscharah-Gruppe, musste abwägen, je

nach seinen örtlichen Gegebenheiten, wie er diese Anweisung verwirklichen konnte.

Es liegt etwas im Sinne des Hechaluz und der Illegalität des Hechaluz, also in der jüdischen Untergrundbewegung, das heisst Solidarität: Das bedeutet einander zu helfen im Getto und im Lager, zu helfen, um aus diesem Unglück herauszukommen, unter Umständen aber auch aktiv und militärisch gegen das Regime, gegen Gestapo und SS zu kämpfen, wie zum Beispiel in Warschau, Bialystok, Lublin oder sogar in Bendzin. Und wenn einer fiel oder sich verstecken musste, ist statt seiner ein anderer Kämpfer oder eine Kämpferin eingesprungen.

Der Hechaluz war – wegen seiner jungen Mitglieder und seiner Ideologie – der Vorarbeiter der Selbstaufopferung innerhalb der jüdischen Gemeinde. Typisch dafür war das Verhalten der Kader des Hechaluz, der herausragenden zionistischen Führer, zum Beispiel in Polen. Als ich für Kader südamerikanische Schutzpässe nach Polen schickte, für Leute, die von den dortigen Gruppen ausgewählt worden waren, da wollten sich die meisten nicht in diese auserwählte Rolle fügen. Sie lehnten persönliche Privilegien und damit ihre eigene Rettung ab, weil sie die Familie oder Gruppe nicht im Stich lassen wollten. Ich nahm immer wieder per Kurierpost dazu Stellung und betonte, dass keine Zeit war, um zu philosophieren; die Zeit war bitter, der Feind wollte uns vernichten. Und jeder, der sich auch auf diesem Wege rettete, war ein Sieg über den Feind.

In Deutschland dagegen – ich spreche von den deutschen Juden – war man lasch. Bis zur zweiten Hälfte 1941 haben die deutschen Juden – aber auch die Jugend – sich mit der damaligen Entwicklung der Lage abgefunden. Dennoch war es Widerstand, wenn Jugendliche aus den Hachscharahgruppen, deren Jugendführer oder Alfred Selbiger als Hechaluz-Führer per Code mit mir offen postalisch korrespondierten, denn wegen der strengen und umfassenden Zensur gehörte grosser Mut dazu. Und es war auch Widerstand, wenn sie illegal während des jüdischen Arbeitsdienstes zionistische Ideale schmiedeten.

Doch das Bewusstsein für Gerush-Stop, für den Stopp der Deportationen, war in Deutschland leider nicht sehr ausgeprägt. Wir haben den Juden in Deutschland zu erklären versucht, dass die Deportationen in den Osten nicht in gewöhnlichen Arbeitslagern endeten, sondern dass der jüdischen Jugend dort Misshandlung und Tod drohen. Das haben wir schon 1940 erkannt, als man die ersten Juden aus der Tschechoslowakei und Wien im Gebiet von Nisko zusammenpfer-

chen wollte. Und wir hatten auch schon gesehen, wie man die burgenländischen Juden 1938 im Niemandsland an der Donau hat herumirren lassen.

Aber dem Judentum Deutschlands fehlte eine politische, aktive gesellschaftliche Führung. Grosse Teile der Jugend hätten gern etwas Greifbares getan, aber sie fanden keinen Rahmen und keine Mittel. Alles hat sich dort hierarchisch abgespielt. Da gab es eine Kultusgemeinde und einen Vorstand der Kultusgemeinde, und der war das Alpha und Omega. In allen anderen Ländern war es unter ähnlichen oder gleichen Umständen anders, aber es herrschte auch ein anderes Temperament.

Als Recha Freier die Aktion zur Rettung polnischer Kinder vorschlug – und die Rettung der Kinder war eines der Hauptanliegen des Hechaluz, egal ob in Polen oder in Frankreich –, da stiess sie in Deutschland auf taube Ohren. Wir unterstützten Recha, wo es nur ging, Dr. Silberschein als Organisator und Saly Mayer als Finanzier. Aber die Leitung in Berlin, der auch sie als gewähltes Mitglied angehörte, machte keinen Finger krumm. Eppstein und andere hatten eine Heidenangst, eine Aktion zu unterstützen, die gegen Eichmanns «Judenpolitik» verstiess. Die Rettung der Kinder durch Recha Freier nach Jugoslawien war der einzige revolutionäre Widerstandsakt im deutschen Judentum! Aber nach welchen Tumulten! Was in der Berliner Gemeinde zu inneren Stürmen führte, war in allen anderen Zentren eine Selbstverständlichkeit. Ich habe Eppstein im Laufe der Jahre immer wieder zugegeben, dass man sich in einer solchen Zeit natürlich nicht über alles einig sein kann. Aber zum Schluss waren die Leiter der Reichsvereinigung nur noch Befehlsempfänger. Auch Edelstein in Prag musste alle Befehle ausführen. Aber die Frage war: Wie? Sofort? Oder liess man Eichmann ein bisschen schmoren?

Die wirklichen Absichten der Gestapo mit den Deportationen aus den deutschen und deutsch besetzten Gebieten kannten wir schon 1942, vor allem in der zweiten Hälfte 1942. Es lief auf die Dezimierung, auf die Ausrottung der Juden hinaus. Wir haben den deutschen Juden geraten, alles zu tun, um sich nicht deportieren zu lassen. Aber das deutsche Judentum war orientierungslos, und der Elternschaft fehlte es an politischem Genius für eine solch komplizierte Zeit. Aber immerhin haben es doch viele Chawerim gewagt, sich auf eigene Faust nach Bratislava durchzuschlagen, um sich dann irgendeinem illegalen Transport nach Palästina anzuschliessen.

Wir haben den polnischen Chawerim vor und nach den Aufständen in den Gettos 1943 geraten – und wir haben ihnen geholfen –, jeden

möglichen Weg in die Slowakei oder nach Ungarn und Rumänien zu gehen. Aber in Deutschland ging es leider anders zu. Ich führe das auf den damaligen Mangel an entsprechenden Führern zurück. In der Tschechoslowakei und in Polen gab es im Hechaluz dynamischere und realistischere Leiter. Unvergessen bleibt Gisi Fleischmann, die ihr Leben für ihr Volk geopfert hat. Und ihr Name steht stellvertretend für Hunderte anderer Kämpfer und Kämpferinnen. Sie alle haben in der schlimmsten Zeit und unter schlimmsten Bedingungen immer wieder neue Wege zur Rettung gebahnt und genutzt, während sich die erfahrenen Leiter des deutschen Hechaluz schon lange nach Palästina begeben hatten. Dabei hatte die jüdische Jugend im deutschen Hechaluz das Wesen der Haganah studiert, nicht nur, weil man es in Israel brauchte, sondern auch wegen des herannahenden Krieges. Und darum waren wir Aktivisten so enttäuscht, dass es in Deutschland nicht zu einem Minimum an Militanz gekommen ist, ähnlich wie in der Tschechoslowakei. Aber dort haben sie wenigstens hier und da Bunker gebaut.

Die Gruppe des Hechaluz, die in Berlin untergetaucht ist, stellte insofern eine Besonderheit für Deutschland dar. In Prag hatten wir allein sieben solcher Gruppen. Deshalb war auch die Begegnung mit Jizchak Schwersenz Ende Februar 1944 in der Schweiz für mich persönlich und auch in Bezug auf meine tägliche Arbeit für Hilfe und Rettung ein besonderes Kapitel. Ich hatte solche Begegnungen mit einzelnen von unseren Freunden und kleinen Gruppen, die wir herübergerettet hatten aus Belgien, Holland, Frankreich, Jugoslawien und Italien. Diese Begegnung mit Schwersenz hatte für mich einen ganz besonderen Wert, weil wir bereits über Jahre mit den Chawerim des Chug Chaluzi über Möglichkeiten der Rettung in die Schweiz korrespondiert hatten. Und trotz der späten Zeit – 1944: Als ich gesehen habe, dass Schwersenz auf der Schweizer Seite war, nahm ich an, es würden doch noch einige nachkommen können. Für mich war das im Sinne der Hechaluz-Bewegung in Europa der erste Durchbruch dieses unseres chaluzischen Kreises in Berlin.

Etwa zur gleichen Zeit bekam ich aus Polen ganz andere Nachrichten. Eliezer Geller schrieb mir in jenen Tagen eine Karte aus dem Getto Warschau: «Ami ist sehr krank, trotzdem romanciert er mit Mowedska. Es scheint aber, dass sie ihn nicht heiraten wird, sondern demnächst Josef Bussel besucht.» Das war codiert und dennoch eine klare Sprache. Geller schrieb mir, dass das polnische Judentum aufgehört hatte zu existieren.

Über Jahre, schon seit 1942 und bis zum Ende habe ich Informationen dieser Art an die Westmächte, nach Jerusalem und an die Kurie

weitergeleitet. Aber selbst 1944 wurden diese Nachrichten immer wieder blockiert. Ich habe den jüdischen Führern gesagt, dass ich diese Haltung der Alliierten nicht akzeptieren könne, dass es eine egoistische Haltung sei. Ich habe mehrmals nach Jerusalem telegraphiert, dass die Folgen tragisch sein würden, dass die Westmächte mit ihrer Ignoranz die Rettung von einer Million Juden verhinderten. Ist es da nicht völlig klar, dass der Zug, den wir 1944 mit 1'700 Menschen aus Ungarn retteten, von denen vielleicht vierzig Prozent Chaluzim waren, die schon illegal lebten, für uns bis heute ein Triumph über den Feind ist, den wir mit Verhandlungen täuschen konnten? Dieser Zug, den Eichmann nach Auschwitz bringen wollte und der über Bergen-Belsen in zwei «Raten» in die Schweiz gelangte, ist ein Symbol des Widerstands mit List. Und dasselbe gilt für den Erfolg unserer Verhandlungen in Ungarn.

Angesichts der faktisch vollzogenen Endlösung an unserem Volk war es verständlich, dass wir dem Kreis in Berlin möglicherweise in einem gewissen Übermass Mittel haben zukommen lassen; Geld durch Kuriere, aber auch Lebensmittelpakete, die wir aus Portugal, Spanien oder Schweden an verschiedene Adressen nicht nur des Chug in Berlin, sondern auch an Freunde in anderen Städten Deutschlands verschickt haben. Berlin haben wir als Zentrum genommen, da es auch mit diesen Leuten in Kontakt war. Stellvertretend für viele möchte ich hier einen Namen nennen: Frau Studienrätin Dr. Gerhardt. Diese deutsche Widerständlerin hat selbstlos aus christlichen oder menschlichen Motiven geholfen. Sie ist eine «Gerechte der Völker», wie wir unsere Helfer in Israel ehrend nennen.

Der Hechaluz hat in dieser tragischen Zeit dafür gesorgt, dass alle europäischen Teile unserer Jugend zueinandergehalten haben. Sie sollten sich nicht aufgeben, und sie sollten für sich und andere ihnen nahestehende Menschen alles unternehmen – und wir waren in Genf entschlossen, ihnen dabei zu helfen –, damit sie das Schlimmste überlebten. Es ist schwer, zwischen den Hechaluz-Kernen Parallelen zu ziehen, dazu waren die unmenschlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern zu unterschiedlich. Aber in den meisten Fällen – und ich glaube auch in Berlin – hat sich gezeigt, dass es der gemeinsame Geist, die gegenseitige Hilfe, das Zueinanderhalten waren, die viele Menschen diese Zeit haben überstehen lassen.

In allen Ländern hat sich in den Jahren des Schreckens und des Terrors der Hechaluz gegenüber dem Feind als unerschrockene und selbstbewusste Elite unseres Volkes gezeigt, die selbst mit den un-

menschlichsten Methoden nicht so leicht zu brechen war. Diesen Geist konnten die Kerne – trotz ihrer Schwächung mit jedem Kriegsjahr – bewahren aus einem grossen und tiefen Glauben: Es war der tiefe Glaube, dass trotz der massenhaften Vernichtung das jüdische Volk nicht untergehen wird – und der tiefe Glaube an das eigene Land Erez Israel.

Erklärung hebräischer Begriffe

Alijah	wörtl.: Aufstieg – Auswanderung nach Israel
Alijah B	Bezeichnung für die illegale Einwanderung nach Palästina
Beth Chaluz	Pionierhaus – Werkhäuser und Heime des Hechaluz
Chaluz	Pionier – Arbeiter, die ohne finanzielle Hilfe nach Palästina einwanderten oder: Der Pionier als Idealtypus des arbeitenden Zionisten
Chawer	Kamerad, Genosse, Freund
Chewrah	Gruppe, Freundeskreis
Channukah	«Lichterfest», religiöses Fest der Juden in der Vorweihnachtszeit
Derech	Weg
Erez Israel	Land Israel
Golah	Exil, jüdische Diaspora
Habonim	«Erbauer» – sozialistisch-zionistisch ausgerichteter Jugendbund
Haganah	wörtl.: Schutz – militärische jüdische Untergrundbewegung in der Mandatszeit Palästinas
Hazalah	Hilfe, Rettung
Hawdalah	«Trennung» – religiöses Zeremoniell am Ende des Sabbat
Hachscharah-Kibbuzim	Vorbereitungslager der zionistischen Jugendbewegung für die Alijah
Hasborner Hazair	«Der junge Wächter» – in Deutschland 1931 gegründete linksgerichtete jüdische Jugendbewegung
Hechaluz	«Der Pionier» – zionistische Bewegung für den Aufbau Israels, gegründet 1917

HICEM	Hilfsorganisation für die planmässige Auswanderung und finanzielle Unterstützung von Juden
Iskor	Zeremoniell zur Erinnerung an Verstorbene
Jewish Agency	Interessenvertretung der Juden Palästinas gegenüber der Mandatsregierung, international anerkannte Auslandsvertretung der Juden; heute noch eine Einwanderungsbehörde
Jeziah	Ausreise, Flucht
Jischuv	jüdische Bevölkerung Palästinas
Jom Kippur	höchster jüdischer Feiertag «Versöhnungsfest»
Jugend-Alijah	von Recha Freier 1932 ins Leben gerufene Organisation des Hechaluz zur Einwanderung junger Juden nach Palästina
Kaspi (Kessel)	Geld
Kibbuz	Form der Gemeinschaftssiedlung in Israel
Kibbuznik	Angehöriger des Kibbuz
Kwuzah	kleinere Form des Kibbuz
Makkabi Hazair	«Der junge Makkabäer» – jüdischer Pfadfinderbund
Maskir	Sekretär
Madrich	Führer, Leiter
Olim (pl.)	Einwanderer
Plugah	Brigade, Arbeitskolonne
Reschima	Liste
Schabbes (Jiddisch)	Sabbat, Wochenende der Juden von Freitag Sonnenuntergang bis Samstag Sonnenuntergang
Schaliach (pl. Schlichim)	Delegierter, Botschafter, Kurier
Shoah	Katastrophe, der Holocaust
Tarbuth	Kultur
Twilim	Gebetsriemen

Einleitung

- 1 Micha Bin Gurion stammte aus Russland und wirkte auch einige Jahre in Deutschland als jüdischer kabbalistischer (Kabbala – jüdische Mystik) Dichter. Die Ereignisse während des Lagers hat mir Jizchak Schwersenz bei einem Interview 1983 in Haifa beschrieben.
- 2 Bis heute ist ungeklärt, wie viele Juden im Machtbereich der Nazis überlebt haben. Die Schätzungen schwanken zwischen 500'000 und einer Million. Allein in Budapest sind zwischen 120'000 und 300'000 Juden der Vernichtung entgangen. Es spricht vieles dafür, dass die höheren Schätzungen zutreffend sind.
- 3 Konrad Kwiet, Helmut Eschwege: Selbstbehauptung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933-1945, 2. Aufl. Hamburg 1986
- 4 Nathan Schwalb-Dror hat sein Privataarchiv inzwischen dem Archiv des israelischen Gewerkschaftsbundes Histadruth übergeben. Da die Katalogisierung noch nicht abgeschlossen ist, werde ich die Herkunft der entsprechenden Dokumente – die mir Schwalb-Dror jeweils persönlich übergab und übersetzte – im Folgenden mit «Privataarchiv Schwalb-Dror» kennzeichnen.

Erster Teil

- 1 Leo Kaufmann: Von den Anfängen des Hechaluz, 1934; Privataarchiv Schwalb-Dror
- 2 Diese Zahl bezieht sich auf die sogenannten «Glaubensjuden», also die Mitglieder der mosaischen Religionsgemeinschaft. Nach Bruno Blau: Das Ausnahmerecht für die Juden in Deutschland 1933-1945, Düsseldorf 1954, lebten davon 1939 noch 234'000 in Deutschland.
- 3 Zur allgemeinen Geschichte des Nationalsozialismus und des Dritten Reiches soll hier nur auf einige leicht zugängliche Gesamtdarstellungen verwiesen werden. Aussagen dazu werden im Text nicht einzeln angemerkt.
Eberhard Aleff: Das Dritte Reich, 7. Aufl. Hannover 1970 (Edition Zeitgeschehen);
Martin Broszat: Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung, 7. Aufl. München 1978 (dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, 4009);
Klaus Hildebrand: Das Dritte Reich, 2. Aufl. München 1981 (Oldenbourg, Grundriss der Geschichte, 17)

Grundlegend zum Thema Judenverfolgung sind:

Uwe Dietrich Adam: Judenpolitik im Dritten Reich, Königstein 1979 (Athenäum Droste Taschenbücher Geschichte, 7223);

Raul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, Berlin 1982;

Wolfgang Scheffler: Judenverfolgung im Dritten Reich, 77. Tausend. Berlin 1964 (Zur Politik und Zeitgeschichte, 4)

- 4 Richard Lichtheim: Die Geschichte des deutschen Zionismus, Jerusalem 1954
- 5 Zum Folgenden siehe: Nathan Feinberg: Jewish Political Activities against the Nazi Regime in the Years 1933-1939, in: Jewish Resistance during the Holocaust, Iad Vashem, Jerusalem 1971
- 6 Hier herrscht statistische Konfusion. Von den 420'000 Juden waren 270'000 aus dem Altreich, die anderen stammten aus Österreich. Von den 68'000, die nach Palästina kamen, stammten 50'000 aus dem Reich, der Rest kam aus Österreich und dem Protektorat Böhmen und Mähren. Vgl. dazu: Heinz Höhne: Der Orden unter dem Totenkopf – Die Geschichte der SS, München 1986, S. 306,311; Eva Beling: Die gesellschaftliche Eingliederung der deutschen Einwanderer in Israel, Frankfurt 1967, S. 26-39.
- 7 Recha Freier: Let the Children Come. The Early History of Youth Aliyah, London 1961
- 8 Gerda Luft: Heimkehr ins Unbekannte, Wuppertal 1977, S. 92
- 9 William R. Perl: The Four Front War – From the Holocaust to the Promised Land, New York 1979; im Folgenden auch Interview mit Fred Reischer, Wien 1983. Reischer war Führer des zionistischen Jugendverbandes Betar in Wien.
- 10 Interview Nathan Schwalb-Dror, Zürich 1985
- 11 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 12 Ehud Avriel (Ehud Überall): Open the Gates, London 1975
- 13 Perl, a.a.O.
- 14 Avriel, a.a.O.
- 15 Perl, a. a. O., S. 70 f
- 16 Aleff, a. a.O., S. 85
- 17 Bis Kriegsausbruch hatten etwa 35'000 Juden mit der legalen Aliyah aus Deutschland Palästina erreicht. Geplant war nun die illegale Aliyah von 10'000 Menschen auf vier Schiffen unter deutscher Flagge.
- 18 Avriel, a.a.O.
- 19 Zitiert nach: *Palestine Post* (englische Ausgabe) vom 27.8.1939
- 20 Damit wurden Juden aus dem Deutschen Reich für die Briten automatisch zu feindlichen Ausländern.
- 21 Interview Nathan Schwalb-Dror, Tel Aviv 1983
- 22 Perl, a.a.O.; siehe auch Ephraim Lahav: Wer ist schuld an der Tragödie des Kladovo-Transportes? Die einzige Gruppe von Illegalen, die im Holocaust umkam, in: Die Gemeinde, Wien, 28.4.1982.
- 23 Munya M. Mardor: Haganah; Interview Ephraim Frank, Israel 1985
- 24 Esriel Hildesheimer: The Central Organisation of the German Jews in the Years 1933-1945, Jerusalem 1982
- 25 Interview Edith Wolff, Haifa 1983
- 26 Hildesheimer, a. a. O.
- 27 Freier, a. a. O; Interview Schwalb-Dror, Wien 1987

- 28 Ermittlungsverfahren 1 Js/69, Berlinerjustizarchive, Aussage Pastor Heinrich Grüber
- 29 Werner Koch: Der Kampf der Bekennenden Kirche im Dritten Reich, 2. Aufl. Berlin 1979
- 30 Ermittlungsverfahren gegen Hallermann u.a. im Jahre 1943, AZ 1 Gew Kls 203.43, Berlinerjustizarchive.
- 31 Interview Schwalb-Dror, Zürich 1984
- 32 Interview Jizchak Schwersenz, Berlin 1981
- 33 Nach Zeugenaussagen (Berliner Justizarchive, 1 Js 9/65) lag die Zahl der inhaftierten «Mischlinge» und jüdischen «Mischehepartner» zwischen 1'000 und 2'000.
- 34 Interview Gad Beck und Hans Löwenstein de Witt, Berlin 1980, Interview Margot Feiweles und Zvi Abrahamson, Israel 1983
- 35 Die Sekretärin des Leiters des Sammellagers Grosse Hamburger Strasse in Berlin, Dorothea Heym, hat nach eigener Aussage (Berliner Justizarchive, 1 Js 1/ 69) in ihrem Schreibtisch eine Liste von 200 Juden gehabt, die auf persönlichen Befehl Görings nicht deportiert werden durften.
- 36 Ermittlungsakten 1 P Ks 1/57, Berlinerjustizarchive
- 37 Interview Jizchak Schwersenz, Berlin 1981, und Edith Wolff, Haifa 1983
- 38 Interview Ernst Hallermann, Köln 1984
- 39 Ermittlungsverfahren 1 Gew Kls 203.43, Berliner Justizarchive
- 40 Interview Zvi Abrahamson, Israel 1983
- 41 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 42 Interview Gad Beck, Berlin 1980, und Nathan Schwalb-Dror, Israel 1983
- 43 Interview Gad Beck, Berlin 1980, Paul Safirstein, Berlin 1982, und G. W., Israel 1983
- 44 Ebd.; ausserdem Interview Zvi Abrahamson, Israel 1983
- 45 Ermittlungsverfahren 1 Js 9/65, Berlinerjustizarchive
- 46 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 47 Privatarchiv Schwalb-Dror, Brief aus Kaunas, November 1939
- 48 Interview Arno Lustiger, Frankfurt 1985
- 49 Interview Nathan Schwalb-Dror, Tel Aviv 1983 und Zürich 1985
- 50 Vorwort Kastner-Bericht, hebräische Ausgabe, Hrsg. Dov Dinur, Israel 1983
- 51 Privatarchiv Schwalb-Dror; der Text wurde redaktionell bearbeitet
- 52 Ebd.
- 53 Ebd.
- 54 Interview Nathan Schwalb-Dror, Zürich 1984
- 55 Zu diesem Zeitpunkt hatte die antisemitische slowakische Regierung beschlossen, alle Juden bis Ende 1942 aus dem Lande zu treiben; siehe dazu: L. Lipscher: Die Juden im slowakischen Staat, München – Wien 1980; Livia Rothkirchen: Churban Iahadut Slovakia, Iad Vashem 1961. Andreas Biss dagegen, Mitglied der Budapester Rettungskomitees, schreibt in seinem Buch: Der Stopp der Endlösung, Stuttgart 1966, Obersturmbannführer Otto Klages habe ihn darüber aufgeklärt, dass die Deportationen aus der Slowakei auf Weisung des deutschen Aussenministeriums eingestellt worden seien, nachdem der Vatikan auf die slowakische Regierung Druck ausgeübt hatte. Zugleich habe man die Juden im Glauben gelassen, ihre Initiative habe den Deportationsstopp ausgelöst. Die Lösegeldzahlungen hätten also auf einer Täuschung beruht.

- 56 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 57 Ebd.
- 58 Interview Nathan Schwalb-Dror, Wien 1987; Freier, a. a. O.
- 59 Interview Nathan Schwalb-Dror, Tel Aviv 1983
- 60 Zitiert nach: Faschismus – Getto – Massenmord, Dokumentation über Ausrottung und Widerstand der Juden in Polen während des Zweiten Weltkrieges, hrsg. vom Jüdischen Historischen Institut Warschau, Berlin 1960
- 61 Abschrift von Kopie, Privatarchiv Arno Lustiger; Lustiger war Mitglied des jüdischen Widerstands im Getto Bendzin-Sosnowiec.
- 62 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 63 Zitiert nach: Faschismus – Getto – Massenmord, a. a. O.
- 64 Ebd.
- 65 Zum Folgenden: Interview Nathan Schwalb-Dror, Zürich 1985
- 66 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 67 Ebd.
- 68 Dieser (ungarische) Komplex des jüdischen Widerstand ist bis heute bei den Akteuren wie unter Historikern ein äusserst kontroverses Thema. Siehe dazu:
 Bericht des jüdischen Rettungskomitees aus Budapest 1942-1945, vorgelegt von Dr. Reszö Kastner, Genf 1946;
 Andreas Biss: Wir hielten die Vernichtung an – Kampf gegen die Endlösung 1944, Herbstein 1985;
 Kurt Emmenegger: Reichsführers gehorsamster Becher, Zofingen (Schweiz) 1963 (Zeitschriftenserie);
 Walther Laqueur: Die Affaire Kastner, in: Der Monat 84/1955;
 Alex Weissberg: Die Geschichte von Joel Brand, Köln – Berlin 1956
- 69 Interview Nathan Schwalb-Dror, Zürich 1984; siehe auch: Wisliceny-Bericht, in: Wulf/Poliakov: Das Dritte Reich und die Juden, Berlin 1955; Livia Rothkirchen, a.a. O.
- 70 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 71 Biss, Vernichtung.a.a.O.
- 72 Rudolf Vrba, Alan Bestie: Ich kann nicht vergeben, München 1964
- 73 Himmlers Idee, separate Westkontakte herzustellen, ist historisch genügend belegt. Dass die Juden seine Geisel waren, geht zum Beispiel aus einem Gespräch zwischen dem SS-Hauptsturmführer Otto Klages und dem Mitglied des Budapester Rettungskomitees Andreas Biss im August 1944 hervor (Biss, Vernichtung.. ., a.a.O., S. 156f): «... das war das erste Mal, dass ich von der grossen Bedeutung dessen, worum es ging, ‚offiziell‘ etwas erfuhr – hier handele es sich schliesslich nicht nur um die Rettung einiger hunderttausend oder einer Million Juden, sondern es könne sich aus unseren Verhandlungen durchaus eine Angelegenheit von internationaler und historischer Bedeutung entwickeln. Wenn es uns gelänge, den Reichsführer davon zu überzeugen, dass er durch unsere Vermittlung die von uns genannten Stellen in Washington selbst ansprechen könne...»
- 74 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 75 Interview Nathan Schwalb-Dror, Zürich 1985
- 76 Ebd. ; Biss Vernichtung..., a. a. O.
- 77 Biss, Vernichtung..., a.a.O.; Aussage Kurt Bechers in den Nürnberger Prozessen 1947 und im Eichmann-Prozess 1961

Zweiter Teil

- 1 Die Erinnerungstexte im zweiten Teil dieses Buches beruhen auf Interviews, die ich mit den Beteiligten geführt habe. Sie wurden mit deren Einverständnis redaktionell bearbeitet und von mir in eine zusammenhängende Erzählform gebracht. Das Interview mit Pino Ginzburg führte ich 1985.
- 2 Privatarchiv Pino Ginzburg
- 3 Ebd.
- 4 Ebd.
- 5 Sämtliche in diesem Kapitel zitierten Dokumente stammen, soweit nicht anders vermerkt, aus: Ermittlungsakten gegen Hallermann u.a., Berliner Justizarchive, AZ 1 Gew KIs 203.43.
- 6 Ermittlungsakten 1 Js 1/69, Aussage Grüber, Berlinerjustizarchive
- 7 Helene Jacobs: Illegalität und Verantwortung – Dr. Franz Kaufmann zum Gedächtnis, in: Unterwegs, Heft 3/1947
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden Namen in den abgedruckten Dokumenten in den meisten Fällen abgekürzt.
- 12 Interview Günther Rogoff (Pseudonym), Schweiz 1984
- 13 Ermittlungsakten 1 Js 1/69, Aussage Heym
- 14 Ebd., Aussage N.
- 15 Interview Edith Wolff, Israel 1983; eingearbeitet wurden auch aus Edith Wolffs Erinnerungsbericht, den sie 1959 für das israelische Institut Jad Vashem geschrieben hat.
- 16 Interview Nathan Schwalb-Dror, Zürich 1986
- 17 So äusserte sich Recha Freier 1984 in einem Interview von Monika Ogorek für das SFB-Feature «Recha Freier».
- 18 Ermittlungsakten gegen Hallermann u.a., a. a. O.
- 19 Ebd.
- 20 Interview Ernst Hallermann, Köln 1984
- 21 Ermittlungsakten gegen Hallermann u.a., a. a. O.
- 22 Ebd.
- 23 Interview Jizchak Schwersenz, Berlin 1981 und Haifa 1983
- 24 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 25 Interview Gad Beck, Berlin 1981 und Berlin 1986
- 26 Erich Nehlhans ist nach dem Krieg im sowjetischen Sektor Berlins, wo sich zunächst die jüdische Gemeindeverwaltung befand, verschollen. Er hatte gegenüber der sowjetischen Militärverwaltung mehrmals eine kritische Position eingenommen.
- 27 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 28 Interview Myriam Feiweles, Israel 1983
- 29 Privatarchiv Schwalb-Dror
- 30 Ebd.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Ebd.

- 35 Ebd.
- 36 Interview G. W., Israel 1983
- 37 Privataarchiv Schwalb-Dror
- 38 Ebd.
- 39 Ermittlungsakten AZ 1 Js9/65, Berlinerjustizarchiv
- 40 Ebd.
- 41 Sämtliche in diesem Kapitel zitierten Dokumente stammen aus den Ermittlungs- und Prozessakten gegen Stella K., Berliner Justizarchiv, AZ 1 Pk 1 /57.
- 42 Interview Karla Wagenberg, Israel 1983
- 43 Interview Anne Borinski, Israel 1983
- 44 Dieser Brief ist nicht auffindbar. Karla Wagenberg vermutet ihn im Archiv der Sochnuth in Tel Aviv. Der Brief ist aber von allen Mitgliedern des Chug Chaluzi bezeugt. Schwersenz leitete ihn seinerzeit nach Genf weiter.
- 45 Interview Zvi Abrahamson, Israel 1983
- 46 Ermittlungsakten gegen Hallermann u.a., a. a. O.
- 47 Privataarchiv Schwalb-Dror
- 48 Ebd.

Nationalsozialismus

Martin Gilbert

Endlösung

Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas. Grossformat (5031)

Erwin Leiser

«Deutschland erwache!»

Propaganda im Film des Dritten Reiches (783)

Benno Müller-Hill

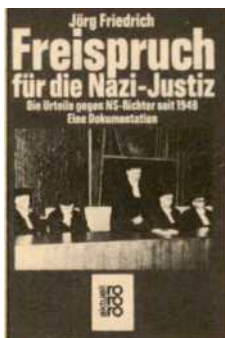
Tödliche Wissenschaft

Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945 (5349)

Ingrid Müller-Münch

Die Frauen von Majdanek

Vom zerstörten Leben der Opfer und der Mörderinnen (4948)



Liberalität

Erhard Eppler (Herausgeber)

Grundwerte

für ein neues Godesberger Programm.
Die Texte der Grundwerte-Kommission
der SPD (5437)

Olof Palme

«Er rührte an die Herzen der Menschen»

Rolf Meinhardt (Herausgeber)

Türken raus?

oder Verteidigt den sozialen
Frieden.

Beiträge gegen die Ausländer-
feindlichkeit (5033)

Ariane Mnouchkine/Hans G. Berger u.a.

Der Prozess gegen den Schriftsteller Wei Jingsheng (5883)



aktuell ESSAY

Erhard Eppler

Wie Feuer und Wasser

Sind Ost und West friedensfähig?

(12470 April '88)

Wolfgang Huber

Protestantismus und Protest

Zum Verhältnis von Ethik und Politik

(12136)

Gisela Marx

Eine Zensur findet nicht statt

Vom Glanz und Elend des

Femsehjournalismus (12350 Mai '88)

Robert McNamara

Blindlings ins Verderben

Der Bankrott der Atom-Strategie

(12132)

Debora Silvermann

Amerika hält hof

Die neue Geschmacksaristokratie

(12233)

Richard von Weizäcker

Die politische Kraft der Kultur

(12249)

